

# Die Illustrierte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst,  
zur Unterhaltung und Belehrung  
für die Familie, für Alle und Jeden.

Siebenter Jahrgang. 1859.

## Die Trapper in Arkansas.

Roman. von Gustave Aimard



Der Knabe schwenkte mit teuflischem Lachen sein Messer in der Luft.

## V o r s p i e l.

## Der Ausgestoßene.

## I.

## Hermosillo.

Den Reisenden, der sich zum erstenmal nach den südlicheren Theilen Amerikas einschiffte, befällt unwillkürlich ein Gefühl unerklärlicher Trauer. In Wirklichkeit ist auch die Geschichte der neuen Welt eine beklagenswerthe Märtyrergeschichte, in welcher unablässig Fanatismus und Habgier Hand in Hand gehen. Das Suchen nach Gold gab die Veranlassung zur Entdeckung von Amerika, und der glückliche Erfolg wandelte das neue Land zu einem Stapelplatz um, nach welchem habgütige Abenteurer mit dem Dolch in der einen und dem Kreuz in der andern Hand kamen, um Haufen des so heiß ersehnten Metalls zu sammeln, dann aber wieder in die Heimath zurückzukehren, wo sie den gewonnenen Reichtum zur Schau stellten und durch ihren zügellosen Lutz zu neuen Wanderzügen anreizten. Diesem unstillen Zustande ist es zuzuschreiben, daß man in Amerika nichts von jenen großartigen Denkmälern, sozusagen den Grundmauern jeder Colonie findet, die sich in einem neuen Lande fortpflanzen will. Wenn man jenen ungeheuren Continent, der sich dreihundert Jahre hindurch im friedlichen Besitz der Spanier befunden hat, heute durchwandert, so trifft man kaum da und dort irgend eine namenlose Ruine, während die Monumente, welche vielleicht Jahrhunderte vor seiner Entdeckung durch die Azteken und die Inkas errichtet wurden, noch immer in ihrer majestätischen Einfachheit dastehen, um Zeugniß abzulegen von dem früheren Vorhandensein ihrer Erbauer und von ihren Anstrengungen zur Förderung der Civilisation. Ach, was ist aus jenen ruhmvollen, von ganz Europa beneideten Eroberungen geworden, in welchen das Blut der Helden mit dem ihrer Opfer zum Besten einer Nation sich mischte, welche einst so stolz war auf ihre tapferen Capitane, auf ihr fruchtbares Land und ihren die ganze Welt umfassenden Handel. Die Zeit ist fortgeschritten und das südliche Amerika büßt eben jetzt die Verbrechen, die auf seinem Boden begangen wurden. Zerissen von Parteien, die sich um die Macht der Stunde streiten, von verderbenbringenden Oligarchien unterdrückt und verlassen von den Fremden, die sich von seinem Fette mästeten, bricht es allmählich zusammen unter der Last seiner Trägheit, die außer Stand ist, den bleiernen Sargdeckel, der es ersticht, zu lüften, und wird sich erst wieder aufraffen, wenn einst eine neue Race, die rein ist von Menschenmord und das göttliche Gesetz zu ihrer Richtschnur nimmt, ihm Arbeit und Freiheit, diese Lebens Elemente der Völker, bringen wird. Mit einem Wort, die spanisch-amerikanische Race ist in dem Besitzthum geblieben, das sie von ihren Vorfahren erbt, ohne seine Grenzen zu erweitern; ihr Heldenthum liegt im Sarge Carl's V. begraben, und vom Mutterlande hat sie nichts beibehalten, als die Gastlichkeit, die religiöse Unduldsamkeit, die Mönche, die Guittareros und die bettelnde Soldateska mit ihren Stugbüschen.

Unter allen Staaten des großen mexikanischen Bundes ist Sonora der einzige, welcher sich in Folge seiner Fehden mit den benachbarten Indianerstämmen und der beharrlichen Reibung unter der Bevölkerung selbst theilweise eine charakteristische Physiognomie erhalten hat. Die Sitten seiner Bewohner verrathen eine gewisse Wildheit, welche bei der Vergleichung mit denen der inneren Provinzen auf den ersten Blick auffällt.

Der Rio Gila kann als die Nordgrenze des Staates betrachtet werden, der im Osten und Westen von der Sierra Madre und dem kalifornischen Meerbusen eingeschlossen wird. Die Sierra Madre, früher Durango, theilt sich in zwei Gebirgszüge, von denen der Hauptzug die Richtung von Norden nach Süden beibehält, der Ausläufer aber gegen Westen

umbiegt und sich hinter den gegen das stille Weltmeer hin liegenden Staaten Durango und Kalisco hinzieht. Dieser Zweig der Cordilleren bildet die südliche Grenze von Sonora.

Die Natur scheint gleichsam zum Vergnügen mit vollen Händen ihre Wohlthaten in diesem Lande ausgestreut zu haben. Das Klima ist lachend, gemäßig, gesund; der Boden birgt Schätze von Gold und Silber, bringt köstliche Früchte hervor, und auch an Arzneipflanzen ist ein Ueberfluß vorhanden. Man findet hier die heilkräftigsten Balsame, die für die Färberei so wichtige Cochenille, trefflichen Marmor, kostbare Edelsteine, Wild und Fische aller Art. Doch haben in den weiten Ebenen des Rio Gila und der Sierra Madre die unabhängigen Indianer, die Comanchen, Pamanies, Pimas, Opatas und Apachen den Weißen einen rohen Krieg erklärt und machen sich auf ihren unablässigen und unveröhnlichen Streifzügen theuer bezahlt für das Abhandenkommen jener Reichtümer, die ihren Vorfahren geraubt wurden und die sie ohne Unterlaß als ihr Eigenthum zurückfordern.

Die drei Hauptstädte der Sonora sind Guaymas, Hermosillo und Arispa. Hermosillo, früher Pitic genannt und berühmt durch die Expedition des Grafen de Raoussel Boulbon, ist die mexikanische Handelsniederlage für das stille Weltmeer und hat mehr als neuntausend Einwohner. Die Stadt liegt auf einer gegen Nordwesten sanft gegenwärt sich abdachenden Ebene und lehnt sich an einen gegen frostige Winde Schutz verleihenden Berg, El cerro de la campana, Glodenberg genannt, dessen Gipfel aus ungeheuren Steinblöcken besteht, die beim Anschlag einen klaren metallischen Ton von sich geben. Im Uebrigen ist diese Ciudad, wie die anderen Städte des spanischen Amerika's, schmutzig, aus gestampfter Erde gebaut und rollt vor den erstarrten Augen des Reisenden ein Bild von Trümmern, Sorglosigkeit und Verödung auf, das die Seele mit Trauer erfüllt.

Am Tage des Beginns unserer Erzählung, am 17. Januar 1817 zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, zu einer Zeit also, um welche die Bevölkerung gewöhnlich sich in den Schatten ihrer Wohnungen zurückzieht und ihre Siesta hält, bot das sonst so ruhige Hermosillo einen befremdlichen Anblick. Ein Haufen von Leperos, Gambusinos, Schleihhändlern und Rateros drängte sich mit Geschrei, Drohungen und Geheul in der Calle del Rosario oder Rosenkranzstraße. Einige spanische Soldaten — denn Mexiko hatte damals das Joch des Mutterlandes noch nicht abgeworfen — suchten vergeblich Ordnung herzustellen und die Menge zu zerstreuen, indem sie mit ihren Lanzenspitzen kreuz und quer auf das Volk lospaukten. Der Tumult steigerte sich, und namentlich schrien und gestikulirten die Hiaquisinbianer, welche sich dem Menschenhaufen beigefügt hatten, in einer wirklich schrecklichen Weise. In den Fenstern der Häuser drängte sich Kopf an Kopf, und die Blicke, welche augenscheinlich voll Spannung auf einem außergewöhnlichen Ereigniß harrten, waren dem Cerro de la campana zugewendet, von dessen Fuß aus dicke Rauchwolken zum Himmel wirbelten. Plötzlich vernahm man ein mächtiges Geschrei, die Menge wich voll Schrecken auseinander, und ein junger Mensch, fast noch Kind, da er kaum sechzehn Jahre zählte, sagte, wie von einer Windsbraut getragen, in wüthendem Galopp auf einem halbwilden Pferde einher. „Haltet ihn!“ riefen die Einen. „Den Lasso auf ihn!“ schrien die Andern. „Valgamedios!“ murmelten die Frauen, sich bekreuzend; „es ist der Teufel selber!“ Ohne übrigens an ein Anhalten zu denken, machte sich Jeder so geschwind als möglich bei Seite; der kühne Knabe aber setzte mit glühendem Gesicht und einem göttlichen Lächeln auf den Lippen sein Jagen fort. Sein Auge glänzte, und nach rechts und links theilte er derbe Hiebe mit seiner Chicote an diejenigen aus, welche sich zu sehr in seine Nähe wagten, oder nicht so schnell, als sie wünschten, aus seinem Bereiche kommen konnten. „He, he, Caspita!“ sagte ein Vaquero mit dummem Gesicht und athletischem Gliederbau, als der Knabe an ihm vorbeistreifte; „zum Teufel mit dem Narren, der

mich fast umgeworfen hätte! Ei der Tausend!" fügte er bei, nachdem er einen Blick auf den jungen Menschen geworfen hatte; „ich täusche mich nicht, es ist Raphael, der Sohn meines Vaters. Halt ein wenig, Picaro.“ Während der Vaquero die letzten Worte bloß durch die Zähne murmelte, löste er von seinem Gurt den Lasso ab und begann dem Reiter nachzulaufen. Der Hause, welcher seine Absicht begriff, rief ihm begeisterten Beifall zu. „Bravo! Bravo!“ erscholl es von allen Seiten. „Fehl' ihn nicht, Cornejo!“ ermutigten ihn einige Vaqueros händeklatschend. Cornejo — denn wir kennen jetzt den Namen dieser interessanten Persönlichkeit — näherte sich unmerklich dem Knaben, vor welchem sich mehr und mehr die Hindernisse anhäufte. Durch das Geschrei der Umstehenden aufmerksam gemacht, wandte der Reiter den Kopf und erblickte den Vaquero. Eine Leichenblässe überflog sein Gesicht; er sah, daß er verloren war. „Laß mich doch mich retten, Cornejo,“ rief er dem Anderen mit unsicherer Stimme zu. „Nein, nein,“ brüllte der Hause. „Den Lasso auf ihn — den Lasso!“ Die Menge fand Geschmack an dieser Menschenjagd und fürchtete um ein Schauspiel zu kommen, das ihr in hohem Grade interessant geworden war. „Ergib Dich!“ entgegnete der Riese. „Wo nicht, so kriegst Du meinen Lasso wie ein Ciboto.“ — „Zieh ergebe mich nicht,“ rief der Knabe entschlossen. Diese Zwiesprache fand Statt, während der Eine sein Pferd ausgreifen ließ und der Andere hinderein jagte. Die Menge folgte brillend nach. Wie überall, ist der Pöbel barbarisch und kennt kein Mitleid. „Laß mich!“ fuhr der Knabe fort, „oder ich schwöre Dir bei den armen Seelen im Purgatorium, es gibt ein Unglück.“ Der Vaquero lächelte höhniisch und ließ seinen Lasso um den Kopf sausen. „Nimm Dich in Acht, Raphael,“ sagte er. „Zum letztenmal, willst Du Dich ergeben?“ — „Nein, tausendmal nein,“ rief der Reiter wüthend. „In Gottes Namen denn,“ sagte der Vaquero. Der Lasso pfiff durch die Luft. Aber nun fand ein seltsames Ereigniß Statt. Raphael hielt sein Pferd plötzlich an, schwang sich aus dem Sattel, stürzte wie ein Jaguar auf den Riesen los, der von der Erschütterung in den Sand niedertaumelte, und stieß ihn, da Niemand sich widersetzte, das Messer in die Kehle, das die Mexikaner stets im Gürtel zu tragen pflegen. Ein Blutstrom schoß dem Knaben ins Gesicht; der Vaquero aber wälzte sich einige Sekunden und wurde dann starr. Er war todt. Der Hause stieß einen Schrei des Schreckens und des Entsetzens aus. Schnell wie der Blitz hatte der Knabe seinen Sattel wieder gewonnen und begann aufs Neue sein verzweifelltes Rennen, wobei er mit teuflischem Lachen sein Messer in der Luft schwenkte. Als man nach der Betäubung des ersten Schrecks dem Mörder wieder nachsetzen wollte, war er verschwunden, ohne daß Jemand genau die Richtung, in welcher es geschehen, anzugeben wußte. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, erschien der Juez de letras (Criminalrichter) mit einer Schaar zerlumpter Alguazils auf dem Mordplatze, als es zu spät war. Der Erstere, Don Inigo Tormentos Albacete mit Namen, mochte ungefähr fünfzig Jahre zählen. Er war ein kleiner, fetter Mann mit einem schlagflüssigen Gesicht, der seinen Spaniel aus einer goldenen, mit Diamanten besetzten Dose schnupfte, und unter einer anscheinenden Leutseligkeit die schönste Habsucht verbarg; dabei besaß er eine Verschmittheit und Kaltblütigkeit, die nichts zu erschüttern vermochte. Man hätte glauben sollen, das Entkommen des Mörders müsse die würdige Magistratsperson etwas in Harnisch gebracht haben; dem war übrigens nicht so. Er schüttelte einigemal den Kopf, sah sich in der Menge um und blinzelte mit seinen kleinen grauen Augen. „Der arme Cornejo,“ sagte er, indem er philosophisch seine Nase mit Tabak vollstopfte. „Ein solches Ende mußte es früher oder später mit ihm nehmen.“ — „Ja, verfluchte ein Lepero,“ er ist ordnungsmäßig getödtet worden.“ — „Das dacht' ich mir,“ entgegnete der Rath. „Der den Stoß führte, hat sein Handwerk verstanden, 's ist ein lustiger Bruder, der so was gewöhnt ist.“ — „Ah, meint

Ihr?“ erwiderte der Lepero mit Achselzucken. „Es war ein Knabe.“ — „Nah,“ sagte der Richter mit erkünsteltem Staunen und ließ unter den Brauen weg einen Blick nach dem Sprecher hinschießen. „Ein Knabe?“ — „Fast so,“ verfluchte der Lepero, der sich etwas darauf einbildete, daß man ihn auch anhöre. „Es ist Raphael, der älteste Sohn des Don Ramon.“ — „Halt, halt, halt,“ sagte der Richter mit geheimer Freude. „Doch nein,“ fügte er bei, „'s ist nicht möglich, Raphael ist höchstens sechzehn Jahre alt und würde mit Cornejo keine Handel angefangen haben, da dieser Recht behalten haben würde, wenn er ihn nur fest am Arm gefaßt hätte.“ — „Es ist doch so, Excellenz; wir Alle haben es gesehen. Raphael hat bei Don Aguilar Monte gespielt, und es scheint, daß Glück war ihm nicht günstig, da er alles Geld, das er bei sich hatte, verlor. Darauf gerieth er in Wuth und steckte, um sich zu rächen, das Haus in Brand.“ — „Caspita!“ rief der Richter. — „Es ist so, wie ich Eurer Excellenz zu berichten die Ehre hatte. Man sieht dort noch den Rauch, obgleich das Gebäude in Asche liegt.“ — „Wirklich,“ verfluchte der Richter, indem er nach der von dem Lepero angedeuteten Seite hinblickte; „und dann —“ — „Dann kann er natürlich auf seine Rettung,“ fuhr der Andere fort. „Cornejo wollte ihn anhalten.“ — „Er hatte Recht.“ — „Hätte er's lieber bleiben lassen, denn Raphael hat ihn getödtet.“ — „Da habt Ihr auch Recht,“ sagte der Richter. „Doch nur ruhig, meine Freunde, die Gerechtigkeit wird ihn rächen.“ Diese Versicherung wurde von den Umstehenden mit einem zweifelhaften Lächeln aufgenommen. Ohne auf den Eindruck zu achten, den seine Worte hervorbrachten, befahl der Mann der Gerechtigkeit seinen Gehülfsen, den Leichenam, welchen sie bereits durchsucht und geplündert hatten, unter das Portal der nahen Kirche zu schaffen; er selbst ging unter vergnügtem Händereiben nach seiner Wohnung zurück. Nachdem er ein leichtes Maß eingenommen hatte, warf er sich in ein Reisfelleid, steckte ein Paar Pistolen in den Gürtel, schnallte sich einen Degen um und kam wieder zum Vorschein. Zehn bis an die Zähne bewaffnete, gut berittene Alguazils erwarteten ihn unter dem Hause. Ein Diener hielt ein prächtiges, schwarzes Ross, das ungeduldig stampfte und in den Zügel biß, am Zaum. Der Juzgo warf sich in den Sattel und ritt der Streifmannschaft voraus, die er zu einem kurzen Trab ausholen ließ. „Der Richter Albacete reitet zu Don Ramon Garillas,“ sagten die unter den Thüren der Nachbarhäuser stehenden Neugierigen. „Wir werden morgen etwas Neues hören.“ — „Caspita!“ meinten Andere; „sein Picaro von Sohn wird doch nicht den Strid gestohlen haben, der ihm zum Schwingel dienen sollte.“ — „Um,“ bemerkte ein Lepero mit einem Lächeln des Bedauerns, „der kühne Bursche sagte es ihm voraus, daß es ein Unglück geben werde. Seine Cuchillada an Cornejo war prächtig; der arme Teufel ist ganz in der Ordnung abgethan worden.“ Inzwischen setzte der Richter seinen Ritt fort, erwiderte mit der größten Pünktlichkeit die Begrüßungen, mit denen er unterwegs überhäuft wurde, und erreichte bald das Freie. Er hüllte sich nun in seinen Mantel und fragte, ob die Gewehre geladen seien. „Ja, Excellenz,“ antwortete der Oberalguazil. — „Gut. Jetzt nach der Hacienda des Don Ramon Garillas. Holt wacker aus, damit wir noch vor Einbruch der Nacht anlangen.“ Der Trupp setzte sich in Galopp.

## II.

## Die Hacienda del Milagro.

Die Umgegend von Hermosillo ist eine wahre Oede, und namentlich führt der Weg nach der Hacienda del Milagro (Wundermeierei) durch einen der traurigsten und unfruchtbarsten Landstriche. Nur selten sieht man stellenweise den Eisenholzbaum, den Gummibaum, den Perubaum mit seinen rothen, pfefferartigen Früchten, die indische Feige und den Raktus, die einzigen Bäume, welche in einem Boden fortkommen, den die glühenden Strahlen einer senkrecht über

den Häuptern stehenden Sonne ausgebrannt haben. Hin und wieder tauchen, wie in bitterem Spott, lange Cysterneftangen auf mit einem verschrumpften ledernen Schöpf-eimer an dem einen und, mit Riemen festgemachten, Steinen an dem andern Ende; allein die Wassergruben sind ausgetrocknet, und auf dem Boden sieht man nur eine Masse schwarzen Schlamm, in welchem Myriaden unreiner Thiere sich erlustigen. Der leichteste Luftzug wirbelt Wolken eines feinen Staubes auf, der den keuchenden Wanderer zu ersticken droht, und unter jedem dürrn Grashalm schmachten schrillende Heuschrecken nach dem wohlthätigen Thau der Nacht.

Nachdem man mit unsäglichlicher Anstrengung in dieser dürrn Wüste sechs Wegstunden zurückgelegt hat, bleibt das Auge mit Entzücken an einer herrlichen Oase haften, die

plötzlich sich aus dem Sand zu erheben scheint. Dieses Eden ist die Hacienda del Milagro.

(Fortsetzung folgt.)

### Nizza's Umgebungen.

Die beiden Fischerfrauen auf unserem Bilde, von denen die ältere Netze strickt, während die andere in süßem dolce far niente das schlummernde Kind in der Wiege wohlgefällig betrachtet, haben ihre kleine stille Heimath in jenem köstlichen Winkel des Südens, der, am Fuße des Esterel beginnend und am Cap Bodiguera endigend, Cannes, Nizza (Ill. Welt 1857, S. 261), Villafranca, Mentone und Vintimiglia



Eine Fischerfamilie in der Umgegend von Nizza.

umsaßt und in einem Umkreise von kaum fünfundzwanzig Stunden wie in einem Rahmen das Schönste von all' den Schönheiten bietet, die man auf großen Reisen sucht. Eine der originellsten Charaktereigenthümlichkeiten dieses Küstenlandes liegt in der Industrie seiner Bevölkerung. Keine Dampfmaschine, keine rauchenden Schöte. Dies Volk ist ein Volk von Vienen: es lebt von dem Saft und dem Dufte der Blumen; sein Reichthum und seine Arbeit besteht in der Kultur und der Ernte der Jasminblüthen, der Rosen, der Geraniums, der Veilchen, der Orangenblüthen und der Sumpfpflanzen. Mehr als einmal, wenn ich in Cannes, die freundlichen Berge bestieg, die es beschützen, zwischen dem hohen, weißen Haidekraut hinging, das mich beinahe ganz verschwinden machte, und ich mich an dem wildesten Orte

der Welt glaubte, fühlte ich plötzlich einen köstlichen, man möchte sagen civilisirten, Duft zu mir herandrängen; ich sah umher und gewahrte an dem Abhang einer düstern Schlucht, inmitten wilder Felsen, ein kleines, ganz mit den weißen, rothgesäumten Blüthen des spanischen Jasmin bedecktes Feld oder eine Drangen-, Citronen- und Mimosenpflanzung, welche die poetische Industrie der Bewohner dieses Landes hier angelegt. Die Mimosen wuchern auf diesem feinen Boden so üppig als die Gewächse auf Taiti. Nach Grasse gebracht, wo die Parfümieren von ganz Frankreich fabricirt werden, verkauft man diese Blüthen zu hohem Preise. Wenn man diese herrlichen Gegenden durchwandert, wenn man diese glückliche Bevölkerung sieht — die Einen im Schatten der Olivenbäume ruhend, und die Früchte, die der Baum vor ihren

bis zu dem Kirchenplatze, von welchem man zwischen die Hausdächer und die enge Gasse des Fleckens hinuntersehauet. Diese berühmte „Enggasse“ verdient ihren Namen so mit der That, daß ein Wagen nur knapp hindurch kann, und doch ist sie die Straße, welche noch heute das obere und untere Nahethal mit einander verbindet. Die hohen Giebel ihrer alten, haufällig an einander gelehnten Häuser stoßen überhängend beinahe zusammen. Die eine der Häuserreihen ist an den Felsen gelehnt, die andere hat unmittelbar den Fluß hinter sich. Zwei Wagen, einer von Jdar herunter, der andere von Rien herauf kommend, können nicht an einander vorbei. Wenn man dies alles vom Kirchplatz aus mit befriedigten Blicken betrachtet, so macht doch immer den größten Eindruck die riesenhafte breite und große Steinwand, an welche die Kirche angeklebt ist wie ein Schwalbennest; sie liegt ungefähr in der halben Höhe des Felsen. Seitwärts an derselben hängt ein kleiner Kirchhof, dessen Gräber und Kreuze so abwärts neigen, daß zu besorgen ist, sie möchten ihre Särge mal zu den Häusern herabrutschen lassen. Die Burg Oberstein ist ein rauhes, schmuckloses Bauwerk; von außen ohne architektonische Zierde, inwendig ohne Bequemlichkeit.

Drunten im Dorfe, das zum oldenburgischen Fürstenthume Wirsfeld gehört und 1800 Seelen zählt, wird ein eigenthümlicher Industriezweig, die Achatschleiferei, betrieben, welche wir früher (Ill. Welt 1857 S. 132) geschildert. Die Kaufleute von Oberstein beziehen damit die Messen und kommen in der ganzen Welt herum, kehren zuletzt aber doch immer wieder in ihre kleinen Schwalbennester zurück. 42.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Um die Zeit unserer Geschichte war jene Hacienda eine der reichsten und größten in der Proving; das Hauptgebäude bestand aus zwei Quadersockwerken und hatte ein Altandach, das aus Schilf gefertigt und mit geschlagener Erde bedeckt war. Zu dem Haus gelangte man über einen weiten Hof, dessen Zugang aus einem gewölbten Portikus mit starken Flügelthüren und einem an der Seite angebrachten Ausfallpfortchen bestand. Die Vorderseite wurde von vier Gelassen eingenommen, deren Fenster mit vergoldeten Gittern und im Innern mit Blenden, ja selbst mit Glascheiben, einem damals in diesem Lande unerhörten Luxus, versehen waren. Auf jeder Seite des Hofes oder Patio befanden sich die gemeinschaftlichen Räume für die Peones (Tagelöhner), die Kinder und so weiter. Das Erdgeschoss des Hauptgebäudes bestand aus drei Gemächern. Das eine war eine große Vorhalle, in welcher mit gemodeltem Corduan gepolsterte, alterthümliche Lehnstühle und Ruhebänke, ein großer Ropaltisch und etliche Stühle ohne Lehne standen; an den Wänden hingen in vergoldeten Rahmen mehrere alte Porträts, Bilder von Familienmitgliedern in Lebensgröße, und das Holzwerk der Decke zeigte einen Ueberfluß von erhabener Schnißarbeit. Eine Flügelthüre führte in den Salon, dessen gegen den Patio hin gekehrte Seite einen Fuß höher lag, als der übrige Boden. Man sah daselbst eine Reihe selbst geschnitzter, niedriger, mit carmoisinrothem Sammet überzogener Tabourets mit dergleichen Fußpolstern und einem kleinen viereckigen Tisch von achtzehn Zoll Höhe, der als Arbeitstisch dienen konnte. Dieser Theil des Salons war für die Damen bestimmt, welche nach Art der Maurinnen mit gekreuzten Beinen hier Platz zu nehmen pflegten. Auf der andern Seite befanden sich gleichfalls mit rothem Sammet gepolsterte Stühle. Dem Eingang des Salons gegenüber bemerkte man das Hauptschlafgemach mit einem Altoven an dem Ende einer Erhöhung, auf welcher ein reich vergoldetes Paradebett mit Brokatvorhängen stand, die mit goldenen und silbernen Borten und Franzen verziert waren. Ueberzüge und Kopf-

fissen bestanden aus der feinsten Leinwand und zeigten eine Verzierung von breiten Epigen.

Nach dem Hauptgebäude kam ein zweiter Patio mit den Küchen und dem Corral; diesem Hof schloß sich ein großer Garten an, der von Mauern und einem mehr als hundert Nuthen großen, englisch angelegten Park umgeben war, in welchem man die seltensten Bäume und Sträucher sehen konnte.

Auf der Hacienda gab es eine Festschicklichkeit. Es war die Zeit der Matanga del ganado oder des Stierschlachtens. Die Peones hatten einige Schritte von der Hacienda eine Einfriedung errichtet, in welche man die Kinder trieb, um die mageren von den fetten zu trennen; von Letzteren wurde eines um das andere wieder hinauszulassen. Ein Vaquero stand hinter der Thüre der Einfriedung auf der Lauer und hatte ein halbmondförmiges, schneidendes Instrument, das auf Zugweite mit Stacheln versehen war, in der Hand. Dieses Werkzeug führte er nun mit größter Gewandtheit gegen die hinteren Kniekehlen der aus der Umzäunung hervorkommenden Thiere. Wenn in seltenen Fällen der Hieb fehlging, so folgte ein berittener Vaquero dem Stier im Galopp, warf ihm den Lasso um die Hörner und hielt ihn fest, bis der erste herankam und den Kniekehlenhieb an dem armen Thier vollendete. An dem Portikus der Hacienda lehnte nachlässig ein Mann von ungefahr Vierzigern, der in das reiche Kostüm der adeligen Landbesitzer gekleidet war. Ueber seine Schultern hing ein Sarape von heller Farbe, und den Kopf schützte ein feiner Panamastrohhut im Werth von mindestens fünfshundert Piastern gegen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Er hatte eine Maisigarre im Mund und schien die Schlächtereier zu überwachen. Wir bemerkten an dem Cavalier eine stolze Miene, einen schlanken, ebenmäßigen Bau und ein feingeschnittenes Gesicht, dessen feste, gehaltene Linien Loyalität, Muth und vor Allem einen ehernen Willen bekundeten. Seine großen, schwarzen, von starken Brauen beschatteten Augen sind von unvergleichlicher Anmuth, aber wenn ein etwas lebhafterer Widerspruch seinen dunklen Teint mit einem Anflug von Roth überzieht, gewinnt sein Blick eine Festigkeit und eine Gewalt, der Niemand zu widerstehen vermag, so daß selbst die Muthigsten vor einem solchen Blicke zittern. Die Feinheit der Glieder, vor Allem aber der Stempel des Adels, der sich in der ganzen Persönlichkeit kundgibt, läßt auf den ersten Blick erkennen, daß dieser Mann der reinen Classe castilischer Edeln angehört. In Wirklichkeit haben wir Don Ramon Garillas de Saavedra, den Besitzer der Hacienda von Milagro, vor uns.

Don Ramon stammt aus einer spanischen Familie, deren Haupt unter die ersten Offiziere des Cortez gehörte und nach der wundervollen Eroberung, welche dieser geniale Abenteurer vollbrachte, sich in Mexiko niedergelassen hatte. Im Besitze eines fürstlichen Vermögens, aber von dem spanischen Adel gemieden, weil er eine Frau von aztekischer Abkunft geheirathet, hatte er sich ganz dem Feldbau und der Verbesserung seiner ausgebeuteten Besitzungen hingegeben. Nach siebzehnjähriger Ehe stand er an der Spitze einer zahlreichen Familie, aus sechs Söhnen und drei Töchtern, im Ganzen neun Kindern, bestehend, von denen der uns bereits bekannte Raphael das älteste war.

Die Verbindung des Don Ramon und der Donna Jesusita war zwar durch Vermögensrückichten herbeigeführt, aber dennoch beziehungsweise eine glückliche — wir sagen beziehungsweise, denn das junge Mädchen hatte vom Kloster weg heirathen müssen, ohne daß zwischen dem Paar eine Liebe bestanden hatte; dagegen war an die Stelle der Letzteren eine innige und aufrichtige Anhänglichkeit getreten.

Donna Jesusita lebte, von ihren indianischen Dienerinnen umgeben, nur der Sorge für ihre Kinder. Ihr Gemach, welchen die Landwirtschaft völlig in Anspruch nahm, hielt sich fast immer unter seinen Vaqueros, Peones und Jägern auf, sah während der Ruhestunden seine Gattin höchstens auf einige Minuten und blieb bisweilen, wenn ihn eine

Jagdpartie an die Ufer des Rio Gila lockte, ganze Monate aus. Wir müssen übrigens beifügen, daß Don Ramon, mochte er anwesend sein oder nicht, sorgfältig auf seine Frau Bedacht nahm und es ihr an nichts fehlen ließ; ja er sorgte sogar für die Befriedigung ihrer flüchtigsten Launen und schonte weder Geld noch Mühe, um ihr das zu schaffen, was sie zu wünschen schien.

Donna Jesuita war von entzückender Schönheit und engelgleicher Anmuth. Sie schien, vielleicht nicht mit Freude, doch jedenfalls ohne großen Schmerz, sich in die Lebensweise zu finden, die ihr Gatte führen mußte; aber die Tiefe ihrer großen, schwärmerischen, schwarzen Augen, das bleiche Antlitz und vor Allem die Wolke der Trauer, welche stets die matt-weiße Stirne umschleierte, verrieth, daß in dieser üppigen Natur eine glühende Seele eingeschlossen war, und daß die Frau, welche für ihr eigenes Herz so wenig verlangte, ihr ganzes Sinuen und Denken ihren Kindern zuwandte, die sie mit der ganzen, reinen Innigkeit mütterlicher Liebe, dieser schönsten und heiligsten von allen, umfing. Obschon Don Ramon sich nie die Mühe gegeben hatte, seine Frau zu studiren, benahm er sich doch stets so gütig und zuvorkommend gegen sie, daß er sie wohl für das glücklichste Wesen von der Welt halten durfte, und sie war es auch wirklich, seit es dem Himmel gefallen, sie Mutter werden zu lassen.

Die Sonne war eben untergegangen; der Himmel verlor allmählich seine Purpurfarbe und hüllte sich mehr und mehr in Schatteln. Einige Sterne begannen sichtbar zu werden, und der Abendwind erhob sich mit einer Gewalt, welche für die Nacht einen der schrecklichen Orkane in Aussicht stellte, die man in jenen Gegenden so häufig zu erleben Gelegenheit hat. Nachdem der Mayoral den Nest des Canado in der Einfriedung hatte absperren lassen, versammelte er die Vaqueros und Peones um sich und zog mit ihnen nach der Hacienda, von der aus die Nachteffensglocke verkündete, daß die Zeit der Ruhe endlich gekommen war. Der Mayoral Domo war der letzte, welcher grüßend an seinem Herrn vorüberkam. „Wie viel Köpfe haben wir dies Jahr, No Eusebio?“ fragte Don Ramon. — „Vierhundert und fünfzig, mi amo (mein Gebieter),“ versetzte der Mayoral, ein großer hagerer Graukopf mit einem Gesicht, so braun wie ein Stück Leder, indem er sein Pferd anhielt und den Hut abnahm, „fünfundsechzig mehr als im vorigen Jahr. Unsere Nachbarn, die Jaguare und die Apachen haben uns heuer keinen großen Schaden zugefügt.“ — „Das habe ich Euch zu danken, No Eusebio,“ entgegnete Don Ramon. „Ihr seid ungemein wachsam gewesen, und ich werde es Euch zu lohnen wissen.“ — „Der beste Lohn ist Eurer Herrlichkeit gute Meinung,“ erwiderte der Mayoral, über dessen rauhes Gesicht ein zufriedenes Lächeln hinslog. „Zient es mir nicht, über Euer Eigenthum eben so sorgfältig zu wachen, als ob es das meinige wäre?“ — „Ich danke Euch,“ sagte der Edelmann, dem Diener bewegt die Hand drückend; „ich weiß, daß Ihr mir treu ergeben seid.“ — „Auf Leben und Tod, mein Gebieter. Meine Mutter hat Euch mit ihrer Milch genährt; ich gehöre Euch und Eurer Familie.“ — „Jetzt vornwärts, No Eusebio,“ rief der Hacendero heiter; „das Nachteffens ist bereit; die Sennora wird schon am Tisch sitzen, und wir dürfen sie nicht warten lassen.“ Nachdem beide in dem Patio angelangt waren, schickte No Eusebio, wie Don Ramon ihn genannt hatte, sich an, dem allabendlichen Brauch zufolge, das Thor zu schließen, während der Hacendero sich nach dem Speisesaal begab, wo bereits die Vaqueros und Peones harrten. In der Mitte des Speisesaals befand sich ein langer Tisch, und um ihn her standen mit Leder gepolsterte Bänke nebst zwei geschnittenen Lehnstühlen, die für Don Ramon und die Sennora bestimmt waren. Hinter letzterer hing ein vier Fuß hohes Eisenkreuz zwischen zwei Bildern, von denen eines Christus am Delberg und das andere die Bergpredigt darstellte, an der Wand. Die langen Wände waren einfach getüncht und da und dort mit den wilden Köpfen von Jaguaren, Büffeln und Elenthieren ver-

ziert, welche der Hacendero auf der Jagd erlegt hatte. Auf dem Tisch standen in reichlicher Menge Schüsseln mit Lahua (eine dicke Suppe aus mit Fleisch gekochtem Maismehl), Buchero oder Olapodrita, und Pepian, zwischenhinein aber Flaschen mit Mezcal oder Wasser. Auf ein Zeichen des Hacendero begann das Mahl.

Bald steigerte sich der Wind bis zum wüthenden Sturm. Der Regen schloß in Strömen nieder und alle Augenblicke machte das schnelle Wetterleuchten, dieser Vorläufer furchtbarer Blitz- und Donnerschläge, die Lichter erblinden. Gegen das Ende der Mahlzeit hatte der Orkan eine solche Höhe erreicht, daß man im Tumult der Elemente kaum mehr das eigene Wort hörte. Der Donner rollte mit schrecklicher Gewalt, ein Windstoß schlug eines der Fenster ein, die Lichter erloschen, und alle Anwesenden bekreuzten sich ängstlich. In diesem Augenblick ließ sich von dem Portale her die Glocke wie in krampfhaftem Läuten vernehmen, und eine Stimme, die nichts Menschliches zu haben schien, rief in zweimaliger Wiederholung: „Hilfe! Hilfe!“ — „Beim Blut Christi,“ rief Don Ramon, aus dem Saale eilend, „man erwürgt Jemand in der Ebene.“ Zwei Schüsse erschollen fast gleichzeitig; ein Schmerzensruf folgte darauf, und dann trat eine unheimliche Stille ein. Plötzlich brach ein Blitzstrahl, dem ein furchtbares Donnergeräusch folgte, in die Dunkelheit, und man sah Don Ramon, der einen ohnmächtigen Menschen auf dem Arme trug, wieder im Saal erscheinen. Der Fremde wurde auf einen Sitz niedergelassen, und alles drängte sich um ihn her. Sein Gesicht und seine Kleidung zeigten nichts Außerordentliches; als jedoch Raphael, Don Ramons Vetter, seiner ansichtig wurde, konnte er eine Geberde des Schreckens nicht unterdrücken, während zugleich sein Antlitz leichenblau wurde. „Oh,“ murmelte er mit erstickter Stimme, „der Juez de Petras!“ Es war in der That der würdige Richter, den wir mit so glänzendem Gefolge von Hermosillo haben ausziehen sehen. Die langen, vom Regen durchnässten Haare fielen ihm auf die Brust nieder und an seinen zerknitterten und theilweise gerissenen Kleidern sah man Blutsteden: seine Rechte hielt krampfhaft den Schaft einer abgeschossenen Pistole umschlossen.

Don Ramon hatte gleichfalls den Juez de Petras erkannt und unwillkürlich seinem Sohn einen Blick zugeworfen, den dieser nicht auszubalten vermochte. Der Richter hatte es der verständigen Sorgfalt der Donna Jesuita und ihrer Frauen zu danken, daß er bald wieder zu sich kam. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, öffnete die hohlen Augen, mit denen er noch umherstarrte, ohne etwas zu sehen, und gelangte allmählich zur Besinnung. Plötzlich überflog ein lebhafte Roth sein eben noch so blaßes Gesicht und sein Auge funkelte. Mit einem Blick auf Raphael, der auf den Knaben die lähmende Gewalt eines unüberwindlichen Schreckens übte, erhob er sich mühsam, wankte auf den jungen Menschen zu, der ihn kommen sah, ohne daß er es wagte, ihm auszuweichen, und legte ihm rauh die Hand auf die Schulter, während er sich zugleich gegen die Peones umwandte, welche erschrocken dem seltsamen Auftritt zusahen, ohne etwas davon begreifen zu können. „Ich, Don Inigo Tormentos d'Albaceyte,“ sagte er mit feierlicher Stimme, „Kriminalrichter der Stadt Hermosillo, verhafte im Namen des Königs diesen Menschen, der des Mordes überwießen ist.“ — „Barmherziger Gott!“ rief Raphael und sank auf die Kniee nieder, während er zugleich verzweifeln die Hände faltete. — „O Jammer!“ murmelte die arme Mutter, gleichfalls zusammenbrechend.

(Fortsetzung folgt.)

### Andacollo.

Im Norden Chili's liegt ein kleines Städtchen, das, wie viele andere Mittelpunkte der Bevölkerung, in Folge der Entdeckung einer Mine entstanden ist, deren Ausbeutung die

der Himmel will! Ist das nicht ehrlich?" — „Vollkommen ehrlich!" fielen Alle ein, außer Kelfer, welcher ernst vor sich hinsah und schwor, nur ein Yankee habe je auf solchen heidnischen Gedanken kommen können. „Sagte ich Ihnen nicht, er ist ein Feigling, dieser Bursche — der vor wenigen Minuten weder Menschen noch Teufel fürchtete?" sagte der Fremde, das Gelächter der Menge hervorlockend, welche nun ganz auf seiner Seite war.

Der Wirth machte Einwendungen, daß die Sache nicht in seinem Hause stattfinden dürfe — als ihn jedoch Einer von der Gesellschaft auf die Seite zog und ihm etwas in das Ohr flüsterte, sagte er nichts mehr.

Kelfer willigte mit Widerstreben ein und es wurde Einer aus der Gesellschaft gewählt, der die Pistolen laden sollte, welche augenblicklich herbeigebracht wurden; in weniger als zehn Minuten lagen sie unter dem Tuche auf dem Tische. „Ich verzichte auf das Recht der ersten Wahl," sagte der Fremde, als er und Kelfer einander gegenübergestellt wurden.

Der Eisenfresser, welcher wirklich sehr unruhig war,

was an dem blassen Gesicht, den zitternden Gliedern und zuckenden Muskeln zu erkennen war, schien plötzlich bei diesem Zugeständniß wieder aufzuleben, und seine Hand unter das Tuch steckend, zog er eine der Waffen hervor, hielt sie vor die Brust des Andern und drückte los. Aber sie gab kein Feuer.

Der Fremde, der nicht wußte, daß sie ungeladen war, wurde weder blaß, noch änderte sich der Ausdruck seines Gesichtes. Die Umstehenden applaudirten und der Eisenfresser wurde todtentbleich. „Nun ist's an mir!" sagte der Reisende in ruhigem, festem Tone, indem er sein blaues Auge fest auf die sich krümmende Gestalt Kelfers heftete. Das war mehr, als er zu ertragen vermochte. „Nein, es ist an mir!" rief er, und im nächsten Augenblick hatte er das andere Pistol hervorgeholt und losgedrückt.

Aber mit gleichem Erfolg — denn keines von den Pistolen war geladen — da die Gesellschaft insgeheim beschloßen hatte, den Muth Beider ohne Blutvergießen zu prüfen.



Er hielt das Pistol vor die Brust des Andern und drückte los.

Mit wildem Fluch das Pistol wegwerfend, während Alle: „Pfui! Pfui!" riefen, zog Kelfer sein Messer heraus und stürzte auf seinen Gegner los. Der Letztere aber, welcher rasch um den Tisch bog, rief laut:

„Dreimal hast Du mir nach dem Leben getrachtet — nun gilt's das Deine!" Und mit diesen ominösen Worten erhob er rasch seinen Arm; im nächsten Augenblicke bligte, frachte es und der Eisenfresser stürzte durch das Hirn getroffen zu Boden.

Der Ausspruch des Schiedsgerichts, das über diese Sache faß, erklärte sie für gerechtfertigte Selbsthülfe und der blauäugige Fremde nahm seine Reise wieder auf, als wenn nichts geschehen wäre.

Wenn wir den Namen des Fremden nannten, würde man in ihm einen der ersten Staatsmänner Nordamerika's erkennen, aber wir haben versprochen, nur sein Abenteuer zu erzählen.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

### III.

#### Das Gericht.

Am andern Morgen ging die Sonne herrlich am Horizont auf. Der Nachsturm hatte den Himmel vollständig gereinigt; die Vögel zwitscherten fröhlich in den Zweigen, und die ganze Natur prangte wieder in ihrem gewohnten festlichen Schmucke. Hell tönte die Glocke auf der Hacienda del Milagro, und die Peones begannen sich nach allen Richtungen zu zerstreuen, indem die einen die Pferde auf die Weide führten, die andern das Vieh nach den künstlich angelegten Prairien trieben, die einen sich aufs Feld begaben und wieder andere im Patio blieben, um die Kühe zu melken und die vom Sturm veranlaßten Beschädigungen auszubessern.

Die einzigen Ueberreste, welche von dem Unwetter der Nacht zurückgeblieben, waren zwei mächtige Jaguare, die vor

dem Thore der Hacienda todt ausgestreckt lagen; nicht ferne davon bemerkte man den Körper eines bereits halb verzehrten Pferdes. No Eusebio, der überall in dem Patio umherging und die Beschäftigung eines jeden sorgfältig überwachte, ließ dem Pferd das reiche Geschirr abnehmen und es reinigen; auch ertheilte er Befehl, daß man den Jaguaren die Haut abstreife. Diesen Weisungen wurde rasch Folge gegeben. Gleichwohl blieb No Eusebio unruhig, denn Don Ramon der in der Hacienda sonst am frühesten aufzustehen

pfliegte, war noch immer nicht erschienen. Nach der niederschmetternden Anschuldigung, welche am Abend zuvor der Juez de Letras gegen den ältesten Sohn des Hacendero geschleudert, hatte Don Ramon seinen Dienern befohlen, sich zu entfernen; dann knielte er, ungeachtet der Bitten und Thränen seiner Gattin, den Angeschuldigten und führte den Don Inigo d'Albaceyte nach einem abgelegenen Gemach des Hauses, wo sie beide bis spät in die Nacht hinein eingeschlossen blieben. Was während dieser Zeit geschah, und



„Don Raphael, von diesem Augenblick an gehört Ihr nicht mehr zu der Gesellschaft, die Ihr durch Eure Verbrechen verletzt habt!“

welchen Einfluß das Gespräch der beiden Männer auf Raphaels Schicksal übte, wußte Niemand — No Eusebio so wenig als die Uebrigen.

Nachdem Don Ramon den Richter nach einem für ihn hergerichteten Zimmer geführt und ihm gute Nacht gewünscht hatte, kehrte er zu seinem Sohne zurück, an dessen Seite die arme Mutter in Thränen zerfloß. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er den Knaben auf den Arm, trug ihn nach seinem Schlafgemach und legte ihn neben seinem Bett auf den Boden, worauf er mit dem Schlüssel die Thüre abschloß,

ein Paar Pistolen unter seinem Kopfsissen verbarg und sich dann zur Ruhe niederlegte. Die Nacht war nahezu abgelaufen und Vater und Sohn warfen sich in der Dunkelheit Blicke zu, wie ein paar wilde Thiere, während die Mutter vor der Thüre draußen auf dem Boden kniete und leise um ihren Erstgeborenen schluchzte, dessen sie, wie ein schreckliches Vorgefühl sie fürchten ließ, für immer beraubt werden sollte.

„Hm,“ murmelte der Mayoral vor sich hin, indem er achtlos an der erloschenen Cigarre fortjaugte, „was soll aus alledem werden? Don Ramon wird unnachsichtig sein und

nichts thun, was seiner Ehre zu nahe tritt. Liefert er wohl seinen Sohn der Behörde aus? Dies gewiß nicht; aber was wird er dann thun?" Während der würdige Mayoral noch mit solchen Betrachtungen beschäftigt war, erschienen Don Zrigo Albacete und Don Ramon in dem Patio. Das Gesicht der beiden Männer war ernst, namentlich das des Hacendero düster wie die Nacht. „No Eusebio,“ sagte Don Ramon kurz abgebrochen, „laßt ein Pferd satteln und vier Mann aufsteigen, daß sie diesen Cavalier nach Hermosillo begleiten.“ Der Mayoral verbeugte sich achtungsvoll und ertheilte ohne Säumen die nöthigen Befehle. „Ich danke Euch tausendmal,“ fuhr Don Ramon gegen den Richter fort, „Ihr rettet die Ehre meines Hauses.“ — „Ihr braucht mir nicht so sehr zu danken, Semor,“ versetzte Don Zrigo; „denn ich schwöre Euch, als ich gestern Abend die Stadt verließ, geschah es durchaus nicht in der Absicht, Euch angenehm zu sein.“ Der Hacendero machte eine Geberde. „Setzt Euch an meine Stelle. Ich bin vor Allem Criminalrichter. Man tödtete eine Person — ich will zugeben, einen schlimmen Burschen, aber doch einen Menschen, wie schlecht er auch sein mag. Der Mörder ist bekannt; er galoppirt bei hellem lichten Tag und Angesichts Aller mit einer unglaublichen Dreistigkeit durch die Stadt. Was soll ich thun? Ich muß ihm nachsetzen und habe auch nicht gezögert.“ — „Es ist wahr,“ murmelte Don Ramon und ließ den Kopf sinken. — „s ist mir freilich schlimm dabei ergangen. Die Schurken, die mich begleiteten, haben menmenhaft im ärgsten Sturm mich im Stich gelassen, um sich weiß Gott wo zu verbergen. Um das Unglück voll zu machen, müssen zwei Jaguare, ein Paar prächtige Thiere im Grund, sich an meine Ferse heften und mich so hart bedrängen, daß ich wie ein Klotz gegen Eure Thüre strauchte. Allerdings habe ich einen davon getödtet; aber der andere war mir schon nahe genug, um mich erschnappen zu können, als Ihr mir zu Hülfe kamt. Konnte ich nun noch den Sohn des Mannes verhaften, der unter Gefährdung des eigenen Lebens das meinige rettete? Es wäre der schwärzeste Undank gewesen.“ — „Noch einmal, meinen Dank.“ — „Nicht doch; wir sind quitt — das ist Alles. Ich spreche nicht von den paar tausend Piaßtern, die Ihr mir gegeben habt, weil sie dazu bestimmt sind, meinen Luchsen den Mund zu schließen; indeß rathe ich Euch, Don Ramon, Euren Sohn sorgfältig zu überwachen, denn wenn er wieder in meine Hände fällt, so wüßte ich nicht, wie ich ihn retten könnte.“ — „Seid ruhig, Don Zrigo; mein Sohn wird nicht wieder in Eure Hände fallen.“ Der Hacendero sprach diese Worte mit so düsterer Stimme, daß der Richter sich schauernd umwandte. „Seht Euch vor, was Ihr thun wollt,“ sagte er. — „Oh, fürchtet nichts,“ versetzte Don Ramon. „Ich treffe bloß meine Vorkehrungen, weil ich nicht wünsche, daß mein Sohn auf dem Schaffot sterbe und meinen Namen in den Staub ziehe.“ In diesem Augenblick wurde das Pferd herbeigeführt. Der Juez de Letras warf sich in den Sattel. „Gott befohlen denn, Don Ramon,“ sagte er in nachsichtigem Tone. „Seid klug; der junge Mensch kann sich noch bessern. Er hat lebhaftes Blut, das ist Alles.“ — „Lebt wohl, Don Zrigo“ entgegnete der Hacendero so trocken, daß damit jede Erwiderung abgeschnitten wurde.

Der Richter schüttelte den Kopf und begann, beide Sporen einlegend, einen scharfen Trab, wobei er noch dem Hacendero mit der Hand ein Lebewohl zuwinkte. Sein Geleite folgte ihm. Don Ramon schaute ihm nach, bis der Gast seinen Blicken entschwunden war; dann begab er sich mit großen Schritten in die Hacienda zurück. „No Eusebio,“ sagte er zu dem Mayoral, „läutet die Glocke, um die Peones und die anderen Diener der Hacienda zu versammeln. Der Mayoral betrachtete seinen Gebieter erstaunt und beeilte sich sodann, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. „Was hat dies zu bedeuten?“ sprach er vor sich hin.

Auf den Ruf der Glocke eilten sämtliche Diener herbei, ohne zu wissen, was wohl diese außerordentliche Einberufung

zu bedeuten habe. Sie standen in dem Raume versammelt, welcher als Speiseaal diente. Es herrschte das tiefste Schweigen. Eine geheime Bekommenheit drückte Jedem das Herz zusammen; sie ahneten ein schreckliches Ereigniß. Nach einigen Minuten erschien auch Donna Jesuista mit ihren Kindern, Raphael ausgenommen, und nahm auf einer in einer Ecke des Saals angebrachten Erhöhung Platz. Ihr Antlitz war blaß, ihr Auge vom Weinen geröthet. Endlich trat Don Ramon ein. Er war ganz in schwarzen Sammet ohne Stiderei gekleidet; eine schwere goldene Kette hing über seine Brust; ein breitkrämpiger, schwarzer, mit einer Adlerfeder verzierter Filzhut bedeckte sein Haupt und ein langer Degen mit einem eisernen, polirten Stichblatt war an seiner Seite befestigt. Unter der gefurchten Stirn beschatteten gerunzelte Brauen die gleich Blitzen leuchtenden Augen. Ein Schredensschauer überrieselte die Versammelten. Don Ramon Garillas hatte sein richterliches Gewand angelegt. Sollte also Gericht gehalten werden? Ueber wen?

Don Ramon nahm an der Seite seiner Gemahlin Platz und machte ein Zeichen. Der Mayoral entfernte sich und trat bald darauf mit Raphael wieder ein. Der Knabe erschien baarhauptig und seine Hände waren auf dem Rücken festgebunden. Mit niedergeschlagenen Augen und bleichem Gesichte trat er vor seinen Vater, den er achtungsvoll grüßte.

Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, hatten überall, wo ein Besitzthum von den Centralbehörden entfernt und den stetigen Angriffen der Wilden ausgesetzt war, die Familienhäupter jenes patriarchalische Ansehen, welches unter dem Einfluß unserer verderbten Civilisation mehr und mehr hinschwindet, in seiner vollen Reinheit bewahrt. Ein Vater war König in seinem Haus; sein Urtheilspruch ließ keine Appellation zu und wurde ohne Murren oder Widerstand vollzogen.

Die Angehörigen der Hacienda kannten den festen Charakter und unbeugbaren Willen des Gebieters; sie wußten, daß er nie verzieh und daß die Ehre ihm theurer war als das Leben. Deshalb saßen sie auch mit klopfendem Herzen einem schrecklichen Austritt entgegen, der zwischen Vater und Sohn vor ihnen spielen sollte.

Don Ramon erhob sich und überschaute düsteren Blickes die Anwesenden.

„Hört Ihr Alle,“ begann er mit nachdrucksvoller Stimme, „ich stamme aus einem alten christlichen Geschlecht, dessen Ahnen sich nie befleckt haben. Die Ehre ist in meinem Hause immer als das höchste Gut geachtet worden, und dieser Ehre der maßellosen Hinterlassenschaft meiner Vorfahren, die auch ich rein zu erhalten verpflichtet bin, hat mein Erstgeborener, der Erbe meines Namens, ein unauslöschliches Brandmal angeheftet. Er zündete gestern in Folge eines Spielstreites unter Gefährdung der ganzen Stadt ein Haus an und tödtete einen Menschen, der sich seiner Flucht widersetzen wollte, durch einen Messerstoß. Was muß man von einem Knaben denken, der, ungeachtet seines zarten Alters, die Leidenschaften einer wilden Bestie in sich birgt? Doch, so wahr Gott lebt, es soll Gerechtigkeit geschehen — strenge Gerechtigkeit!“

Wach diesen Worten kreuzte Don Ramon die Arme über der Brust und schien sich zu sammeln. Niemand wagte ein Wort zu Gunsten des Angeeschuldigten vorzubringen. Die Häupter waren gesenkt, und Jeder athmete schwer auf.

Raphael war wegen seiner Unerfrodenheit, die vor keinem Hinderniß zurückbebt, wegen seiner Geschicklichkeit in Lenkung eines Pferdes und in Führung von Waffen jeder Art, hauptsächlich aber wegen seines freimüthigen und edlen Wesens, das einen Grundzug seines Charakters bildete, bei den Dienern seines Vaters sehr beliebt. Ueberhaupt mochte in einem Lande, wo das Leben eines Menschen nur als eine Kleinigkeit angesehen wird, Jeder in seinem Innern geneigt sein, den jungen Menschen zu entschuldigen, und in seiner Unthat nur den geringen Ausbruch eines heißen Blutes zu sehen.

Donna Jesuita erhob sich. Sie hatte sich stets ohne Murren dem Willen ihres Gemahls unterworfen, den sie lange Jahre hindurch zu achten gewöhnt war. Der Gedanke war, jetzt einen Widerstand zu versuchen, erschien ihr schrecklich und goß einen eisigen Schauer in ihre Adern; aber alle Liebesgewalt ihrer Seele drängte sich in ihrem Herzen zusammen. Sie hegte eine abgöttische Verehrung für ihre Kinder, namentlich aber für Raphael, dessen unbändiger Charakter besonders der mütterlichen Sorgfalt bedurfte. „Sennor“, redete sie ihren Gatten mit von Thränen erstickter Stimme an, „bedenkt, daß Raphael Euer Erstgeborener ist, und daß der Fehler, den er beging, wie schwer er auch sein mag, in den Augen eines Vaters Entschuldigung finden sollte. Seht mich hier“ — sie warf sich auf die Knie nieder, faltete die Hände und brach in ein Schluchzen aus — „zu Euren Füßen. Ich stehe Euer Mitleid an. Gnade, Sennor, Gnade für meinen Sohn!“

Don Ramon hob kalt seine Gattin, deren Antlitz von Thränen überströmte, auf und nöthigte sie, ihren Platz auf dem Fauteuil wieder einzunehmen. „Hauptsächlich als Vater darf ich dem Mitleid keinen Raum geben“, sagte er. „Raphael ist ein Mörder und Mordbrenner; er ist nicht mehr mein Sohn!“ — „Was habt Ihr im Sinne?“ rief Donna Jesuita in höchstem Entsetzen. — „Was kümmert das Euch, Sennora?“ erwiderte Don Ramon barsch. „Die Sorge für meine Ehre geht allein mich an. Euch genüge es, zu wissen, daß dieser Fehler der letzte ist, den Euer Sohn begangen hat.“ — „Ha!“ rief sie außer sich, „so wollt Ihr also selbst an ihm zum Hentker werden?“ — „Ich bin kein Richter“, erwiderte der unbeugsame Mann mit schrecklicher Stimme. „No Eusebio, haltet zwei Pferde bereit.“ — „Mein Gott, mein Gott!“ rief die arme Frau, sich auf ihren Sohn stürzend und ihn mit ihren Armen umschlingend, „will mir denn Niemand zu Hülfe kommen?“

Alle Anwesenden waren erschüttert. Selbst Don Ramon wischte sich eine Thräne ab. „Oh!“ rief die Mutter in eitler Freude, „Gott hat das Herz dieses ehernen Mannes erweicht!“ — „Ihr seid im Irrthum, Sennora“, unterbrach sie Don Ramon, indem er sie rauh zurückstieß. „Euer Sohn ist nicht mehr mein; er gehört der Gerechtigkeit.“ Dann warf er seinem Sohn einen eisigen Blick zu. „Don Raphael“, fuhr er mit einem fürchtbaren Nachdruck fort, ob dem der junge Mensch unwillkürlich erbehte, „von diesem Augenblick an gehört Ihr nicht mehr zu der Gesellschaft, die Ihr durch Eure Verbrechen verlegt habt. Ich verurtheile Euch, unter den wilden Thieren zu leben und zu sterben.“ Bei diesem schrecklichen Spruch wankte Donna Jesuita einige Schritte vorwärts, brach aber dann plötzlich zusammen. Sie war ohnmächtig geworden.

Bisher hatte Raphael mit Mühe die Aufregung, welche sein Inneres durchwühlte, zurückgebrängt; jetzt aber konnte er sich nicht mehr länger halten. Mit Thränen im Auge stürzte er sich auf seine Mutter und stieß einen herzerreißenden Schrei aus: „Mutter! meine Mutter!“ — „Kommt!“ sagte Don Ramon, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. Der Knabe hielt an und taumelte wie ein Betrunkener. — „O seht — seht doch, Sennor“, rief er unter lautem Schluchzen; „meine Mutter stirbt.“ — „Ihr habt sie getödtet“, entgegnete der Hacendero kalt.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein unheimliches Hotel.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke wurde die Thüre seines Zimmers geöffnet, und als das Licht der Lampe auf sein Gesicht fiel, erkannte ich die leidenschaftlichen Züge Oskar Lutons. Es war mein Kranker — mein sterbender Mann. Anfangs wollte ich meinen Sinnen nicht trauen. Woher kam die

Stärke, die er entwickelte? Aber er ließ mir wenig Zeit zum Nachdenken und hätte mich wahrscheinlich in große Noth gebracht, wenn nicht das Geräusch unserer Balgerei einige von den Fremden an die Thüre ihrer Zimmer gelockt hätte. Clara war's, die die Thüre geöffnet und das Licht herausgebracht, aber sie fuhr zurück, sobald sie mich sah. Mit Unterstützung der Herbeikommenden hatte ich meinen Gefangenen bald gefesselt, und dann trat ich zurück und sah ihn an. Er war so mager, so blaß und leichenhaft als je; nur war jetzt ein Feuer in seinen Augen, das ich bisher noch nicht gesehen. Es war dasselbe Skelett, jedoch mit neuem Leben. Ich richtete verschiedene Fragen an ihn, aber er antwortete nicht. Wir durchsuchten seine Person und fanden die kleine Laterne, ein halbes Duzend Instrumente zum Schloßöffnen und einige tausend Dollars, die er eben entwendet hatte. Als wir ihn ausgesucht, ließen wir ihm Hände und Füße frei, und nachdem wir ihn in ein kleines, unbesetztes Schlafzimmer gebracht, rief ich einen starken Hausknecht, der ihn bis zum Morgen bewachen sollte. Dann gingen wir nach seinem Zimmer, wo wir das junge Mädchen fanden, das weinend auf dem Bette saß. Sie war so schön, so sanft, und schien so unglücklich, daß meine Sympathien im höchsten Grade erwachten. Ich versprach ihr, wenn sie mir die Wahrheit sagen wolle, solle ihr nichts geschehen. „Er wird mich umbringen“, rief sie in ihrer Angst. — „Wer wird Sie umbringen?“ fragte ich sie. — „Sie beide.“ — „Sie meinen Luto und Adams?“ — „Ja.“ Ich führte sie zuletzt in mein eigenes Zimmer, wo meine Frau war, und es gelang mir, ihre Furcht zu beschwichtigen; und nachdem ich ihr versprochen, daß sie nur als Zeugin verhaftet werden sollte, erzählte sie mir ihre ganze Geschichte.

Sie sagte, ihre Mutter sei gestorben, als sie sehr jung war — von ihrem Vater wußte sie nichts. Als sie zehn Jahre alt war, nahm sie eine sehr böse Frau zu sich, welche sich für ihre Tante ausgab. Dort wurde sie mit Luto bekannt, der verschiedene Namen mit der Zeit annahm. Endlich bezahlte dieser Luto der vorgeblichen Tante einiges Geld und das arme Mädchen wurde ihm übergeben. Sobald sie dazu im Stande war, mußte sie ihrem Herrn bei seinen Verbrechen beistehen, da er sie im Fall des Widerstrebens mit dem Tode bedrohte. Sie sagte, er sei immer sehr hager und blaß gewesen, seit sie ihn kenne, aber die eigentliche Leichenfarbe seines Gesichtes habe er durch ein besonderes Präparat hervorgebracht, das er, wenn es nöthig, angewandt. Keine Nahrung, mochte sie noch so kräftig sein, war im Stande, Fleisch an seine Knochen zu bringen, obgleich sein Gesundheitszustand im Allgemeinen gut war. Sie sagte, der vorgebliche Doctor sei ein Mitschulbiger, und sie hätten bereits in mehreren Hotels genau so gewirthschaftet, wie in dem meinen. Als ich sie fragte, wie sie die Sache gemacht, erzählte sie mir, daß sie die ankommenden Fremden zu beobachten und zu berichten gehabt, ob sie Geld zu besitzen schienen. Dann habe sie gesehen, welches Zimmer sie bekämen, und die Thüren untersuchen müssen und so fort. Dies konnte sie leicht thun, da ihr Hin- und Hergehen im Hause keinen Verdacht erweckte. Während des Tages verschaffte sie sich die Schlüssel der Zimmer, in welchen reiche Gäste wohnten. Bei Nacht, wenn ihr Herr es für geeignet hielt, an die Arbeit zu gehen, mußte sie sich in den Gängen versichern, daß alles ruhig war, und wenn sie Jemanden begegnete, brauchte sie bloß die Treppe hinabzugehen, als wenn sie in der Küche etwas suchte, wodurch sie den Verdacht vermied. Dann machte sich Luto an's Werk.

Andern Morgens ließ ich einen Polizeibeamten rufen, und als Doctor Adams erschien, wurde er verhaftet. Anfangs war er sehr überrascht, dann wurde er zornig und fluchte, und zuletzt wurde er ruhig und stumpf. Ich hatte von Clara erfahren, daß Adams das Geld wegtrug, das Luto gestohlen. Der Doctor wollte uns nicht sagen, wo er wohne, aber der Ort war rasch aufgespürt und wir fanden dort all' das Geld, das meinen Gästen gestohlen war. Es lag in

meo Pintelli vollendeten sie 1476. Die innere malerische Ausschmückung übertrug Sixtus IV. den besten Malern seiner Zeit. Die Bilder Peruginos, Cortones, Ghirlandajos zieren die untere Partie der Langseiten. Julian II. übertrug die große Arbeit der Vollenbung Michel Angelo, der, obgleich damals noch mehr zur Bildhauerei sich neigend, das herrliche Werk mit der ganzen Macht seiner Erfindung, der Größe seines Styles ausführte. Geschichten des alten Testaments und prophetische Gestalten der alten Welt bilden die Vorwürfe der Bilder Michel Angelo's. Erst im Jahre 1533, zwanzig Jahre, nachdem er die ersten Bilder gemalt, schmückte er die Kapelle noch mit seinem größten Meisterwerke, dem jüngsten Gerichte, an dem er acht Jahre unausgesetzt arbeitete und das er am Weihnachtstage 1541 vollendete. Die kolossalen Dimensionen des Bildes — 40 Fuß Breite und 70 Fuß Höhe — gestatteten die großartigste Entfaltung dieses Genies, und die Sixtinische Kapelle ist ein würdiger Schmuck des herrlichen Palastes des Oberhauptes der katholischen Christenheit. Hier wird bei der Neuwahl eines Papstes das Scrutinium gehalten und in der Charwoche Allegri's berühmtes Miserere ohne Begleitung, ohne Forte oder Piano von einem Sängerkhor gesungen, der bloß durch Annäherung oder Entfernung von gewissen, im Fußboden befindlichen Zeichen das Crescendo oder Diminuendo hervorbringt, was einen über alle Beschreibung mächtigen Eindruck macht.

16.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Raphael wandte sich um, als sei er von einer Schlange gestochen worden. Dann warf er seinem Vater einen Blick von seltsamem Ausdruck zu. Sein Antlitz war bleich, und er erwiderte durch die geschlossenen Zähne: „Tödtet mich, Sennor, denn ich schwöre Euch — wie Ihr ohne Erbarmen seid gegen meine Mutter und mich, ebenso wenig werde ich, wenn ich mit dem Leben davon komme, später Mitleid haben mit Euch.“ — Don Ramon schleuderte ihm einen Blick der Verachtung zu. „Fort,“ sagte er. — „Fort!“ wiederholte der Knabe mit Festigkeit.

Donna Jesusia, die allmählig wieder zur Besinnung kam, sah noch, wie im Traum, ihren Sohn sich entfernen. „Raphael! Raphael!“ rief sie mit kreischender Stimme. Der Knabe hielt einen Augenblick an; dann stürzte er sich auf sie, umarmte sie mit wilder Innigkeit und lehrte wieder zu seinem Vater zurück. „Jetzt kann ich sterben,“ sprach er. „Ich habe meiner Mutter Lebewohl gesagt.“ Sie entfernten sich. Die Zeugen dieser Scene gingen gleichfalls auseinander, ohne daß sie es wagten, sich ihre Gedanken mitzutheilen; aber tiefer Schmerz lastete auf allen.

Unter den Viebstofungen ihres Sohnes hatte die arme Mutter auf's Neue ihre Besinnung verloren.

### IV.

#### Die Mutter.

Vor dem Thor der Hacienda stand No Eusebio mit zwei gesattelten Pferden. „Soll ich Euch begleiten, Sennor?“ fragte der Mayor Domo. — „Nein,“ lautete die trockene Antwort des Hacendero. Er warf sich in den Sattel und nahm seinen Sohn vor sich. „Nehmt das zweite Pferd zurück,“ sagte er, „ich brauche es nicht.“ Dann drückte er seinem Pferd die Sporen in die Seite, daß es vor Schmerz laut aufwies, und jagte von dannen. Traurig und geknickten Hauptes kehrte der Mayoral in das Haus zurück.

Die Hacienda war hinter einem Hügel verschwunden. Don Ramon hielt jetzt an, zog ein seidenes Taschentuch heraus, verband seinem Sohne die Augen und setzte, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Ritt fort. So ging es lange in der Wildniß dahin. Es war eine traurige Reise, die eilig

in die Seele schnitt. Lautlos trug das Ross den schwarzen Reiter und den gebundenen Knaben, der nur zuweilen durch ein flüchtiges Schaudern oder ein unterdrücktes Schluchzen ein Lebenszeichen von sich gab, über den sandigen Boden. Der Anblick war so fetsam und erschütternd, daß der Muthigste sich darob entsetzt haben würde.

Stunden verschwanden, ohne daß ein Wort zwischen Vater und Sohn gewechselt worden wäre. Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont, und an dem tiefblauen Himmel begannen einige Sterne sichtbar zu werden. Noch immer trabte das Pferd weiter.

Die Wildniß gewann einen immer traurigeren und wilderen Charakter. Jede Spur von Pflanzenwuchs war verschwunden. Nur hin und wieder unterbrochen Haufen von durch die Zeit gebleichten Knochen die dunklere Färbung des Erdbreichs. Raubvögel wiegten sich über dem Reiter in der Luft und ließen ihr rauhes Geschrei vernehmen, und aus den geheimnißvollen Schlünden der Chaparals vernahm man das heisere Concert, mit welchem die wilden Thiere den heran nahenden Abend begrüßten. In jenen Gegenden weiß man nichts von einer Dämmerung. Mit dem Untergang der Sonne tritt auch die Nacht ein.

Don Ramon ritt noch immer weiter. Endlich um die achte Stunde des Abends machte er Halt. Der fieberische Ritt hatte gegen zehn Stunden gedauert. Das Pferd keuchte und strauchelte bei jedem Schritt. Don Ramon blickte umher und ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen. Nach allen Seiten hin war nichts als die Sandebene der Wüste zu schauen, und nur am fernen Horizont bemerkte man die schattenhaften Umrisse eines Urwaldes, welche der Landschaft einen noch düsteren Ausdruck verliehen.

Don Ramon stieg ab, setzte den Knaben auf den Sand und löste dem Ross den Zügel, damit es das ihm vorgelegte Futter verzehren konnte; dann näherte er sich seinem Sohn und nahm ihm das Tuch von den Augen. Der Knabe blieb unbeweglich liegen und heftete matte, kalte Blicke auf seinen Vater.

„Sennor,“ begann Don Ramon in gemessenem Tone, „Ihr seid hier zwanzig Wegstunden von meiner Hacienda entfernt und werdet bei Todesstrafe nie mehr in dieselbe Euren Fuß setzen. Von diesem Augenblick an steht Ihr allein; Ihr habt keinen Vater, keine Mutter, keine Familie mehr. Da Ihr selbst eine wilde Bestie seid, so verurtheile ich Euch, unter den Raubthieren der Wildniß zu leben. Mein Entschluß ist unwiderruflich; Eure Bitten ändern nichts daran — verschont mich damit.“ — „Ich bitte nicht,“ versetzte der Knabe in dumpfem Tone. „Man steht nicht zu seinem Fenster.“ Ein Schauer überlief Don Ramon. In fieberischer Aufregung schritt er einigemal auf und ab, faßte sich aber bald wieder und fuhr fort: „In diesem Beutel habt Ihr für zwei Tage Lebensmittel. Ich lasse Euch auch die gezogene Wäsche zurück, die in meiner Hand ihr Ziel nie verfehlt hat, ebenso diese Pistolen, diesen Säbel, dieses Messer und dazu noch Kugeln und Pulver. In dem Proviantbeutel findet Ihr einen Stahl und Alles, was zum Anmachen von Feuer nöthig ist; auch das Evangelienbuch Eurer Mutter habe ich beigelegt. Ihr seid todt für die Gesellschaft, in die Ihr nicht mehr zurückkehren dürft. Ihr seht hier die Wüste; sie gehört Euch. Ich habe keinen Sohn mehr. Lebt wohl. Der Herr erweise Euch Barmherzigkeit. Zwischen uns ist auf Erden alles aus. Ihr bleibt allein und ohne Familie; an Euch ist's jetzt, ein neues Leben zu beginnen und selbst für Eure Bedürfnisse zu sorgen. Die Vorsehung verläßt diejenigen nie, die ihr vertrauen; fortan wird sie allein über Euch wachen.“

Nachdem der harte Mann so gesprochen, legte er seinem Pferd wieder den Zügel ein, löste die Bande seines Sohnes, stieg in den Sattel und galoppierte von hinnen. Raphael erhob sich auf die Knie, neigte das Haupt vorwärts, hörte ängstlich auf den dumpfen Hufschlag im Sande und folgte, so lang sich im Mondschne noch etwas unterscheiden ließ,

mit den Augen den dunkeln Umrissen des Reiters. Nachdem die letzteren sich im Schatten der Nacht vermischt hatten, drückte der Knabe die Hand auf seine Brust und ein Ausdruck der Verzweiflung lagerte sich auf seinen Zügen. „Meine Mutter! meine Mutter!“ rief er. Dann sank er auf den Sand zurück. Er war ohnmächtig.

Nachdem Don Ramon seinen Galopp eine geraume Weile fortgesetzt hatte, ließ er allmählig und fast unwillkürlich sein Thier langsamer gehen und lauschte bekommen auf die unbestimmten Geräusche in der Wildniß: er wußte sich für sein Vorgehen wohl keinen Grund anzugeben; möglich aber, daß er einen Hilferuf des unglücklichen Sohnes zu hören erwartete, der ihn zu sich zurückrief. Seine Hand griff sogar ein paar mal mechanisch in die Zügelriemen, als gehöre sie einer geheimen Stimme, die zur Umkehr mahnte; aber der trotzig stolze seines Geschlechtes behielt die Oberhand, und er ritt weiter.

Die Sonne ging eben auf, als Don Ramon die Hacienda erreichte. Vor dem Thore harrten zwei Personen seiner Rückkehr — Donna Jesufita und der Mayor Domo. Bei dem Anblick des bleichen, stummen Weibes, das wie eine Bildsäule der Verlassenheit vor ihm stand, kühlte der Hacendero sein Herz von einer unbeschreiblichen Trauer beengt. Er wollte an den Beiden vorbeireiten. Donna Jesufita trat ihm einige Schritte entgegen und faßte den Zaum des Pferdes. „Don Ramon,“ rief sie in ihrer Herzensangst, „was habt Ihr mit meinem Sohn angefangen?“ Der Hacendero gab keine Erwiderung. Als er den Schmerz seiner Gattin sah, preßten Gewissensbisse ihm das Herz in der Brust zusammen, und er fragte sich, ob er zu seinem Handeln wirklich berechtigt gewesen. Donna Jesufita wartete vergeblich auf Antwort. Don Ramon betrachtete seine Gattin; er wurde besorgt, als er die unzerstörlichen Furchen bemerkte, welche der Schmerz diesem noch vor wenigen Stunden so ruhigen und gelassenen Antlitz eingegraben hatte. Die edle Frau war leichenblau, ihre Augen, die tief in den dunklen Höhlen lagen, brannten von einer fieberischen Gluth, und große Flecken, Spuren der Thränen, welche jetzt versiegt waren, färbten ihre Wangen. Sie konnte nicht mehr meinen. Ihre Stimme war heiser und gedämpft, und aus der gepreßten Brust hob sich der Athem nur in ächzenden Lauten. Nachdem sie eine Weile vergeblich auf Antwort geharrt hatte, wiederholte sie die Frage: „Don Ramon, was habt Ihr mit meinem Sohn angefangen?“ Der Hacendero wandte verlegen das Gesicht ab. „Ja, Ihr habt ihn getödtet!“ rief die Mutter in herzerreißendem Tone. — „Nein,“ erwiderte er, durch ihren Schmerz beängstigt und zum erstenmal in seinem Leben genöthigt, die Gewalt einer Mutter anzuerkennen, die Rechenschaft fordert für ihr Kind. — „Was habt Ihr mit ihm gethan?“ entgegnete sie, auf ihrer Frage beharrend. — „Später, wenn Ihr ruhiger seid,“ erwiderte er, „sollt Ihr Alles erfahren.“ — „Ich bin ruhig,“ sagte sie. „Warum heuchelt Ihr ein Mitleid, das Ihr nicht fühlt? Mein Sohn ist todt, und Ihr seid sein Mörder.“

Don Ramon stieg vom Pferde. „Jesufita,“ sagte er, indem er die Hände seiner Gattin ergriff und sie mit Innigkeit anblickte, „ich schwöre es Euch bei Allem, was heilig ist, daß Euer Sohn lebt. Ich habe kein Haar seines Hauptes angetastet.“

Die arme Mutter blieb eine Weile gedankenvoll stehen. „Ich glaube Euch,“ sagte sie; „aber was ist aus ihm geworden?“ — „Wohlan,“ versetzte er mit Stoen, „wenn Ihr doch Alles wissen wollt, so vernehmet, daß ich Euren Sohn in der Wüste zurückließ; ich versah ihn noch vorher mit den Mitteln, selbst für seine Sicherheit und seine Bedürfnisse zu sorgen.“

Ein kalter Schauer schüttelte den Körper der Mutter. „Ihr seid sehr gnädig gewesen,“ sagte sie mit unsicherer Stimme und bitterer Ironie — „sehr gnädig gegen ein Kind von sechzehn Jahren. Don Ramon, es empörte Euch, Eure Hände in sein Blut zu tauchen; deshalb zogt Ihr es vor,

dieses Geschäft den wilden Thieren und Indianern, welche diese Wüste bevölkern, zu überlassen.“ — „Er war schuldig,“ entgegnete der Hacendero in gedämpftem, aber festem Tone. — „Wohlan, Don Ramon,“ rief sie mit Feuer, „Ihr habt Euren Sohn verurtheilt; ich werde ihn retten!“ — „Was fällt Euch ein?“ entgegnete der Hacendero erschrocken ob der Willensfestigkeit, die er aus den Augen seiner Gattin blitzen sah. — „Kümmert Euch nicht darum, Don Ramon,“ antwortete sie. „Ich werde meine Pflicht erfüllen, wie Ihr der Euren nachkommen zu müssen glaubt. Gott wird richten zwischen uns. Bittert, daß er nicht eines Tages das Blut Eures Sohnes von Euch fordere!“

Don Ramon beugte das Haupt unter diesem Fluch. Bleichen Antlitzes und die Brust von Gewissensbissen durchwühlt, begab er sich langsam in die Hacienda. Donna Jesufita folgte ihm eine Weile mit den Augen. „O mein Gott!“ rief sie, „gib, daß ich noch zu rechter Zeit komme.“

Unter einer Baumgruppe verborgen standen zwei gesattelte Pferde bereit. Donna Jesufita bestieg das eine. „Wohin gehen wir, Sennora?“ fragte der Mayor Domo. — „Ich suche meinen Sohn,“ entgegnete sie mit klarer Stimme. Die Hoffnung schien sie völlig umgewandelt zu haben. Ein lebhaftes Roth färbte ihre Wangen, und ihre schwarzen Augen schossen Blitze. No Cusebio ließ vier prächtige Leithunde los, die in jenen Gegenden unter dem Namen Racteros bekannt sind und zu Verfolgung einer Fährte benützt werden. Nachdem er ihnen durch ein Hemd, das Raphael getragen, die Witterung gegeben hatte, machten sie sich unter lautem Gebell auf den Weg. Einen Blick voll Hoffnung ausstauschend, folgten ihnen die Donna und No Cusebio. Es wurde den Hunden nicht schwer, die Spur aufzufinden, da sie gerade verlief und durch keinen Aufenthalt unterbrochen worden war. Als Donna Jesufita die Stelle erreichte, wo der Vater den Knaben verlassen hatte, war die frühere Anwesenheit Raphaels nur noch an den zurückgebliebenen Spuren zu erkennen, unter denen ein erlöschendes Feuer und andere Anzeichen, darauf hindeuteten, daß er kaum eine Stunde den Ort verlassen haben konnte. „Was thut?“ fragte No Cusebio bekommen. — „Wir gehen vorwärts,“ lautete die entschlossene Antwort der Donna, welche ihrem Pferd die Sporen in die Seite drückte, daß es vor Schmerz laut aufwieberte und wieder wüthend zu rennen begann. No Cusebio folgte ihr.

Am Abend desselben Tages herrschte in der Hacienda del Milagro die größte Bestürzung. Donna Jesufita und No Cusebio waren nicht zurückgekehrt. Don Ramon ließ alle seine Diener aufsitzen, und, mit Fackeln versehen, begannen die Peones und Baqueros eine großartige Streife nach ihrer Gebieterin und dem Mayor Domo. Die Nacht entschwand, ohne zu einem befriedigenden Resultat zu führen. Mit Tagesanbruch aber fanden sie das Pferd der Donna Jesufita halb verzehrt in der Wüste. Das Geschirr fehlte. Um den Hockkörper her schien der Boden der Schauplatz eines grimmigen Kampfes gewesen zu sein. Verzweifelt ertheilte Don Ramon Befehl zur Rückkehr. „Mein Gott!“ rief er, als er wieder in der Hacienda anlangte, „beginnt jetzt schon meine Züchtigung?“

Wochen, Monate und Jahre verschwanden, ohne daß etwas vorkam, um den über dieses unglückliche Ereigniß gebreiteten Schleier zu lüften. Trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte man nichts über das Schicksal Raphaels, seiner Mutter und No Cusebio's erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Sommer in Spanien.

Reisebilder.

I.

Ich hatte die Gefahren der Fahrt über die Pyrenäen glücklich überstanden und betrat „das Land des Weins und

durch die Nähe des Weltbades ein Vergnügungsort geworden. Man hört in der Kapelle des Klosters noch den frommen Gesang der Nonnen; aber die Umgebung trägt ein ziemlich weltliches Gepräge. Hinter dem Dorfe steigt der Weg bergan; am Saum des Weges schießt die braune Dose vorüber und treibt die Räder munter plaudernder Sägmühlen. Am Waldessaum hin, aus dessen Grün duftende Brombeeren und Erdbeeren hervorschaufen, während über unsern Häuptern schlanke Tannen aufsteigen, zieht sich die schöne Straße, die in sanften Windungen auf den Berggründen führt und an zahlreichen Punkten die schönsten Blicke in das tiefe Thal, auf üppige Waldesteppiche und das geschäftige braune Wasser des Waldbaches gewährt, bis wir, auf der Höhe angekommen, auf ebener Straße dahinwandern, während die Wipfel der Tannen sich unter uns zum grünen Walddache verbinden. Plötzlich treten wir aus dem Walde heraus, wo er sich eben wieder enger geschlossen, und vor uns liegt Schloß Eberstein, auf den Bergvorsprung fest hinausgebaut. Tief, tief unten rauscht die Murg durch das enge Bett; zahllose Flüsse schießen pfeilschnell durch das Wasser; der Blick aber umfaßt eine prachtvolle Fernsicht des üppigsten Waldesgrün und freundlicher Dörfer, aufwärts in's Thal nach Weissenbach und Hilpertsau, abwärts nach Gernsbach. Das Schloß, im dreizehnten Jahrhundert bereits genannt, ward später zerstört und 1798 von Markgraf Friedrich als Neubestein hergestellt, denn die Burg Eberstein liegt unsern des alten Schlosses von Baden. Im Innern des Schlosses, das aus seinen Fenstern die prachtvollste, für den Blick unendlich erquickende Aussicht gewährt, hat der Großherzog, der es dann und wann als Sommerresidenz bewohnt, einige Zimmer mit Fresken von Johr schmücken lassen, in andern zeigt man Alterthümer, Waffen, Rüstungen und Geräthschaften. Ein reizendes Plätzchen bietet sich vor dem Eingang des Schlosses für den müden Wanderer: ringsum der frische, rauschende Wald, vor uns das Schloß mit seinem wunderlichen Thurm, und unter uns in der Tiefe das blizende Spiel des Stromes mit dem munteren Treiben der Fische. Am Berge hinab ziehen sich in warmer, sonniger Lage die prächtigsten Weinberge, aus denen ein köstlicher Wein gefeiert wird: das „Ebersteinblut“, das uns der Castellán mit der ausopferndsten Bereitwilligkeit gegen unser gutes Geld in den mit dem Bilde des Schlosses geschmückten Kelchen präsentiert. Erquickt von der herrlichen Aussicht und gestärkt durch die Erfrischungen des Castelláns brechen wir auf, und wieder hinein führt unser Weg in tiefes Waldesbuntel. Die Brombeerstauben am Wege hin bieten uns einen köstlichen Nachtisch.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

### Erster Theil.

#### Trenberg.

#### I.

#### Die Prairie.

Im Westen der Vereinigten Staaten, jenseits des Mississippi, dehnt sich auf eine Länge von mehreren hundert Meilen ein ungeheures, bis auf diesen Tag unbebautes und aus unbebauten Landstücken bestehendes Gebiet aus, auf dem man weder die Wohnung des Weissen, noch den Hatto des Indianers findet. Diese endlose Wildniß, auf welcher düstere, von geheimnißvollen Raubthierfährten durchzogene Urwälder mit üppigen Prairien wechseln, wird durch mächtige Ströme bewässert, unter denen der Canadian, der Arkansas und der Red River die bedeutendsten sind. In jenen fruchtbaren Gegenden irren zahllose Heerden von wilden Pferden, Büffeln, Elenthieren, Langhörnern und Tausende von Thieren umher, welche vor der Civilisation der anderen Theile von Amerika mehr und mehr zurückweichen und hier

sich der lieben Freiheit erfreuen. Sie dienen zugleich den mächtigeren Indianerstämmen als Jagdgebiete. An dem Saum der Wildniß gegen die Niederlassungen der Amerikaner hin, mit denen schwache Bande der Civilisation die Rothhäute in Verkehr zu bringen beginnen, streifen die Dalawaren, die Criebs und die Sjagen und leben in stetem Krieg mit den unbändigen Stämmen der Pawnees, der Schwarzfüße, der Assiniboinen und der Comanchen, diesen Prairienomadern oder Gebirgsbewohnern, welche man überall in der Wildniß findet, obgleich kein Stamm letztere als Eigenthum anzusprechen wagt; desto besser scheinen sie sich aber auf Verheerung desselben zu verstehen, denn sie sammeln sich in ihr in großen Haufen, wenn sich's um Jagdzüge oder kriegerische Unternehmungen handelt. In der That hat man bei einem Zug durch jene Wildniß gar verschiedenartige Feinde zu bestehen. Der wilden Thiere nicht zu gedenken, gibt es auch Jäger, Trapper (Fellenjäger) und Parteigänger, welche für die Indianer nicht minder fürchtbar sind als ihre Landsleute.

Gegen das Ende des Jahres 1837, in den letzten Tagen des Monats September, der von den Indianern Inaki Kijis (Mond der fallenden Blätter) genannt wird, saß etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang ein junger Mann, den man trotz der indianischen Kleidung an der Hautfarbe leicht als einen Weissen erkennen konnte, bei einem Feuer, das bei der vorgerückten Jahreszeit bereits ein Bedürfnis geworden war. Er zählte höchstens sechsunddreißig Jahre, obgleich einige tiefe Furchen auf seiner breiten mattschneidenden Stirne ihn älter erscheinen ließen. Seine Gesichtszüge waren schön, edel und verriethen jene stolze Thakraft, welche dem Leben in der Wildniß entstammt. Seine hervorstechenden, von buschigen Brauen überwölbten Augen hatten einen sanften, melancholischen Ausdruck, der ihr Feuer und ihre Lebhaftigkeit milderte. Mund und Kinn waren unter einem langen, dichten Bart verborgen, dessen dunkle Farbe lebhaft gegen die befremdliche Blässe des übrigen Gesichtes abstach. Dem schlanken, wohlgebildeten Rumpf schlossen sich kräftige Glieder von einer derben Muskulatur an, die eine ungewöhnliche Körperkraft bekundeten, und überhaupt flöste sein Aeußeres jene achtungsvolle Theilnahme ein, welche sich in jenen Gegenden ausgezeichnete Persönlichkeiten weit leichter erringen, als bei uns, wo man einen derben Körperbau meist nur im Geleite der Nothheit auftreten sieht.

Der Mann war ein Jäger. Eine prächtige Büchse mit gezogenem Lauf, die ihm zur Seite lag, die Jagdtasche, welche er umhängen hatte, und die zwei mit Pulver und Kugeln gefüllten Büffelhörner, die an seinem Gurt befestigt waren, setzten sein Gewerbe außer Zweifel. Neben der Büchse lagen ein Paar lange Doppelpistolen nachlässig hingeworfen. Die weitere Bewaffnung des Jägers bestand aus dem sogenannten Machete, einem Waidmesser mit kurzer und gerader Klinge, das der Bewohner der Prairie nie von seiner Seite läßt. Wir sehen den Mann, wie er eben gewissenhaft einem Biber die Haut abstreift, ohne dabei eine an einem Strick aufgehängte Hirschkeule, die über dem Feuer schmort, oder auch nur das geringste Geräusch außer Acht zu lassen, das in der Prairie sich erhebt. Die Stelle, wo er sich niedergelassen hat, ist für einen Halt von einigen Stunden ausgezeichnet gut gewählt. Das hohe Gras bietet eine treffliche Waide für die zwei prächtigen Pferde, die mit gefesselten Hinterbeinen in kurzer Entfernung ihrem guten Appetit gerecht werden. Das mit dürrer Holz genährte Feuer ist nach drei Seiten hin von Felsblöcken geschützt, so daß man schon auf zehn Schritte nur eine dünne Rauchsäule bemerkt, und ein Vorhang von hundertjährigen Bäumen hält das Lager vor den unbedenklichen Blicken derer verborgen, welche möglicherweise in der Nachbarschaft auf der Lauer liegen. Kurz, der Jäger hat mit einer Umsicht, welche eine tiefe Kenntniß des Waldbäuerlebens verräth, alle für seine Sicherheit erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Der Wiederschein des Abendroths färbte bereits die

Gipfel der hohen Bäume und die Sonne war im Begriff, hinter den Bergen des westlichen Horizontes zu versinken, als die Pferde plötzlich ihr Mahl unterbrachen, die Köpfe in die Höhe warfen und die Ohren spitzten. Dem Jäger entgingen diese Zeichen der Unruhe nicht, weshalb er wohl die Hand nach seiner Büchse ausstreckte. Da ließ sich dreimal der Ruf einer Elster vernehmen. Der Jäger legte mit einem Lächeln die Büchse wieder bei Seite und wandte abermals seine Aufmerksamkeit dem Braten zu. Bald nachher raufschte das Gras, ein Paar schöne Schweifshunde stürzten hervor und sprangen um den Jäger her, der ihnen einige Augenblicke schmeichelte, dann aber Mühe hatte, sich ihrer Liebsosungen zu erwehren. Die Pferde hatten inzwischen sorglos wieder zu grasen angefangen. Einige Minuten nach den Hunden langte ein zweiter Jäger in der Lichtung an. Er war viel jünger als der erstere, vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt, von großer, schwächlicher und behender Gestalt, kräftigen Gliedern und klugen grauen Augen. Er trug sich in derselben Weise, wie sein Gefährte, und hatte eine Schnur mit Bägeln über die Schulter hängen, die er neben dem Feuer niederwarf. Ohne ein Wort zu sprechen, schickten die beiden Jäger sich an, eine von jenen Abendmahlzeiten zu bereiten, die man durch lange Gewohnheit trefflich finden lernt. Es war nun völlig Nacht geworden und die Wildniß machte allmählig auf. Bereits vernahm man von der Prairie her das Gebrüll der wilden Thiere. Nachdem die Jäger ihren Appetit befriedigt hatten, zündeten sie ihre Pfeifen an undkehrten den Rücken dem Feuer zu, damit sein Schimmer sie nicht hindere, die Annäherung von verdächtigen Gästen wahrzunehmen, welche ihnen vielleicht die Dunkelheit zuführte. „Nun?“ fragte der erste Jäger kurz zwischen ein Paar Zügen aus seiner Pfeife. — „Du könntest Recht haben,“ entgegnete der Andere. — „Ah!“ — „Ja; wir sind zurweil recht gekommen und haben deshalb die Fährte verloren.“ — „Ich wußte es wohl,“ versetzte der Erste. „Du sahst, Belhumeur, daß Du Dich viel zu sehr auf Deine canadischen Gewohnheiten verläßt. Die Indianer, mit denen wir's hier zu thun haben, sind ganz anders, als die Profesen der nördlichen Jagdgebiete.“ Belhumeur gab ein Zeichen der Zustimmung. „Uebrigens ist dies im Augenblick von geringem Belang,“ nahm der Andere wieder auf. „Zunächst müssen wir erfahren, wer unsere Diebe sind.“ — „Ich weiß es.“ — „Gut; und welche Spitzbuben haben es gewagt, sich die mit meinem Zeichen versehenen Fallen zueignen?“ — „Die Comanchen.“ — „Das hätte ich nicht geglaubt. Zehn unserer besten Fallen in Einer Nacht fort! So wahr ich lebe, Belhumeur, sie sollen mir sie theuer bezahlen. Und wo sind die Gallunken jetzt?“ — „Höchstens drei Stunden vor uns; 's ist eine Diebsbande von etwa zwölf Mann und zieht sich der Richtung nach, die sie einschlägt, gegen ihre Berge zurück.“ — „Es sollen nicht alle heimkommen,“ bemerkte der erste Jäger mit einem Blick auf seine Büchse. — „Dann kriegen sie nur, was sie verdienen,“ sagte Belhumeur lachend. „Ich verlasse mich auf Dich, Treuherz, daß Du sie für ihre Unverschämtheit züchtigst. Aber Du wirst noch begieriger auf Rache sein, wenn Du erfährst, wer an der Spitze des Hauses steht.“ — „Ah! Kenne ich ihren Häuptling?“ — „Ein wenig,“ versetzte Belhumeur lächelnd, „'s ist Nehü nütah.“ — „Der Adlerkopf?“ rief Treuherz aufspringend. „Ja, den kenne ich, und gebe Gott, daß ich diesmal die alte Rechnung, die zwischen uns aufgelaufen ist, ausgleichen kann. Es ist schon lange genug her, daß seine Maden mein Revier durchstreifen und mir den Weg versperren.“ In diesen Worten drückte sich ein so grünniger Haß aus, daß Belhumeur dabei schauberte; ärgerlich übrigens, daß er seinem Jorn den Bügel gelassen hätte, nahm der Jäger seine Pfeife wieder auf und rauchte mit einer Unbekümmertheit fort, durch die sich sein Gefährte nicht täuschen ließ. Die Unterhaltung stockte. Die beiden Männer schienen tief in Gedanken versunken zu sein und bliesen nebeneinander ihre Rauchwolken in die Luft. Endlich wandte sich

Belhumeur an seinen Kameraden. „Soll ich wachen?“ fragte er. — „Nein,“ entgegnete Treuherz mit gedämpfter Stimme; „ich will für Dich und mich die Schildwache machen.“ Belhumeur legte sich sofort neben dem Feuer nieder und war einige Minuten später eingeschlafen. Als der Uhu durch seinen Morgenruf die Nähe des Sonnenaufgangs ankündigte, weckte Treuherz, der die ganze Nacht unbeweglich wie eine Bildsäule dagesessen hatte, seinen Gefährten. „Es ist Zeit,“ sagte er. — „Gut,“ entgegnete Belhumeur, der sich sogleich erhob. Die Jäger bestiegen ihre Pferde, ritten vorsichtig die Anhöhe hinab und trafen auf die Fährte der Comanchen. In demselben Augenblick erhob sich die Sonne strahlend am Horizont, zerstreute die Finsterniß und erhellte die Prairie mit ihrem herrlichen belebenden Lichte.

## II.

## Die Jäger.

Jetzt ein Paar Worte über die Personen, welche den Schauplatz betreten und zu wichtigen Rollen berufen sind: Treuherz (bloß unter diesem Namen war der Jäger durch die Prairien des Westens bekannt) stand wegen seiner Gewandtheit, seiner Redlichkeit und seines Muthes unter den Indianerstämmen, mit welchen ihn die Wechselfälle seines abenteuerlichen Lebens in Verkehr gebracht hatten, in hoher Achtung; während die Jäger und Trapper, Spanier sowohl als Amerikaner aus dem Norden, oder Mestizen, sehr auf seine Kenntniß der Wälder bauten und sich häufig bei ihm Rathsch erholten. Sogar die Galgenstricke der Prairien, die nur von Raub und Erpressung lebten, wagten es nicht, ihn anzugreifen, und vermieden es möglichst ihm in den Weg zu kommen. Der Mann hatte es also bloß durch die Kraft seines Geistes und seines Willens dahin gebracht, daß er fast ohne sein Wissen zu einer Macht geworden war, welche unbestrittene Anerkennung fand bei den wilden Bewohnern jener endlosen Ebnen.

Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren, er war damals noch sehr jung, hatten ihn eines Tages Jäger aufgefunden, als sie eben an den Ufern des Arkansas den Bibern Fallen legten. Die kurzen Fragen, die man über seine Vergangenheit an ihn stellte, blieben ohne Antwort. Die Jäger, von Natur wortfarge Leute, glaubten in den verlegenen und ausweichenden Reden des jungen Mannes ein Geheimniß zu lesen, das er nicht enthüllt wissen wollte, und drangen daher nicht weiter in ihn. Im Gegensatz von den übrigen Jägern und Trappern der Prairie, die stets mit einem oder zwei Kameraden ihrem Gewerbe nachgehen und sich nie von denselben trennen, lebte Treuherz allein und ohne festen Wohnplatz; er durchjagte die Wildniß, ohne irgendwo sein Zelt aufzuschlagen. Stets düster und schwermüthig, mißte er die Gesellschaft von Seinesgleichen, obgleich er bei jeder Gelegenheit sich bereit zeigte, ihnen Dienste zu leisten oder selbst sein Leben für sie zu wagen. Wollte man aber sich ihm dankbar erweisen, so gab er seinem Pferd die Sporen und legte seine Fallen in größerer Entfernung, um denen, die er sich verpflichtet hatte, Zeit zu lassen, den geleisteten Dienst zu vergessen. Fünf Jahre vor der Zeit, mit welcher wir diese Erzählung wieder aufgenommen haben, bemerkte er eines Abends, als er mit Legen seiner Nachtfallen fertig war, plötzlich unter den Bäumen das Feuer eines indianischen Lagers. Ein Weißer von höchstens siebenzehn Jahren war an einen Pfahl gebunden und mußte den Meßern der Rothhäute als Ziel dienen, die sich damit unterhielten, den jungen Menschen zu martern, ehe sie ihn ihrem blutdürstigen Grimme opferten. Treuherz, welcher nur der Stimme des Mitleids Gehör schenkte, warf sich ohne Rücksicht auf die schreckliche Gefahr, der er sich bloßstellte, mitten unter die Indianer und trat vor den Gefangenen hin, um ihn mit seinem eigenen Leibe zu decken. Die Indianer waren Comanchen; betroffen ob der unerwarteten Störung und verwirrt durch die Kühnheit des Jägers, blieben sie einige Augenblicke

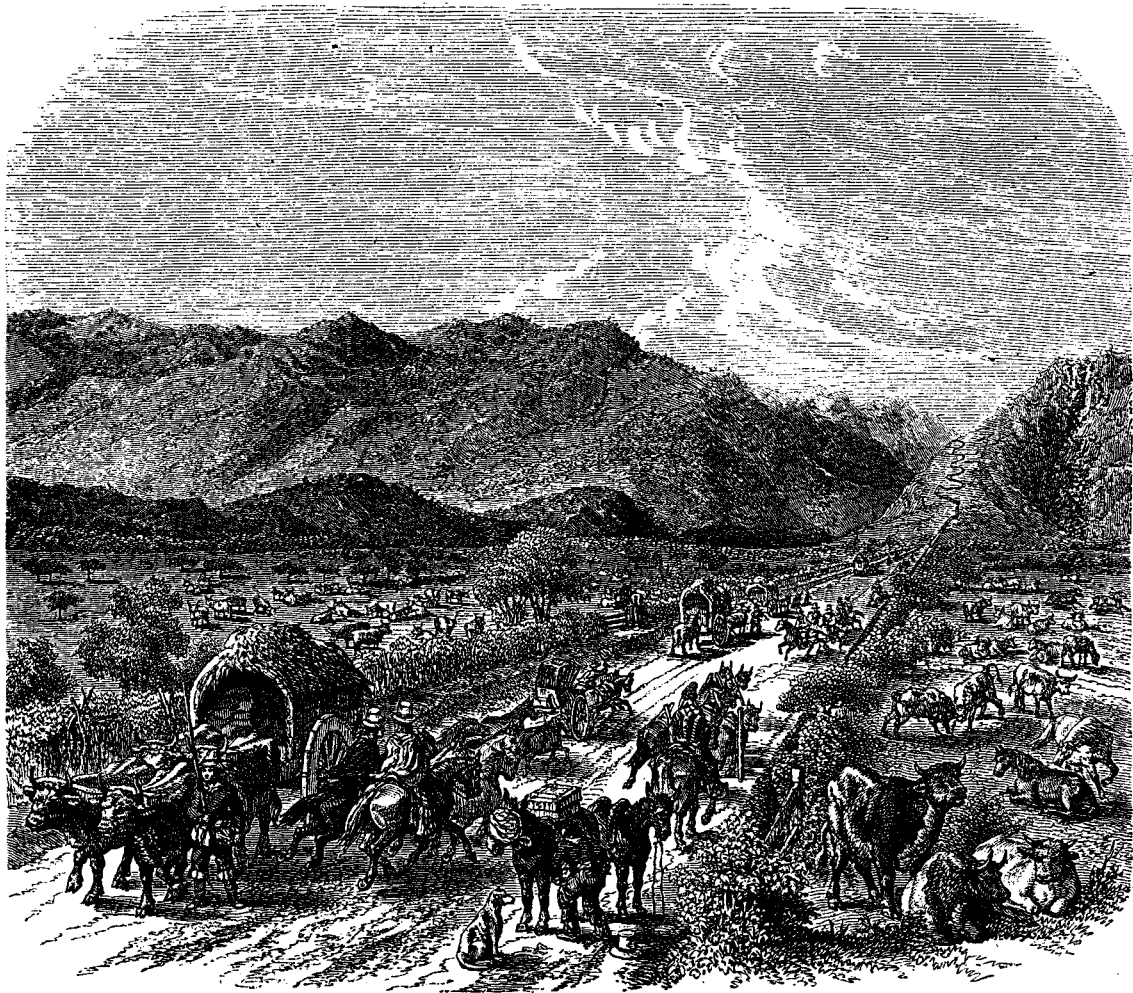
regungslos. Treuherz verlor übrigens keine Zeit, sondern zerschchnitt die Bande des Gefangenen und gab ihm sein Messer; letzterer ergriff mit Freude die Waffe, und nun schickten sich beide an, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Sobald die Comanchen sich von der ersten Verstärkung erholt hatten, machten sie sich bereit, auf die zwei Männer loszustürzen, die ihnen Trotz zu bieten schienen. Als jedoch der Widerschein des Feuers sie das Gesicht des Jägers erkennen ließ, wichen sie wieder zurück und murmelten sich wechselseitig zu: „Treuherz, der große Blafgesichtsjäger!“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Reisen in Südamerika.

Sittenbild.

Die Eisenbahnen, welche längst ihre großen Netze über ganz Nordamerika gespannt, haben nun auch ihre Schienen nach dem Süden der andern Welt ausgedehnt. Keine Gebirgskette, und wäre sie noch so schroff, bietet mehr ein Hinderniß. Der Handel fordert und die Berge müssen weichen oder sich schmiegen. Mitten in den Cordilleren baut die Regierung von Chili eine Eisenbahn. In weniger als drei Jahren ist Valparaiso mit Talca verbunden. Wie anders war es ehemals! Für den Handelswaarentransport bediente man sich auf diesen rauhen und steilen Wegen der Maul-



Landstraße von Valparaiso nach St. Jago.

thiere oder schwerer, grob gearbeiteter Wagen, die mit rohem Leder gedeckt waren: diese Wagen, welche ein betäubendes Geräusch machten, wurden von Ochsen gezogen und brachten vom Meeresufer bis zur Hauptstadt sechs volle Tage. Obgleich man überall Wirthshäuser am Wege für Arm und Reich findet, bringen die Führer der Wagen gewöhnlich die Nacht auf dem Wege zu und füttern ihre Thiere mit Stroh. Pferde werden, obgleich eine starke Rasse, nur an die leichten Reisewagen gespannt. Erst seit wenigen Jahren sieht man große Diligencen auf diesen Straßen, welche zur bestimmten Stunde abgehen und ankommen. Der Pferde gibt es eine solche Masse in Chili, ihr Preis ist so gering, daß der Führer des Cabriolets, das man sonst zum Reisen miethen mußte,

seine Relais mit sich nahm: zehn Pferde ungefähr begleiteten ihn bis zum Ort der Bestimmung und wurden abwechselnd von fünf zu fünf Stunden angespannt. Diese Art zu reisen, welche noch immer ihre Anhänger hat, ist sehr bequem und es geht dabei sehr rasch, da man im Sommer den Weg von einer Stadt zur andern auf solche Weise in einem Tage machen kann. Die großen Diligencen sind dagegen für die bergigen Gegenden zu schwer. Für die Producte des Landbaues sieht man auf den Straßen häufig noch große Trupps von Maulthieren. Unser Bild, das wir dem Atlas von C. Gay entnehmen, stellt den Zuschauer in einige Entfernung von Casa-Blanca und zeigt im Hintergrund die Bergabhänge von Zapata. Wir sehen auf dem Wege einen Handelswagen mit

wird Cms in der Geschichte genannt: 1786 ward hier zwischen den Bevollmächtigten der Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und dem Erzbischof von Salzburg die „Emser Punction“ entworfen, welche die deutschen Bischöfe gegen die Eingriffe päpstlicher Nuntzien sichern sollte: die Sache selbst scheiterte. So muß sich Cms mit dem Ruhme seiner Quellen genügen lassen, da es auf seine Geschichte nicht stolz sein kann. 18.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Ablerkopf (so hieß der Häuptling des Comanchen-hausens) kannte den Jäger nicht; er war zum ersten Mal in die Prairien von Arkansas heruntergekommen und begriff daher den Ausruf seiner Krieger nicht. Er war jedoch ein bitterer Feind der Weißen, denen er einen Vernichtungskrieg zugeschworen hatte, und stürzte ungeachtet der vermeintlichen Freigabe seiner Untergebenen allein auf Treuherz los. Aber nun erfolgte ein befremdlicher Auftritt. Ungeachtet ihrer Achtung vor dem Häuptling, warfen sich die Indianer auf denselben und entriß ihm seine Waffen, um ihn zu hindern, sich weiter an dem Jäger zu vergreifen. Nachdem Treuherz ihnen gedankt hatte, hob er selbst die Waffen des Häuptlings auf und gab sie denselben zurück. Dieser nahm sie mit einem finstern Blick auf seinen edelmüthigen Gegner in Empfang; der Jäger aber bemerkte dies nur mit einem stolzen Achselzucken und entfernte sich mit seinem Gesangenen, erfreut, daß er einem Menschen das Leben gerettet. Innerhalb der kurzen Frist von zehn Minuten hatte er einen unversöhnlichen Feind und einen hingebenden Freund gewonnen. Die Geschichte des Gesangenen ist einfach. Er war mit seinem Vater von Canaba heruntergekommen, um in den Prairien zu jagen, und in die Hände der Comanchen gefallen. Der Vater erlag nach einem verzweifelten Widerstand; dem Sohn dagegen erwiesen die Indianer, ärgerlich darüber, daß ihnen der Tod ein Opfer geraubt hatte, alle Sorgfalt, um ihn ehrenhaft an dem Marterpfahl abthun zu können — ein Schicksal, dem er ohne Treuherzens glückliches Dazwischenkommen unausbleiblich verfallen gewesen wäre. Nachdem der junge Mann diese Auskunft über sich ertheilt hatte, fragte ihn der Jäger über seine Absicht, und ob die rauhe Lehrzeit, die er im Waldbläuergewerbe begonnen, ihm das Abenteuerleben nicht entleidet habe? „Im Gegentheil,“ versetzte der Andere, „ich bin mehr als je entschlossen, diese Laufbahn zu verfolgen, die mir Gelegenheit gibt, meinen Vater zu rächen.“ — „Ihr habt Recht,“ entgegnete der Jäger. Treuherz führte den jungen Mann nach einem von seinen Verstecken (ausgegrabenen Erdschern, in welchen die Trapper ihren Reichtum zu verbergen pflegen), holte daraus die ganze Ausrüstung eines Trappers, Gewehr, Messer, Pistolen, Waidtasche und Fellen hervor und gab sie seinem Schützling. „Ihr könnt jetzt gehen,“ sagte er einfach zu ihm. „Gott sei Euer Geleite.“ Der Andere sah ihn stumm an und mußte augenscheinlich nicht, was er aus dieser Rede machen sollte. Treuherz lächelte. „Ihr seid frei,“ fuhr er fort. „Ihr habt hier das zu Eurem Verus nöthige Geräthe; ich schenke es Euch, dort ist die Prairie. Glück auf!“ Der junge Mann schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, „ich verlasse Euch nicht, wenn Ihr mich nicht unbedingt fortjagt. Ich bin allein, habe keine Familie, keine Freunde; Ihr seid der Retter meines Lebens, und ich gehöre fortan Euch an.“ — „Ich lasse mich für einen geleisteten Dienst nicht zahlen,“ sagte der Jäger. — „Doch, und zwar sehr theuer,“ erwiderte der Andere mit Lebhaftigkeit, „wenn Ihr keinen Dank annehmen wollt. Da habt Ihr Eure Gaben wieder, die ich nicht brauche. Ich bin kein Bettler, dem man ein Almosen zuwirft, und will mich lieber aufs Neue den Comanchen überliefern. Lebt wohl!“ Und der Canadier machte sich in der Richtung des Indianerlagers auf den Weg. Treuherz sah

ihm stumm nach. Der junge Mann hatte ein so freies, ungezwungenes Wesen, daß er eine wärmere Theilnahme für ihn zu fühlen begann. „Halt!“ rief er ihm zu. Der junge Mann blieb stehen. — „Ich lebe allein,“ fuhr der Jäger fort, „und Ihr hättet bei mir nur ein trauriges Dasein. Ein bitterer Gram nagt an meinem Herzen. Warum wollt Ihr Euch einem Unglücklichen anschließen?“ — „Um diesen Kummer Euch tragen zu helfen, wenn Ihr mich deß für würdig achtet — um Euch zu trösten, wenn es möglich ist. In der Einsamkeit fällt der Mensch leicht der Verzweiflung anheim; Gottes Befehl weist ihn an, Gesellschaft zu suchen.“ — „Das ist wahr,“ murmelte der Jäger unschlüssig. — „Warum habt Ihr mir Halt zugerufen?“ fragte der junge Mann bethommen. Treuherz betrachtete ihn mit einer Festigkeit, als wolle er seine innersten Gedanken lesen. Die Untersuchung schien ihn zu befriedigen. „Wie heißt Ihr?“ fragte er. — „Belhumeur,“ versetzte der Andere; „oder wenn Ihr lieber wollt, Georg Talbot; gewöhnlich aber nennt man mich mit dem ersten Namen.“ Der Jäger lächelte. „Der Name verspricht etwas,“ sagte er, ihm die Hand reichend. „Belhumeur, fortan bist Du mein Bruder auf Leben und Tod.“ Und er küßte ihn nach dem in solchen Fällen üblichen Prairiebrauch auf die Augen. „Auf Leben und Tod!“ erwiderte der Canadier, indem er auf ihn zustürzte und mit Zärtlichkeit die ihm dargebotene Hand drückte. Dann küßte er den neuen Bruder gleichfalls auf die Augen. So waren Treuherz und Belhumeur mit einander bekannt geworden. Seit fünf Jahren hatte nicht die mindeste Wolke die Freundschaft getrübt, welche die beiden trefflichen Männer Angesichts Gottes sich in der Wildniß geschworen. Der Mensch hat das Bedürfnis, seine Gefühle und Leiden einem treuen Freunde mitzutheilen. Nach ein Paar Monaten, welche Treuherz dazu benützte, seinen neuen Gefährten zu studiren, hatte er vor Belhumeur keine Geheimnisse mehr.

Am dem Tage, an welchem wir ihnen wieder in den Prairien begegnet sind, hatte ihr alter Feind, der Comanchen-häuptling Ablertopf, dessen Haß und Groll mit der Zeit nicht geringer geworden, sondern eher gewachsen war, einen kühnen Diebstahl an ihnen begangen. Der Indianer verfiel mit der seiner Rasse eigenthümlichen Hinterlist den Schimpf, den er um der beiden weißen Jäger willen von den Seinigen erlitten, und harrete geduldig der Stunde der Rache. Er hatte heimlich unter den Füßen seiner Feinde einen Abgrund gegraben, indem er ihnen allmählig die Rothhäute abgeneigt machte und geschickt Verläumdungen über sie verbreitete. Auf diese Weise glaubte er es endlich dahin gebracht zu haben, daß die Beiden sogar bei den weißen Jägern und Meistern in Mißcredit gekommen waren, und sonach von allen durch die Prairie zerstreuten Personen als Feinde angesehen wurden.

So standen die Dinge, als Ablertopf in der Absicht, einen Sturm herbeizuführen, in welchem Diejenigen zu Grunde gehen sollten, welchen er den Tod geschworen hatte, in einer einzigen Nacht sämtliche Fellen der beiden Jäger stahl. Er durfte überzeugt sein, daß sie einen solchen Schimpf nicht ungestraft lassen, sondern Rache suchen würden, und wenn sie dann weder bei den Indianern noch bei den Jägern Beistand fanden, so konnte er sich mit den entschlossenen dreißig Krieger, die er befehligte, leicht ihrer bemächtigen, um sie dem grausamsten Foltertode preiszugeben.

### III.

#### Die Jährte.

Ablertopf, der von seinen Feinden entdeckt zu werden wünschte, hatte sich keine Mühe gegeben, seine Jährte zu verbergen, die sichtlich durch das hohe Gras führte und selbst dann rasch wieder aufgefunden war, wenn sie sich stellenweise zu verwaschen schien. In ihrem Vorrückten warfen die beiden Jäger von Zeit zu Zeit Blicke nach rechts und links, um sich vor Täuschung zu sichern; aber die Jährte ging stets gerade aus ohne irgend eine Abbiegung; ihre Verfolgung war

so leicht, daß das Außerordentliche der Sache selbst Belhumeur ernstlich zu beunruhigen anfang. Wie immer übrigens die Indianer es halten mochten, die Jäger ließen sich's angelegen sein, ihre eigenen Fußspuren sorgfältig zu verwischen. Sie gelangten endlich an einen ziemlich breiten Fluß, Grünspanfluß genannt, der dem Canadian zuströmt. Treuherz machte Halt und winkte seinem Begleiter, das Gleiche zu thun. Sie stiegen ab und suchten, die Pferde am Zaum führend, den Schutz einer Baumgruppe auf, um nicht von einer etwa ausgestellten indianischen Schildwache bemerkt zu werden. Hier angelangt, legte Treuherz warnend den Finger auf den Mund und flüsterte seinem Begleiter ins Ohr: „Gehe wir weiter gehen, müssen wir uns über unsere Schritte genau verständigen. Ich vermute eine Lüge. Die Indianer sind erfahrene Krieger und zu sehr an das Prairieleben gewöhnt, um ohne guten Grund in solcher Weise zu handeln.“ — „Die Fährte ist allerdings zu schön,“ pflichtete der Canadian bei, „um nicht eine Schlinge vermuthen zu lassen.“ — „Ja, aber sie benehmen sich allzu fein; Ihre Schlaueit übertreibt und täuscht keine alten Jäger, wie wir sind. Wir müssen jetzt unsere Behutsamkeit verdoppeln und dürfen kein Blatt, keinen Grastengel unbeachtet lassen, je mehr wir uns dem Lagerplatz der Rothhäute nähern.“ — „Wir thun vielleicht besser,“ sagte Belhumeur umherschauend, „wenn wir unsere Pferde an einen sicheren Platz verstecken, wo wir sie leicht wieder finden können, um sodann zu Fuß über die Lagerung und Zahl unserer Feinde Kundtschaft einzuziehen.“ — „Du hast Recht, Belhumeur; wir wollen Deinen guten Rath sogleich in Ausführung bringen.“ Die Jäger verließen mit großer Vorsicht ihren Versteck. Statt über den Fluß zu setzen, kehrten sie auf dem gleichen Wege wieder um und bogen nach einiger Zeit links ab in eine Schlucht, wo sie bald in dem hohen Graze verschwunden waren.

„Ich muß Dir den Willen lassen, Belhumeur,“ sagte Treuherz, „denn ich weiß in der That nicht, wo Du mich hinführst.“ — „Vertrau' mir immerhin. Ich habe zufällig zwei Büchsenhüsse von hier eine Art Citadelle entdeckt, in der unsere Pferde nicht besser aufgehoben sein könnten; ja, wir sind erforderlichen Falls im Stande, darin eine förmliche Belagerung auszuhalten.“ — „Caramba!“ rief der Jäger, durch diesen ihm ziemlich geläufigen Weischwur seine spanische Abkunft verrathend, „wie bist Du zu diesem kostbaren Fund gekommen?“ — „Auf die einfachste Weise von der Welt,“ versetzte Belhumeur. „Als ich nach Legung meiner Fellen den Berg dort hinaufkletterte, um auf kürzerem Wege bald wieder zu Dir zurückzukommen, sah ich, nachdem ich etwa zwei Drittheile der Höhe erreicht hatte, unter dem Strauchwerk die zottige Schnauze eines prächtigen Bären sich bewegen.“ — „Aha; ich errathe was kommt. Wenn ich mich recht erinnere, bist Du damals nicht bloß mit einem, sondern mit zwei Fellen von schwarzen Bären zu mir zurückgekommen.“ — „Ja; meine Patrone waren ein Pärchen, Männlein und Weiblein. Du kannst Dir denken, daß bei ihrem Anblick vor Waidmannsgier mir alle Müdigkeit verging und ich alsbald mit der Büchse dahinter her war. Du wirst selbst sehen, welche Feste sie sich auserlesen haben.“ fügte er bei, indem er abstieg und damit seinem Begleiter zu verstehen gab, daß er das Gleiche thun solle. Vor ihnen erhob sich amphitheatralisch eine gewaltige Felsenmasse.

„Wir können mit unseren Pferden da nicht hinausskommen,“ bemerkte Treuherz, nachdem er eine Weile die Dertlichkeit gemustert hatte. — „Versuchen wir's immerhin,“ versetzte Belhumeur, sein Thier am Zaum nachziehend. Nach einer halben Stunde unsäglicher Mühe langten sie auf einer höchstens dreißig Fuß breiten Plattform an. „Hier ist's,“ sagte Belhumeur Halt machend. — „Hier?“ entgegnete Treuherz, der sich überall umsah, ohne eine Oeffnung wahrnehmen zu können. Lächelnd hieß Belhumeur seinen Begleiter ihm folgen und ging mit seinem Pferde nach einem Felsblock voran, hinter welchem ein höchstens drei Fuß weiter darmartiger Gang begann. Nach fünf Minuten ge-

langten sie auf diesem schneckenförmig ansteigenden Wege vor die gähnende Mündung einer tiefen Höhle. Die Jäger traten ein. Belhumeur hatte vorher eine Menge Holzspäne angefertigt, so daß er jetzt ein paar Fackeln zusammenmachen konnte, von denen er eine seinem Gefährten gab. Das Licht derselben zeigte ihnen die Höhle in ihrer ganzen wilden Majestät. Die hohen Wände waren mit funkelnden Stalaktiten besetzt, an denen der Reflex der beiden Flammen eine feenhafte Beleuchtung hervorbrachte. „Diese Höhle,“ sagte Belhumeur, nachdem er seinem Freunde Zeit gelassen hatte, alles genau zu betrachten, „ist ohne Frage eines von den Wundern der Prairie. Die Galerie, welche sich allmählig abwärts zieht, führt unter dem Grünspanfluß hinweg und mündet jenseits desselben in einer Entfernung von mehr als einer Meile in die Ebene.“

Entzückt über die Entdeckung dieses Zufluchtsortes wollte ihn Treuherz nach allen Theilen untersuchen und konnte dabei, ungeachtet seines sonst so schweigsamen Wesens, unterschiedliche Rundgebungen seiner Bewunderung nicht unterdrücken. „Warum hast Du nicht früher davon gesprochen?“ fragte er. — „Ich wartete die Gelegenheit ab.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die beiden Löwen.

Die römischen Kaiser, welche geschworen hatten, das Christenthum auszurotten, verhängten die grausamsten Strafen über die Christen, die ihrem Glauben nicht entsagen wollten. Wie man sonst Verbrecher den wilden Thieren in den Arenen vorwarf, so mußten die Christen vor dem jauchzenden Volke sich von den Zähnen der Bestien zerreißen lassen. In Lyon hatte sich eine junge Scavin dem Christenthum im Stillen zugewandt. Diese That blieb jedoch nicht lange verborgen und der Consul, empört über den Abfall, ließ die Scavin vor sich rufen. In dem Saal, in welchem er saß, brannte auf einem Altar ein helloderndes Feuer. Finster sah der Consul drein, als Blandine vor ihm gebracht wurde, und mit strengem Tone forderte er die Christin auf, den wahren Göttern Weisbrauch zu streuen; aber die Scavin schüttelte stolz den Kopf und rief: „Ich bin eine Christin!“ Was brauchte der Consul weitem Beweise? Er ließ sie in Ketten und in's Gefängniß werfen, wo bereits andere Christen ihres Todesurtheils harrten. Die Herrin Blandinens, welche ihre Scavin liebte und sie im Kerker besuchte, mühte sich, durch das Versprechen der Freiheit und des Reichthums sie zum Altare der Götter zurück zu führen; aber vergeblich. Der schreckliche Augenblick der Todesstrafe nahte heran. Eine glänzende Sonne beleuchtete das furchtbare Schauspiel; auf den weiten Ecken des Amphitheaters drängte sich die nach dem Blute der Christen dürstende Menge; in zwei eisernen Käfigen waren je zwei ungeheure Löwen eingeschlossen. Der Consul saß unter einem prachtoollen Dache, und alle Anwesenden harrten freudig auf das Zeichen. Endlich stand der Consul auf und man führte zwei Verbrecher herein; dann öffnete sich die Thüre eines Käfigs und die wilden Bestien stürzten hervor. Unter furchtbarem Jammergeschrei wurden die armen Opfer zerfleischt. Blandine, welche dem Schauspiel anwohnen mußte, da man hoffte, sie dadurch zum Abschwören zu bewegen, schlug unverwandt die Wille zum Himmel empor und betete aus voller Seele. Empört über diese Halsstarrigkeit, ließ der Consul die Christin in die Arena führen und an einen Pfosten in der Mitte binden. Zum letzten Male forderte er sie auf, dem Christengotte zu entsagen; aber das Mädchen blieb standhaft. Die Thüre des anderen Käfigs öffnete sich und zwei noch kolossalere Löwen stürzten herein. Sie waren furchtbar anzuschauen; ihre Mähnen starteten empor, ihre Augen funkelten und ihre Zunge leckte nach dem Blute der Märtyrin. Blandine hob die Augen zum Himmel, breitete die Arme aus und bekannte

Cabinet, dann mietete er einen Ofen, den man bei Tagesanbruch anzündete und an dem Jedermann sich nach Lust und Belieben wärmen konnte. Da er wohl wußte, daß Niemand nach Appetit im Dorfe aß, ließ er gute Suppe kochen, und Jeder hatte Morgens und Abends seinen vollen Löffel. „Alles sein Holz ist dabei draußgegangen und er verkaufte zuletzt sein Stück Wein; aber es gab so viele Hungerige, daß auch das nicht zureichte, und deshalb hat er sich zuletzt selbst am Essen abgebrochen.“ — „Mutter!“ rief Sara, „ich kann mir jetzt denken, warum ich sein schönes Esenbeinkreuz nicht am gewohnten Orte gesehen, und warum er, der so große Stücke auf seine silberne Dose hielt, jetzt eine von Birkenrinde führt.“ — „Er hat alles verkauft, der würdige Mann, selbst seine drei Bestecke und den großen silbernen Becher; und jetzt ist er mit einem hölzernen Löffel, wie das einfachste von seinen Pfarrkindern.“ Der gute Pfarrer kam am Abend, um Frau von Hartorn seinen Besuch zu machen. Sie lud ihn auf den andern Tag zum Mittagessen ein und gab ihm ihre Börse, indem sie ihn bat, ihr Almosen zu vertheilen, weil er es doch besser zu verwenden wisse, als sie selbst. Am Abend, als Sara ihre Mutter küßte, sagte sie mit bittender Miene: „Ach, Mama, wenn Du es erlauben wolltest!“ — „Erlauben, was, mein Kind?“ — „Mir erlauben, die Tabaksdose meines Pastors zurückzukaufen. Du weißt, daß der Vater mir einiges Geld beim Abschied gegeben.“ — „Ja, gewiß, mein Kind, das sollst Du gerne thun. Wir werden morgen früh nach der Stadt gehen; ich will sehen, sein Kreuzifix wieder zu bekommen, auf welches morgens sein erster Blick fiel. Ich freue mich herzlich, daß wir den gleichen Gedanken hatten. Also schlafe nicht zu lange, damit wir rechtzeitig wieder zurück find!“ Eine unnötige Mahnung, das Kind war vor Tag erwacht, so sehr setzte sie die Hoffnung, dem ehrwürdigen Geistlichen eine Freude zu bereiten, und die Angst, die Tabaksdose nicht zu finden, in Aufregung.

In der Stadt fand Frau von Hartorn leicht den Goldschmied, der das Silber des wohlthätigen Geistlichen gekauft; die alte Tabaksdose und das Kreuzifix waren zur großen Freude Sara's noch bei dem Kaufmanne; aber er hatte den Kelch und das Besteck verkauft. Die Person, welche das Christusbild gekauft, ließ sich lange bitten, bis sie es an Frau von Hartorn abtrat, denn es war ein Meisterstück. Als sie nach Hause kamen, fanden Sara und ihre Mutter den Geistlichen, der sie mit seinem Breviere in der Hand erwartete. Die Gärtnerin wurde beauftragt, das Kreuzifix in den Altoven des Studierzimmers zurück zu bringen. Der Alte, der häufig zu schnupfen pflegte, hatte beinahe immer seine Tabaksdose in der Hand, oder stellte er sie wenigstens neben sich. Bei Tische, während er das Unglück einer Familie schilderte, die eben durch den Brand ruiniert worden, schob Sara, ohne daß er es wahrte, die silberne Dose an die Stelle der birkenen. Der Pfarrer nahm sie mechanisch während des Gesprächs in die Hand, aber die Kälte des Metalls fühlend, unterbrach er sich und sah sie an; dann bracht er sie an die Lippen und eine dicke Thräne rollte ihm langsam über die Wangen. „Entschuldigen Sie die Schwäche eines alten Mannes: aber meine Mutter bediente sich dieser Dose, so lange sie lebte!“ Dann sagte er, indem er das strahlende Gesicht des kleinen Mädchens bemerkte, das seine feuchten Augen auf ihn heftete: „Mein Kind, Gott wird Dich segnen; denn der reinste Weisrauch, den wir ihm weihen können, ist das Glück, das wir unsern Nächsten bereiten!“

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Die Jäger brachten die Pferde mit einem reichlichen Futtervorrath in einem der Grottenräume unter, der durch unbemerkliche Felsenipalten erhellt wurde. Nachdem sie sich

überzeugt hatten, daß die edlen Thiere während ihrer Abwesenheit ebenso wenig Noth leiden, als sich entfernen konnten, schulterten sie ihre Büchsen, pfliffen den Hunden und schritten raschen Fußes in dem Gang dahin, der unter dem Fluß wegführte. Bald verrieth die feuchte Luft, welche sie umgab, und das dumpfe Geräusch über ihren Häuptern, daß das Wasser über ihnen hinströmte. Sie erhielten für ihre Wanderung hinreichend Licht durch eine Art Laterne in der Gestalt eines hohlen Felsens, der wie eine Schildwache in der Mitte des Flusses emporragte. Nach halbstündigem Gehen gelangten sie vermittelst einer Oeffnung, welche durch dichtes Gebüsch und Schlingpflanzen versteckt war, in die Prairie.

Mit Ausruhen, Versorgung der Pferde und sorgfältiger Untersuchung der Höhle war der Tag hingegangen, und die Sonne senkte sich eben unter den Horizont, als sie die Verfolgung der Comanchen wieder aufnahmen. Jetzt begann erst die eigentliche indianische Verfolgungsweise. Die Jäger krochen im hohen Gras auf Händen und Füßen hinter ihren spürenden Hunden her; ganz Auge und Ohr wagten sie kaum zu athmen und legten sich von Zeit zu Zeit an die Erde, um jene tausend Geräusche der Prairie zu befragen, welche sie mit merkwürdigem Geschick zu unterscheiden und zu deuten wußten. Die Wildniß lag in einer Todtenstille. Die Jäger rückten, in parallelen Linien dahinkriechend, mit verdoppelter Behutsamkeit immer vorwärts, bis auf einmal die Hunde lautlos stehen blieben. Die wackeren Thiere schienen den Werth des Schweigens in einer Gegend, wo das mindeste Geräusch ihren Gebietern das Leben kosten konnte, zu begreifen.

Belhumeur warf einen durchdringenden Blick umher, sein Auge funkelte. Pantherartig setzte er zu einem Sprung an und stürzte sich auf einen indianischen Krieger, der mit vorwärtsg gebeugtem Körper und gesenktem Haupte die Nähe eines Feindes zu ahnen schien. Ehe der auf den Rücken niedergeworfene Wilde einen Hilferuf ausstoßen konnte, kniete ihm Belhumeur schon auf der Brust und drückte ihm die Kehle zusammen. Dann zog der Jäger kaltblütig sein Messer und stieß es bis ans Heft dem Feinde ins Herz. Als der Wilde sah, daß er verloren war, verschmähte er allen nutzlosen Widerstand, warf aber dem Canadier einen Blick voll Haß und stolzer Verachtung zu; ein höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen, und mit eherner Ruhe sah er den Tod über sich kommen. Belhumeur steckte das Messer in seinen Gurt, drückte die Leiche bei Seite und begann aufs Neue zu kriechen. Trenherz war den Bewegungen des Freundes mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt, um im Nothfall ihm beispringen zu können. Da der Indianer todt war, nahm auch er die Verfolgung der Fährte wieder auf. Bald bemerkten die Jäger den Schimmer eines Feuers unter den Bäumen und einen Geruch wie von geröstetem Fleische. Sie richteten sich nun Gespenstern gleich an einer ungeheuren Korkeiche auf, umfaßten den nackten Stamm des Baumes und versteckten sich unter seinen dichten Zweigen. Jetzt schauten sie umher. Das Lager der Comanchen befand sich höchstens fünfzehn Schritte von ihnen.

## IV.

### Die Reisenden.

Um dieselbe Stunde, als die Trapper aus der Höhle aufstauten, die Fährte der Comanchen wieder zu verfolgen, machte etwa zwanzig Meilen von ihnen entfernt ein ziemlich ansehnlicher Haufen weißer Reisenden an den Ufern des Canadian Galt, um ihr Nachtlager aufzuschlagen. Die Jäger und Gambusinos (Halbblut), die ihnen als Führer dienten, beicelten sich, das Tugend Maulthiere abzuladen, welchen mexicanische Lanceros zum Schutz beigegeben waren. Das Gepäck wurde zu Herstellung einer ovalen Umzäunung benützt, und in Mitte derselben zündeten sie ein Feuer an, worauf die Führer, ohne sich viel um ihre Be-

gleiter zu kimmern, in eine kleinere Gruppe zusammentraten und Vorbereitungen zu ihrem Nachessen trafen. Nun näherte sich ein Offizier von vier- oder fünfundzwanzig Jahren, ein Mann mit feinen charakteristischen Zügen und militärischer Haltung, achtungsvoll einem mit zwei Maulthieren bespannten und von zwei Reitern beschützten Palantin. „Wo soll das Zelt der Sennorita aufgeschlagen werden, Excellenz?“ fragte der junge Offizier den Hut abnehmend. — „Wo Ihr wollt, Capitän Aguilar, wenn es nur bald geschieht,“ versetzte der Reiter zur Rechten des Palantin. „Meine Richte ist sehr müde.“

Der letztere Sprecher war ein großer Mann mit harten, scharfgeschnittenen Zügen, einem Adlerblick und Haaren, so weiß wie der Schnee des Chimborazzo. Unter seinem weiten militärischen Mantel konnte man die prächtvoll gestickte Uniform eines mexicanischen Generals erkennen. Der Capitän verbeugte sich, kehrte zu den Lanceros zurück und ertheilte ihnen Befehl, in der Mitte des Lagerraums ein hübsches, rosenroth und blau gestreiftes Zelt, das eines der Maulthiere getragen, auszuspannen. Nachdem dies geschehen war, stieg der General ab, bot einer jungen Dame, die beehend aus dem Palantin sprang, die Hand und führte sie unter das Zelt, in welchem die Aufmerksamkeit des Capitans alle Bequemlichkeiten, die sich mit den Umständen vertrugen, für sie aufgehäuft hatte.

Nach dem General und seiner Richte traten noch zwei Personen ein. Die eine war ein wohlbeleibtes, rothbackiges Männchen mit grüner Brille und 'einer blonden Perrücke, das in der Uniform eines Sanitätsbeamten fast ersticke, ungefähr fünfzig Jahre zählen mochte und sich Jerome Boniface Durieux nannte. Ein Franzose von Geburt, stand er als Obermilitärarzt in mexicanischem Dienst. Während er vom Pferde stieg, ergriff er mit einer gewissen Achtung einen großen Mantelsack, der hinter dem Sattel lag, und versorgte ihn unter dem Arm, da er sich von diesem Geräth nicht trennen zu können schien. — Die zweite Person war ein fünfzehnjähriges Mädchen mit aufgewecktem, dreistem Gesicht, aufgeworfener Nase und festem Blick, welches der Mischling-race der Westigen angehörte und der Richte des Generals als Kammermädchen diente. Ein schöner Neger, der den majestätischen Namen Jupiter führte, beeilte sich unter Beihülfe von zwei oder drei Gambusinos die Abendmahlzeit zu bereiten. „Nun, Doctor,“ sagte der General lächelnd zu dem dicken Herrn, der wie ein Ochse schnaubend mit seinem Mantelsack angestiegen kam und auf demselben Platz nahm, „wie findet Ihr diesen Abend meine Richte?“ — „Die Sennorita ist immer entzückend,“ versetzte der Doctor galant, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte; „aber meint Ihr nicht auch, daß die Hitze zum Ersticken sei?“ — „Nicht mehr als gewöhnlich,“ entgegnete der General. „Hat Euch die heutige Reise sehr ermüdet, meine Richte?“ — „Nicht übermäßig,“ versetzte die Sennorita mit einem Auslug von Gähnen. „Da wir schon einen Monat unterwegs sind, so gewöhne ich mich allmählig an diese Lebensweise, die mir allerdings im Anfang höchst beschwerlich war.“ Der General stieß einen Seufzer aus, erwiderte aber nichts weiter. Der Doctor seinerseits war damit beschäftigt, die Steine und Pflanzen, welche er im Laufe des Tages gesammelt hatte, zu ordnen, während die Westige sich mit der Leichtigkeit eines Vogels im Zelt umthat, um die Dinge herzurichten, die ihre Gebieterin möglicherweise brauchen konnte. Wir benützen diesen Augenblick der Ruhe, um mit ein paar Worten das Portrait des Fräuleins zu zeichnen. Donna Luz de Berumbez, die Tochter einer jüngeren Schwester des Generals, war ein bezauberndes Mädchen von höchstens sechzehn Jahren. Der Glanz ihrer großen schwarzen Augen, deren dunkle Brauen lebhaft gegen das reine Weiß der Stirne abstachen, war züchtig von langen Sammtwimpern verschleiert; den kleinen Mund mit den corallrothen Lippen zierten zwei liebliche Reihen von Perlzähnen, die seine Haut hatte sich den Blaum einer reifen Frucht bewahrt, und ihre

dunklen Haare könnten aufgelöst einen Schleier über den ganzen Körper bilden. Die Figur war zart und zeigte jene zierlichen wellenförmigen Linien, durch die sich die Amerikanerinnen auszeichnen, Hand und Fuß ungemein klein, und ihr Gang hatte die ungezwungene Leichtigkeit, welche an den Creolinnen so sehr anpricht. Kurz, ihr ganzes Aeußere war der Inbegriff alles Anmuthigen und Vollkommenen. Dabei hatte sie eine stets heitere, lachlustige Laune und konnte sich über jede Kleinigkeit freuen, da sie vom Leben noch nichts als das Angenehme kannte.

Gleichwohl fehlte dieser schönen Natur das Leben. Sie war eine Pandora, eh' noch Prometheus für sie das Feuer des Himmels gestohlen, — und, in der mythologischen Vergleichung fortzufahren, Amor hatte sie noch nicht mit seinem Flügel berührt, ihre Stirne sich nie gerunzelt unter dem Druck des Gedankens und ihr Herz noch nie geschlagen unter der Lockung des Verlangens. Dem Wunsche des Generals gemäß war sie in fast klostertlicher Abgeschlossenheit erzogen und aus derselben nur hervorgeholt worden, um ihn auf der Wanderung durch die Prairien zu begleiten. Wohin die Reise ging, und warum ihr Onkel sie durchaus bei sich haben wollte — dies waren Dinge, um welche sich das Mädchen wenig kümmerte. Sie freute sich, auf einem hohen Fuße leben zu dürfen und ohne Unterlaß neue Gegenden zu sehen; da sie außerdem in Vergleichung mit ihrer bisherigen Lebensweise sich jetzt als ein freies Wesen fühlen konnte, so verlangte sie nicht weiter und versuchte es nie, ihren Onkel mit unbescheidnen Fragen zu behelligen. Donna Luz war also zu der Zeit, in welcher wir sie kennen lernen; ein glückliches Kind, das, zufrieden mit der Gegenwart und unbekümmert um die Zukunft, wohlgenuth in den Tag hinein lebte.

Als Jupiter gebratene Hirschkeule austrug, trat auch Capitän Aguilar ein. Der Tisch war von der Kammerzose Phöbe gedeckt worden und hatte vier Couverte: für den General, für seine Richte, für den Capitän und für den Doctor. Jupiter und Phöbe warteten auf. Bis der Appetit beschwichtigt war, ging die Unterhaltung flau; dann aber begann das Fräulein, das den Doctor zu nicken liebte, mit den Worten: „Habt Ihr heute eine reiche Ernte eingebracht, Doctor?“ — „Nicht sonderlich, Sennorita.“ — „Ei der Tausend, und mich dünkt, es hätten doch genug Steine an unserm Wege gelegen. Es kam nur auf Euch an, eine ganze Maulthierlast aufzulesen.“ — „Die Reise sollte Euch glücklich machen,“ meinte der General, „denn sie bietet Euch Gelegenheit, zwanglos Eurer Liebhaberei für Pflanzen aller Art nachzuhängen.“ — „s ist nicht so arg, General. Ich gesthe, die Prairie ist nicht so reich, als ich glaubte, und hielte mich nicht die Hoffnung aufrecht, irgend eine Pflanze aufzufinden, deren Eigenschaften sich für die Wissenschaft nutzbar machen ließe, so möchte ich fast bereuen, mein Häuschen in Guadalupe, wo mir das Leben in ruhiger Einsamkeit entschwand, verlassen zu haben.“ — „Nah,“ entgegnete der Capitän, „wir befinden uns erst an der Grenze der Prairien; find wir einmal tiefer in's Innere eingedrungen, so werdet Ihr bei weitem nicht im Stande sein, die Schätze zu sammeln, die Euch jeder Schritt entgegenbringt.“ — „Das gebe Gott, Capitän,“ versetzte der Gelehrte mit einem Seufzer. „Könnte ich nur die Pflanze finden, die ich suche, so wollte ich mich vollkommen zufrieden geben.“ — „Ist diese Pflanze denn so kostbar?“ fragte Donna Luz. — „Wie, Sennorita,“ rief der dicke Doctor, mit Eifer, „eine Pflanze, die von dem großen Linne beschrieben und classificirt, nach ihm aber von Niemand mehr gefunden wurde, eine Pflanze also, die meinen Ruhm gründen könnte — Ihr fragt, ob sie kostbar sei?“ — „Zu was dient sie?“ fragte das Fräulein neugierig. — „Ja, was nützt sie?“ wiederholten die Andern. — „Zu nichts,“ lautete die unschuldige Antwort des Gelehrten. Donna Luz ließ ein so silberhelles Lachen erschallen, daß eine Nachtigall sie um die süßen Töne hätte beneiden mögen. „Und Ihr nennt eine solche Pflanze kostbar?“ — „Ja, um ihrer Seltenheit willen.“ — „Ah, so!“ — „Hoffen wir, daß Ihr sie

findet, Doctor," sagte der General in versöhnlichem Tone. "Jupiter, rufe den Häuptling der Führer herein!" Der Neger entfernte sich und kehrte alsbald mit einem Gambusino zurück. Dieser war ein großer, breitschulteriger, kräftig gebauter Mann von ungefähr vierzig. Ohne gerade häßlich zu sein, hatte sein Gesicht etwas Abstoßendes, von dem man sich keine Rücksicht geben konnte. Seine lauernden, schielenden Augen, welche tief in ihren Höhlen staken, glühten von einem wilden Feuer, und seine niedrige Stirne und die krausen Haare bildeten mit der Kupferfarbe seiner Haut ein durchaus nicht angenehmes Ganze. Er trug die Tracht der Walbläuser, zeigte ein kaltes, unzugängliches Wesen und war namentlich sehr wortkarg, eine Eigenschaft, welche ihm wohl wegen des Gegensatzes von den Indianern

oder seinen Kameraden selbst den Namen „die Amsel“ zugezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderungen um Baden.

### III.

Im Zickzack führt der Weg, sanft sich abbachend, hinab in das Thal; der Wald wird lichter und lichter; der freundliche Sonnenschein spielt durch die grünen, rauschenden Blätter; wir kürzen den Weg in lustigen Sprüngen über das weiche Moos, bis wir unten die Murg rauschen hören und



Gernsbach.

von dem gewerblustigen Gernsbach das lebendige Geräusch heraufstönt, durchmischt mit den lauten Rufen der Hölzer. Wir biegen um eine letzte Wendung des waldfrischen Weges und vor uns steht eine kleine gothische Kapelle, die den wunderlichen Namen „die Klingel“ trägt, den uns die Sage erzählt. In den ersten Zeiten des Christenthums baute sich ein Einsiedler eine stille Clause und richtete daneben ein Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht vernimmt er eine klagende Stimme. Alsbald zündete er eine Riesenadel an und eilte hinaus; da sah er unter einem Baume ein junges, schönes Weib in feingewobenem Gewande. Die langen, dunklen Locken fielen über den weißen Hals und in der Hand hielt sie einen Stab, in den allerlei Zeichen und Schriftzüge eingekerbt waren. „Die Nacht ist kalt," sagte sie zum Einsiedler, „gewähre mir ein Obdach in Deiner Hütte!" Der mit-

leidige Klausner war gern dazu bereit, aber sie weigerte sich, ihm eher zu folgen, als bis er das hölzerne Kreuz neben der Thüre weggeschafft hätte. Der Gottesmann erschrad anfangs ob solchem Begehren; aber die wunderbare Schönheit des Weibes bestach ihn. Im Kampfe dagegen sprach er leise ein inniges Gebet. Da erklang auf einmal ein Glöckchen mit hellem Silberschall und im Nu war das Bild verschwunden. Das Glöcklein tönte noch lange fort, und der Einsiedler, der verwundert darnach forschte, sah es an einem Zweige im Gebüsch hinter seiner Clause hängen und sich von selbst bewegen. Er baute sogleich eine Kapelle aus Baumstämmen und Rinden und hing das Silberglöckchen hinein, dem später viele andächtige Pilger zuströmten. Davon heißt die Kapelle noch heute die Klingel.

Raschen Schrittes eilen wir Gernsbach zu: durch einen

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

„Hier, mein Waderer,“ sagte der General, ihm ein bis an den Rand gefülltes Glas hinbietend, das eine Art Brantwein, von dem Fabricationsorte Mezcal genannt, enthielt. „Trinket dies.“ Der Jäger verneigte sich, leerte das Glas, welches wohl eine halbe Flasche enthielt, auf einen Zug, fuhr dann mit dem Armel über seinen Schnurrbart und harrete des weiteren Geheißes. „Ich möchte einige Tage an einem sichern Plage Halt machen,“ sagte der General, „um ohne Furcht vor Beunruhigung gewisse Untersuchungen anstellen zu können. Ist es hier geheuer?“ Das Auge des Führers funkelte; er heftete einen glühenden Blick auf den General. „Nein,“ lautete seine kurze Antwort. — „Warum?“ — „Zuviel Indianer und wilde Thiere.“ — „Wißt Ihr einen passenderen Platz?“ — „Ja.“ — „Weit von hier?“ — „Nein.“ — „Wie weit?“ — „Bierzig Meilen.“ — „Wie lange werden wir dazu brauchen?“ — „Drei Tage.“ — „Gut; so führt uns hin. Morgen mit der Sonne wollen wir ausbrechen.“ — „Weiter nichts?“ — „Nein.“ — „Gute Nacht.“ Der Jäger entfernte sich. — „Die Umsel gefällt mir,“ sagte der Capitän lächelnd. „Ihre Unterhaltung ist wenigstens nicht langweilig.“ — „Mir wäre lieber, sie spräche mehr,“ versetzte der Doctor mit Kopfschütteln. „Ich traue den Leuten nicht, die sich immer vor dem vielen Reden in Acht nehmen. Es ist ein Beweis, daß sie etwas zu verbergen haben.“

Aus dem Zelt begab sich der Führer zu seinen Kamraden, mit denen er alsbald mit gedämpfter Stimme ein sehr lebhaftes Gespräch begann. Die Nacht war herrlich. Die Reisenden versammelten sich vor dem Zelt; sie plauderten zu der Cigarre, und Donna Luz unterhielt die Gesellschaft, indem sie eines der melodischen Creolenlieder sang. Plötzlich bemerkte man am Horizonte einen röthlichen Schein, der mit jedem Augenblick sich weiter verbreitete; dazu kam ein dumpfes und anhaltendes Geräusch, ähnlich dem Rollen eines fernen Donners. „Was ist das?“ rief der General aufspringend. — „Ein Prairiebrand,“ versetzte die Umsel kalt. Auf diese so ruhig hingeworfene schreckliche Ankündigung kam das ganze Lager in Aufruhr. Man mußte mit der größten Eile fliehen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, lebendig zu verbrennen. Einer der Gambusinos benutzte die Verwirrung, um sich aus der Umzäunung zu schleichen, und verschwand in der Ebene, nachdem er zuvor sich mit der Umsel durch ein geheimnißvolles Zeichen verständigt hatte.

### V.

#### Die Comanchen.

Treuhertz und Belhumeur beobachteten aus ihrem Versteck unter den dichten Zweigen der Korkeiche die Comanchen, die sich auf die Wachsamkeit ihrer Schildwache verließen und nicht entfernt daran dachten, daß der Feind ihnen nahe genug sei, um die geringste ihrer Bewegungen beobachten zu können. Um ihre Feuer her kauend oder lagernd, ließen sie sich sorglos Essen und Rauchen schmecken. Die Wilden bestanden mindestens aus fünfundzwanzig Mann, waren in ihre Büffelhäute gekleidet und hatten sich in der verschiedenartigsten Weise phantastisch bemalt. In der Entfernung von einigen Schritten lehnte Adlerkopf an einem Baum. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt und sein Körper war leicht vorwärts gebeugt, als lausche er auf die unbestimmten Geräusche in der Prairie, für die nur er ein Ohr zu haben schien.

Adlerkopf war ein Indianer aus dem Stamm der Osagen und von den Comanchen adoptirt worden, hatte aber stets die Sitten und Gebräuche der Osagen beibehalten. Er mochte achtundzwanzig Jahre zählen, maß nahezu sechs Fuß und besaß einen derben Gliederbau mit einer Muskulatur, die eine seltene Körperkraft befundete. Im Gegensatz von

seinen Gefährten trug er nur eine Decke um die Lenden, so daß Brust und Arme bloß blieben. Der Ausdruck seines Gesichtes war schön und edel, und seine lebhaften schwarzen Augen, welche sehr nah an der gebogenen Nase lagen, nebst dem etwas großen Mund verliehen ihm eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Raubvogel.

Zum Glück für die Jäger befanden sich die Indianer auf dem Kriegspfad und hatten keine Hunde bei sich; sonst hätten sie sich dem Lager nicht nähern können, ohne entdeckt zu werden. Obschon der Häuptling wie eine Wilsäule da stand, blickte doch sein Auge, seine Nasenlöcher erweiterten sich, und er hob mechanisch die Rechte, als wolle er seinen Leuten Stillschweigen auferlegen. „Man wittert uns,“ murmelte Treuhertz so leise, daß sein Gefährte ihn kaum hörte. — „Was thun?“ versetzte Belhumeur. — „Handeln,“ erwiderte lakonisch der Trapper. Die Weiden glitten nun schweigend von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, ohne einen Fuß auf den Boden zu setzen, bis sie auf der entgegengesetzten Seite des Lagers über der Stelle angelangt waren, wo die gefesselten Pferde der Comanchen weideten. Jetzt ließ sich Belhumeur leise nieder und zerschnitt die Fesselriemen der Thiere, welche sofort, durch die Peitschenhiebe der Jäger aufgeschreckt, unter Wiehern und Ausschlagen nach allen Richtungen auseinander stoben. Verwirrt erhoben sich die Indianer und rannten mit mächtigem Geschrei ihren Pferden nach. Nur Adlerkopf setzte sich, als hätte er die Stelle geahnt, wo die Jäger im Hinterhalt lagen, gegen sie in Bewegung, wobei er sich möglichst durch die an seinem Weg liegenden Bäume zu decken suchte. Die Jäger wichen Schritt um Schritt zurück und hatten dabei sorgfältig Acht, daß sie nicht umgangen wurden.

Das Geschrei der Indianer, welche den Pferden nachsetzten, verlor sich in der Ferne; der Häuptling stand daher allein seinen beiden Feinden gegenüber. Unter einem Baum angelangt, dessen dicker Stamm ihm Sicherheit verbürgte, verschmähte er es, des Gewehrs sich zu bedienen, und da ihm die Gelegenheit günstig schien, so legte er einen Pfeil auf seinen Bogen. Doch ungeachtet seiner Klugheit und Gewandtheit konnte er diese Bewegung nicht ausführen, ohne sich eine kleine Blöße zu geben. Treuhertz legte seine Büchse an und gab Feuer. Die Kugel pff! der Häuptling that einen Sprung und fiel, vor Wuth laut aufsehend, zu Boden. Der Arm war ihm zerschmettert. Im Nu befanden sich die beiden Jäger an seiner Seite. „Nühr' Dich nicht, Rothhaut,“ sagte Treuhertz, „oder Du bist des Todes.“ Der Indianer blieb unbeweglich und dem Anscheine nach unempfindlich, obschon Wuth in seinem Innern kochte. „Ich könnte Dich tödten,“ fuhr der Jäger fort, „will es aber nicht thun. Zum zweitenmal schenk ich Dir jetzt das Leben, Häuptling; es wird das Letztmal sein. Laß Dich nie wieder auf meinem Weg finden oder Dir beikommen, mir meine Fallen zu stellen, sonst schwöre ich Dir, ich werde es erbarmungslos an Dir rächen.“ — „Adlerkopf ist unter den Kriegern seines Stammes ein berühmter Häuptling,“ entgegnete der Indianer mit Stolz, „und fürchtet den Tod nicht. Der weiße Jäger mag ihn tödten und wird sehen, daß er nicht murt.“ — „Nein, Du sollst nicht sterben, Häuptling. Verhüte Gott, daß ich das Blut eines Menschen ohne Noth vergieße.“ — „Bah!“ entgegnete der Indianer mit einem höhnischen Lächeln, „mein Bruder ist Missionär.“ — „Nein, ich bin ein ehrlicher Trapper und will Dich nicht morben.“ — „Mein weißer Bruder denkt wie die alten Weiber,“ erwiderte der Indianer. „Nehü nutha verzeiht nicht; er nimmt Rache.“

„Das kannst Du halten, wie Du willst, Häuptling,“ versetzte der Jäger mit verächtlichem Achselzucken. „Ich maße mir nicht an, Deine Natur ändern zu wollen. Doch Du weißt jetzt, wie Du daran bist. Gott befohlen.“ — „Und möge der Teufel Dir das Fell streicheln,“ fügte Belhumeur bei, indem er ihm verächtlich einen Fußstoß versetzte. Der Häuptling schien sich gegen diesen neuen Schimpf unem-

pfündlich zu verhalten; nur seine Augbrauen runzelten sich. Er rührte sich nicht von der Stelle, ließ aber einen Blick voll unterföhnlichen Hasses den Weiden nachschleichen, die, ohne weiter auf ihn zu achten, sich in den Wald vertieften. „'s ist jetzt gleichgültig,“ sagte Belhumeur gedankenvoll, „aber es war nicht recht von Dir, Treuherz; Du hättest ihn tödten sollen.“ — „Bah, warum dies?“ entgegnete der Jäger unbekümmert. — „Cascaras! warum? Es hätte eine Ratter weniger in der Prairie gegeben.“ — „Es gibt ihrer so viele, daß eine mehr oder weniger nichts ausmacht.“ — „Nun, meinetswegen. Aber wohin jetzt?“ — „Wir suchen unsere Fellen. Caramba, glaubst Du, ich gebe sie verloren?“ — „Ein guter Gedanke das.“ Die Jäger näherten sich dem Lager, aber nach Indianerart auf zahlreichen Umwegen, welche die Comanden von der Spur abführen sollten. Nach zwanzig Minuten hatten sie dasselbe erreicht. Die Indianer waren noch nicht zurückgekehrt, konnten aber unmöglich mehr lange ausbleiben. Ihr Gepäc lag zerstreut umher. Zwei oder drei Pferde, die nicht hatten ausreißern wollen, grastn ruhig fort.

Ohne Zeit zu verlieren, bemächtigten sich die beiden Jäger ihrer Fellen, von denen jeder sich fünf Stück aufhob, und traten dann den Weg nach der Höhle an, in welcher ihre Pferde verborgen waren. Trotz ihrer Last trabten sie hocherfreut über den glücklichen Ausgang ihres Unternehmens und über den Streich, den sie den Indianern gespielt hatten, leichten Fußes dahin. Schon hörten sie in einiger Entfernung das gedämpfte Rauschen des Flusses, als ihnen plötzlich das Gemieher eines Pferdes ans Ohr schlug. „Man verfolgt uns,“ sagte Treuherz, Halt machend. — „Hm, vielleicht ist's ein wildes Pferd,“ meinte Belhumeur.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein junger Musiker.

(Schluß.)

Mitten in dieser Freude schlug es auf dem nahen Kloster zwei Uhr. Wolfgang sprang von seinem Stuhle auf. „Wo gehst Du hin?“ fragte seine Mutter. — „Ich will eine Sonate componiren, damit der Herr erscheint, der uns das Diner gab.“ Dann stellte er einen Stuhl vor das Klavier und kniete hinauf, denn er war so klein, daß seine Ellbogen die Tasten nicht berührten. Zuerst spielte er die Scaln mit einer Kraft und Präcision, die für ein so junges und schwaches Kind ganz außerordentlich war, dann ging er zu den Accorden über und improvisirte zuletzt ein Thema so reizend und ansprechend, daß der Kapellmeister und seine Frau stumm vor Erstaunen blieben. Und dem Schwung seiner kindlichen Phantasie freies Spiel lassend, flogen seine Finger über die Tasten, als wäre es die Hand eines Meisters. Der alte Mozart vergoß Thränen der Nührung. Alle vergaßen die Mahlzeit und den versprochenen Besuch des Fremden. „Komm hierher, daß ich Dich umarme, kleiner Meister!“ rief der alte Mozart, „mit Hülfe Gottes, unserer h. Jungfrau und des h. Nepomuk“ wirst Du einst ein großer Klavierpieler, ein großer Componist, ein großer Mann werden. Aber wer soll Dich in die Welt bringen, wer soll Dich aus der Dunkelheit herausheben, in die Dich meine Armuth gestellt? Wer wird Dich beschützen?“ — „Ich!“ rief eine Stimme von draußen. Und Wolfgang eilte dem Fremden entgegen und küßte seine Hand. — „Sieh! da ist der Freund des großen Nepomuk.“ Kaum hatte jedoch der Kapellmeister seine Blicke auf den Fremden geworfen, als er vom Stuhle aufsprang und mit einer tiefen Verbeugung sagte:

„Seine Majestät der Kaiser von Oestreich.“

### III.

Einige Tage nach diesem Abenteuer vergoß Frau Mozart Thränen, denn sie traf die Vorbereitungen zur Abreise

ihres Gemahls und Sohnes. „Wir gehen nach dem Hofe der Kaiserin Maria Theresia und zwar auf besondere Einladung ihres erlauchten Gemahls, Franz I.“ — „Mit sechs Jahren ein Leben voll Arbeit beginnen,“ sagte die arme Mutter unter Seufzen. — „Aber ich arbeite für Dich, liebe Mama, und das ist ein Leben voll Vergnügen,“ versetzte Wolfgang, sich seiner Mutter an den Hals werfend. Eine Stunde später war der Kapellmeister auf dem Wege von Prag nach Wien. Bei ihrer Ankunft wurden sie in Kenntniß gesetzt, daß der Kaiser sie am folgenden Tage empfangen wolle. Zu gleicher Zeit wurde Befehl zu den Vorbereitungen eines Concerts gegeben, zu welchem alle Herren und Damen des Hofes eingeladen waren, das Wunderkind zu hören. Am nächsten Tage besuchte der alte Mozart seine Freunde und fand seinen Sohn, als er heimkehrte, wie er eben Luftsprünge durch das ganze Zimmer machte. „Ich habe gebetet und gearbeitet,“ rief der Knabe, „ich will mich jetzt ausruhen.“ — „Eine hübsche Art, auszuruhen,“ versetzte der Vater lachend. — „Jeder hat seine Manier.“ Als der Abend kam, wurde Wolfgang von seinem Vater nach der Burg geführt. Der Kapellmeister war in Schwarz gekleidet, sein Sohn trug eine Hoftracht: einen kleinen Frack von Lilach und eine Weste von gleichem Zeuge, rothe Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Ein Ceremonienmeister führte sie nach dem Concertsaale, wo noch Niemand war. Das Erste, was Mozart bemerkte, war ein prachtvolles Piano, vor das er sich sogleich stellte; sein Vater trat auf einen Balcon, welcher die prächtigen Gärten der Burg überschauen ließ. Wolfgang, allein in dem feenhaft erleuchteten Salon, saß vor dem Piano, seine Finger flogen mit wunderbarer Geschwindigkeit über die Tasten, als er die Stimme eines Kindes neben sich hören hörte: „O wie schön Du spielst: bist Du der kleine Mozart?“ Wolfgang wandte sich um und sah neben sich ein kleines Mädchen von ungefähr sieben Jahren in reicher Kleidung. — „Wie schön Du bist!“ lautete die Antwort des kleinen Böhmens. — „O, laß das,“ sagte das Mädchen. „Bist Du Wolfgang Mozart?“ — „Ja, Mademoiselle.“ — „Und wer lehrt Dich so hübsch spielen?“ — „Mein Vater.“ — „Und ist das nicht langweilig zu lernen und mühsam?“ — „Ja, bisweilen strengt es mich an. Dann bete ich und bitte den großen Nepomuk, daß er mir beistehe, und das hilft immer.“ — „Wer ist denn der Nepomuk?“ — „Der Schutzheilige von Böhmen.“ — „Warum ist der denn der heilige Nepomuk?“ — „Weil sein Bild auf der Prager Brücke steht, und dann weil —“ Der kleine Mozart war gerade im Begriffe, zu erzählen, was er von dieser Geschichte wußte, als er ein Rauschen von seidenen Gewändern, von Atlaschuhen und Federn und Blumen hörte, und als er aufschah, gewahrte er zu seinem Erstaunen, daß der Saal, der noch vor wenigen Minuten leer gewesen, sich mit schönen Damen und eleganten Herren gefüllte.

Er stand erröthend und verlegen auf. „Erinnerst Du Dich meiner nicht mehr?“ sagte ein vornehmer Herr, der auf ihn zutrat. — „Sie sind der Kaiser!“ sagte Mozart, indem er ihn ansah. — „Und das ist die Kaiserin, Maria Theresia,“ sagte Franz, indem er den kleinen Mozart zu einer Dame von ungefähr fünf und vierzig Jahren führte, die im Glanze ihrer Schönheit strahlte; sie nahm das Kind mit der herzlichsten Freundlichkeit auf. Der kleine Mozart wurde dann an das Klavier gesetzt, und die Umstehenden anlässlichnd, namentlich das kleine Mädchen, das in seiner Nähe blieb, begann er zu spielen. Sein Spiel war so vollendet, daß der ganze Hof kein Auge und Ohr von ihm abwandte, und das glänzende Auditorium war ein Schrei der Bewunderung über das wunderbare Talent, das er entwickelte. „Wolfgang ist so geübt auf dem Piano, daß er mit geschlossenen Augen spielen könnte,“ sagte sein Vater. — „Bedeckt das Piano und man soll sehen!“ antwortete Wolfgang, und dann spielte er mit größter Sicherheit auf dem Tische, das die Tasten bedeckte. Als er innehielt, die Stirne in Schweiß gebadet, rief

den Ruinen einer alten Stadt, dem Turaphilum des Ptolemäus, erbaut wurde. Ein kleiner Marabout hinter Palmen zur Linken des Lesers bezeichnet den Ort, wo Selman, der Scheit von Tuggurt, die Mutter Abd-er-Rahmans, seines Vorgängers, dessen Macht er sich angemacht, lebendig begraben ließ. Der Araber, der diesen Befehl ausgeführt, wurde am Tage des Einzugs des französischen Generals Devaux auf dem Marktplatz hingerichtet.

31.

## Der Titisee.

(Baden.)

Drei Stunden von Freiburg im Breisgau kommt man, nach einer Wanderung durch das Höllenthal und über die Höllensteig, an das Ufer des Titisees. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als diesen schönen leuchtenden Wasserspiegel, im Osten und Westen von Hügeln umgeben, die mit Eichen, Tannen, Birken und Obstbäumen bewachsen sind, während im Südwesten und Norden hohe Berge emporragen, welche der Feldberg, dieser Niese des Schwarzwaldes



Der Titisee.

(4000' ü. M.) beherrscht. Von seinen waldigen Seiten breiten sich die vier langen Arme aus, die mit ihren tausend Verzweigungen den Schwarzwald bilden. Grüne Wälder ziehen sich bis an den See herab. Die Gegend ist heiter und reich bebaut; eine Straße führt daran vorüber nach Neustadt, einem kleinen industriellen Städtchen, in welchem jene Holzschnitzwaren und Spieluhren fabrizirt werden, welche die Reisenden als Andenken an den Schwarzwald mit nach Hause bringen.

68.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Netter.

Um dem Leser die Lage unserer Jäger klar zu machen, müssen wir zu dem Comanchenhäuptling zurückkehren. Sobald seine Feinde unter den Bäumen verschwunden waren, richtete er sich sachte auf und lauschte mit vorgebeugtem Körper, ob sie sich auch wirklich entfernten. Nachdem er sich

davon überzeugt hatte, riß er von seiner Decke ein Stück ab, verband damit, so gut es gehen wollte, seinen verwundeten Arm, und folgte entschlossen der Spur der Jäger. Unbemerkte von ihnen kam er bis an die Grenze des Lagers, wo er sich hinter einem Eichenholzbaum verbarg und mit anjah, wie sie ihre Fellen wieder an sich nahmen und dann weiter gingen. Endlich kamen die Comanchen, denen es schwer geworden war, ihre Pferde einzufangen, wieder in's Lager zurück. Der Anblick ihres verwundeten Führers überraschte sie und reizte ihren Zorn aufs Heußerste. Adlerskopf beschloß, der Geschichte durch den teuflischen Einfall einer Verbrennung des Waldes ein Ende zu machen, da ihn, wie er nicht zweifelte, dieses Mittel notwendig von seinen furchtbaren Gegnern befreien mußte. Er ließ durch seine Krieger, die er nach verschiedenen Richtungen entsandte, einen Kreis bilden und an mehreren Stellen zumal das hohe Gras anzünden. Der barbarische Gedanke war der wilden Krieger würdig; Eins hatten sie jedoch übersehen. Wie bereits bemerkt, hatten die Indianer an mehreren Stellen zumal den Brand angelegt. In der vorgerückten Jahreszeit, in welcher unsere Geschichte spielt, waren Pflanzen und Gräser von den glühenden Strahlen der Sonne so ausgetrocknet, daß sie im Nu Feuer fingen, und die Flammen mit furchtbarer Geschwindigkeit sich nach allen Richtungen verbreiteten. Doch stand es immer eine Weile an, bis ein Gluthmeer sich mit dem andern vereinigte. Während nun die Indianer mit teuflischem Freudengeschrei am Saume des Feuers hin- und herliefen, hatte der Jäger mit seinem Freund zwischen zwei Flammenmauern sich hineingestürzt, die rechts und links neben ihnen hindrausten und das eine Mal unter ihren Füßen, das andere Mal über ihren Häuptern sich zu vereinigen drohten. Zwischen verkohlten Bäumen, die krachend niederstürzten, geblendet von dem dicken Qualm, der ihnen den Athem benahm, verbrannt von dem überallher einfallenden Funtenregen, hatten die erschrockenen Abenteurer, die kühn ihren Weg unter einem eigentlichen Feuergewölbe verfolgten, auf Kosten einiger belanglosen Brandmale das höllische Gluthmeer hinter sich gebracht, in welchem die Indianer ihre Opfer für immer zu begraben hofften, und befanden sich schon in weiter Entfernung, als die Comanchen sich noch zu dem Erfolg ihrer List Glück wünschten. Mittlerweile war die Prairie ein endloses Feuerfeld, vor dem die wilden Thiere, welche in ihren Schlupfwinkeln von dem Ereigniß überrascht wurden, entsetzt dahin flohen. Der Himmel leuchtete in blutigem Widerschein und ein ungestüher Wind blies Rauch und Flamme vor sich her. Die Indianer selbst entsetzten sich ob ihrem Werk, als sie ganze Berge gleich unheimlichen Leuchtthürmen auflodern sahen, die Erde glühend wurde und ungeheure Büffelheerden den Boden mit ihrem Gestampfe erschütterten, ob dem selbst des Tapfersten Herz erstarrete.

Im Lager der Mexikaner war Alles in der größten Unordnung. Die Pferde hatten theilweise ihre Füßriemen zerrißen und flohen nach allen Seiten; die Männer griffen nach Munition und Waffen oder trugen Sättel und Gepäck zusammen. Jeder schrie, fluchte, commandirte; und Alle liefen wie toll im Lager umher. Majestätisch näherte sich das Feuer, das auf seinem Weg Alles verzehrte. Ein dichter, mit Funten erfüllter Qualm wogte schon über das mexikanische Lager hin; noch zwanzig Minuten, und alles war vorüber. Der General umschloß seine Nichte mit den Armen und forderte vergeblich von den Führern Hülfe gegen die drohende Gefahr. Mit einemmal legte sich der Wind, der bisher dem Feuer Flügel geliehen hatte, und damit auch die Geschwindigkeit der Flamme. Die Vorhänge schien den unglücklichen Eingeschlossenen noch einige Minuten schenken zu wollen. In diesem Moment bot das Lager einen befremdlichen Anblick, denn in dem Schrecken der Gegenwart schienen selbst der Instinkt der Selbsterhaltung erstickt zu sein. Die Lanceros beichteten einander, die Führer saßen in düsterer Verzweiflung da, und der General warf dem Himmel seine Erbarmungslosigkeit vor, während der Doctor nur um die

Pflanze jammerte, die er nicht finden konnte. Donna Luz lag mit gefalteten Händen auf den Knien und betete brünstig. „Wollt Ihr uns ohne einen Rettungsversuch verbrennen lassen?“ rief der General, den Arm des Führers fest umfassend. — „Wer kann gegen Gott streiten?“ versetzte die Amsel kalt. — „Gibt es kein Mittel, den Tod abzuwenden?“ — „Keines.“ — „Es gibt eines!“ rief ein Mann, der mit versengten Haaren und halbverbranntem Gesicht sich über die Gepäckstrolche in's Lager stürzte, während ein anderer ihm folgte. — „Wer seid Ihr?“ rief der General. — „Was kümmert's Euch?“ versetzte der Fremde. „Ich komme, Euch zu retten. Mein Begleiter und ich sind außer Gefahr und wir haben Allen Trost geboten, um Euch Hülfe zu bringen. Laßt Euch dies genügen. Eure Rettung hängt von Euren eigenen Willen ab.“ — „Befehlt!“ entgegnete der General, „ich werde der erste sein, der das Beispiel des Gehorsams gibt.“ — „Habt Ihr denn keinen Führer bei Euch?“ — „Doch,“ versetzte der General. — „So sind sie Verräther oder Dummköpfe, denn das nöthige Rettungsmittel ist in der Prairie allbekannt.“ Der General warf einen drohenden Blick auf die Amsel, der sich bei dem plötzlichen Erscheinen der beiden Unbekannten eines Schauders nicht erwehren konnte. „Ihr könnt übrigens später mit ihnen abrechnen,“ fuhr der Jäger fort; „jetzt handelt sich's um etwas Anderes.“ Die Mexikaner hatten in dem entschlossenen Manne instinktartig ihren Retter geahnt. Mit der Hoffnung kehrte auch der Muth wieder, und sie hielten sich bereit, seine Weisungen aufs Schleunigste zu vollziehen. „Reißt um das Lager her hurtig alles Gras aus,“ sagte der Jäger. Jeder ging an's Werk. „Wir müssen die Deden beschnitten,“ fuhr der Fremde gegen den General fort, „und über das Gepäck ausbreiten.“ Der General, der Capitän und der Doctor folgten dieser Weisung des Jägers, während dessen Begleiter die in der Mitte des Lagers gesessenen Pferde und Maulthiere mit dem Lasso niederstreckte. „Hurtig! hurtig!“ rief ohne Unterlaß der Jäger; „das Feuer erreicht uns.“ Jeder verdoppelte seine Anstrengung und in kurzer Frist war ein großer Raum abgegrast. Donna Luz sah bewundernd dem Fremden zu, der sich mitten in der drohenden Gefahr so ruhig benahm, als besäße er eine übernatürliche Gewalt über das schreckliche Element, das ihnen mit Riesenschritten näher rückte. „Ueberlaßt das Andere mir und meinem Gefährten,“ sagte der Jäger zu den Mexikanern; „Ihr mögt Euch sorgfältig in nasse Deden einhüllen.“ Dem Muth wurde Folge geleistet. Der Fremde blickte umher, machte seinem Begleiter ein Zeichen und ging dem Feuer entgegen. „Ich verlasse Euch nicht,“ sagte der General. — „So kommt.“

An dem Ende des vom Grase befreiten Raumes angelangt, streifte der Jäger mit dem Fuß einen Haufen dürrer Holzes und Heu zusammen, streute etwas Pulver darauf und zündete den Stoß an. „Was thut Ihr?“ rief der General entsetzt. — „Ihr seht es. Ich bekämpfe das Feuer mit Feuer.“ Sein Begleiter hatte auf der anderen Seite das Gleiche gethan, und nun verbreitete sich rasch ein Feuergürtel, der mit Qualm und Flammen fast das ganze Lager überwölbte. Es folgte eine Viertelstunde der äußersten Spannung und Todesangst; doch allmählig wurde die Lohe schwächer, die Luft reiner, der Rauch zerstreute sich und das Brausen der Flamme ließ nach. Endlich konnte man sich in dem schrecklichen Chaos wieder erkennen; ein Seufzer der Erleichterung hob sich aus jeder Brust. Das Lager war gerettet, während der von den Jägern besiegte Brand seine Verheerungen weiter trug. Man beeilte sich, den Fremden zu danken. „Ihr habt meiner Nichte das Leben gerettet,“ sagte der General bewegt. „Wie kann ich Euch je meine Schuld abtragen?“ — „Ihr schuldet mir nichts,“ versetzte der Jäger mit edler Einfachheit. „In der Prairie sind alle Menschen Brüder; wenn ich Euch Hülfe brachte, habe ich bloß meine Pflicht erfüllt.“

Nachdem die erste Aufregung der Freude vorüber und die Ordnung im Lager wieder einigermaßen hergestellt war,

suchte Jeder die Ruhe, die ihm nach den Schrecken der Nacht zum Bedürfnis wurde. Auch die beiden Fremden, welche bescheiden, aber mit Festigkeit die Anerbietungen zurückgewiesen, die ihnen der General im Drange der Erkenntlichkeit machte, hatten sich auf das Gepäck hingestreckt, um einige Stunden zu rasten. Kurz nach Sonnenaufgang erhoben sie sich wieder. „Die Erde muß sich jetzt abgekühlt haben,“ sagte der Eine. „Brechen wir auf, eh' diese Leute erwachen; sie könnten uns zurückhalten wollen.“ — „Gut,“ lautete die lakonische Antwort des Andern. Als sie eben das Lager verlassen wollten, legte sich eine leichte Hand auf die Schulter des Ersteren. Er wandte sich um; Donna Luz stand vor ihm. Die beiden Männer hielten an und grüßten achtungsvoll. „Ihr wollt fort?“ fragte sie mit süßer, melodischer Stimme. — „Wir müssen, Senmorita,“ antwortete der eine Jäger. — „Ich begreife,“ versetzte sie mit einem bezaubernden Lächeln, „nachdem wir durch Eure Hülfe gerettet sind, habt Ihr hier nichts mehr zu thun. Ist's nicht so?“ Die beiden Männer nickten bejahend. „Ich bitte Euch noch um eine Günst,“ sagte sie. — „Nebet, Fräulein!“ — Sie nahm ein kleines Diamantenzkreuz von ihrem Hals. „Bewahrt dies zum Andenken an mich.“ Der Jäger zögerte. „Ich bitte,“ fügte sie mit von Thränen erstickter Stimme bei. — „Ich nehme es an,“ erwiderte der Jäger bewegt, indem er das Kreuz in dem Halsband, das über seine Brust lief, verwahrte. „Es soll mir neben dem, das mir meine Mutter gab, als Talisman dienen.“ — „Ich danke Euch,“ entgegnete das Mädchen erfreut. „Nun noch ein Wort.“ — „Nebet.“ — „Eure Namen?“ — „Mein Begleiter heißt Belhumeur.“ — „Und Ihr?“ — „Trenherz.“

Nachdem die Jäger sich nochmals zum Abschied verneigt hatten, entfernten sie sich raschen Schrittes und waren bald in der Dunkelheit verschwunden. Donna Luz folgte ihnen mit den Augen, so lange sie sichtbar waren, und kehrte dann langsam und gedankenvoll nach ihrem Zelt zurück. Dabei murmelte sie vor sich hin: „Trenherz! . . . O, ich werde ihn nicht vergessen.“

## VII.

### Der Ueberfall.

Einige Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Ereignissen trug sich in einer Niederlassung, die erst vor ein paar Jahren an den Ufern des Canadian in einer herrlichen, durch einen grünen Hügel geschützten Lage errichtet worden war, ein denkwürdiger Vorfall zu. Der Platz bestand aus etwa zwanzig Hütten, die ordnungslos durcheinander standen und durch ein Fort beschißt wurden, welches mit seinen vier kleinen Kanonen den Fluß beherrschte. Das noch so junge Dorf verdankte es der wunderbaren amerikanischen Regsamkeit, daß es bereits die volle Wichtigkeit einer Stadt besaß. Zwei Schenken standen offen für durstige Kunden, und drei Tempel dienten verschiedenen Setten als Sammelplatz der Gläubigen. Man sah die Bewohner geschäftig hin und her eilen, zahlreiche Kähne befuhren den Fluß, und mit Waaren beladene Karren zogen tiefe Furchen in den bahnslosen Wegen. Aber ungeachtet, oder vielleicht gerade wegen dieser Regsamkeit konnte man leicht eine gewisse Unruhe wahrnehmen, die in dem Dorfe herrschte. Die Einwohner stellten gegenseitig Fragen; unter den Hausthüren bildeten sich Gruppen, und mehrere Männer eilten auf starken Pferden in verschiedenen Richtungen aus, nachdem sie zuvor von dem kommandirenden Capitän des Forts Befehle eingeholt hatten. Die Kähne legten allmählig am Ufer an, die Karren wurden ausgespannt, die Lastthiere in ihre Hürde gesperrt, und die ganze Bevölkerung sammelte sich auf dem Hauptplatz des Dorfes.

Die Sonne neigte sich zum Untergang; die Nacht begann zu dunkeln, und die ausgesperrten Reiter waren zurückgeführt. „Ihr seht,“ sagte der Capitän zu der versammelten Einwohnerschaft, „daß wir nichts zu fürchten haben. Es war nur ein falscher Alarm. Ihr könnt ruhig in Eure Wohnungen

zurückkehren.“ Der Capitän selbst lehrte gleichfalls in das Fort zurück. Allmählig begaben sich auch die Einwohner in ihre Häuser und verschlossen die Thüren mit jener Sorglosigkeit, welche bei Menschen, die jede Minute ihr Leben auf's Spiel setzen müssen, zur Gewohnheit wird. Eine Stunde später war die Nacht völlig hereingebrochen und deckte mit ihren tiefen Schatten das Dorf, dessen Bewohner nach den rauhen Mühen des Tages im Gefühl der Sicherheit sich der Ruhe überließen. Indes hatten die vom Capitän ausgesandten Kundschafter ihre Pflicht schlecht erfüllt oder waren vielleicht noch nicht an die Indianerlist gewöhnt, da sie sonst durch ihre Berichte den Bewohnern keine trügerische Zuversicht eingebläst hätten; denn kaum eine Meile vom Dorf weg hatten sich im dichten Gebüsch und in den verstrickten Bäumen des Urwalds zweihundert Comanchenkrieger aus dem Stamm der Schlange verborgen. Sie standen unter der Führung mehrerer berühmter Häuptlinge, unter denen sich auch Adlerkopf befand, welcher trotz seiner Verwundung den Zug mitmachen wollte. Es waren bereits mehrere Stunden vergangen, ohne daß die Stille der Nacht gestört worden wäre. Die Indianer harrten ehernen Statuen gleich, ohne eine Spur von Ungeduld zu verrathen. Gegen elf Uhr ging der Mond auf, und um dieselbe Zeit ließ sich zweimal das ferne Wellen eines Hundes vernehmen. Adlerkopf trat jetzt aus dem Schirm des Baumzweiges, der ihn deckte, hervor und begann mit außerordentlicher Geschwindigkeit gegen das Dorf hin zu kriechen. Am Saume des Waldes machte er Halt und schickte spähende Blicke umher; dann ahmte er das Wiehern eines Pferdes mit solcher Treue nach, daß sogleich zwei Kasse aus dem Dorf darauf antworteten. Zehn Minuten später waren die Indianer Herren des Dorfes, dessen schlummernde Bewohner ohne einen Versuch von Gegenwehr zu Gefangenen gemacht wurden. Nun schlossen die Comanchen das Fort ein. Sie häuften vor den Mauern desselben Baumstämme, Karren, Möbel und das Arbeitsgeräth der verzweifelnden Ansiedler auf und harrten nur auf das Zeichen ihres Führers, um den Angriff zu beginnen. Plötzlich gewahrte man auf der Höhe des Forts eine unbestimmte Gestalt, und der Ruf eines Wasserraubvogels drang in die Luft. Die Indianer zündeten jetzt das aufgehäufte Brennmaterial an und stürzten sich in Masse unter jenem schrecklichen Kriegsgeschrei, das ihnen eigenthümlich und an der Grenze stets das Signal zu einem Gemetzel ist, gegen die Ballisaden los. In weniger als einer Stunde war das Fort in den Händen der Comanchen, die ihren Nachbedarf in dem Blute ihrer Gegner kühlten.

## VIII.

### Die Erscheinung.

Etwa um acht Uhr Morgens beleuchtete eine heitere Herbstsonne die Prairie. Die Vögel flogen hin und her und stießen ein wirres Gezwitzher aus, während die tiefer im Laub versteckten ein melodisches Concert bildeten. Hin und wieder hob ein Hirsch den schneuen Kopf über das hohe Gras und jagte in weiten Sprüngen davon. Zwei Reiter in der Tracht der Waldbäuer folgten in scharfem Trab dem Ufer des Canadian, während mehrere schwarze, mit feuerfarbigen Augen und Brustflecken versehene Spürhunde um sie her sprangen. Die Reiter waren Trenherz und sein Freund Belhumeur. Gegen seine Gewohnheit schien Trenherz einer lebhaften Freude Raum zu geben, denn sein Gesicht strahlte und er ließ vergnügt die Augen umherschweifen. Bisweilen hielt er an und heftete den Blick in die Ferne, als suchte er am Horizont vergeblich einen Gegenstand; dann nahm er ärgerlich den Ritt wieder auf, um hundert Schritte später dasselbe Manöver zu wiederholen. „Sei ruhig, der Platz entläuft uns nicht,“ sagte endlich Belhumeur lachend.

(Fortsetzung folgt.)

man während der vierundzwanzig Stunden des Tages thut, man weiß es nicht, damit ist Alles gesagt; man trinkt drei kleine Gläser Wasser, aber man macht auch drei große Toiletten täglich; man geht spazieren, um sich vom Ritt zu erholen; man reitet, um sich vom Fahren auszuruhen. Abends nach dem Diner, das häufig durch das wilde Geflägel der Wälder rings um Spa bereichert wird, beleuchtet sich die Redoute, und die Flügelthüren öffnen sich für den Ball, für das Spiel, für das Concert, für die Plauderei.

Der größte Theil der nördlichen Mineralbäder hat nur ein Casino, einen Kursaal: Spa hat drey drei, die Redoute, das Baughall und die Salle Levoz. Die Promenaden sind zahlreich und reizend; die Place Royal ist der Sammelplatz der Fremden und Abends der Bewohner von Spa. Die Sieben-uhrenpromenade, die sich bis zum Fuß des Spaloumont ausdehnt, ist ein treues Miniaturbild der elysäischen Felder in Paris; der Marteau ist eine dreifache, 6000 Fuß lange Allee, welche nach einem Landhaus führt. Man kann deshalb zwischen den Fußspaden des Spaloumont, dem Fontainenwege, der Künstlerpromenade am Ufer der Bicherotte, dem Spaziergang nach Neckheim, welcher den Marteau beherrscht, oder zu den Ruinen von Franchemont nach dem Chaurianthal, der Remouchangegrotte, dem Schloß von Umbleve oder dem der vier Haimonskinder, dem Wasserfall von Coe oder der Mühle Jathay wählen: aber das heißt dem Touristen, der Freude an der Landschaft hat, zu weite Perspektiven öffnen; Spa kann allein schon während eines Monats jeden Tag das Ziel eines neuen Ausflugs bieten. 42.

## Die Crapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

„Caramba! ich weiß das wohl; aber ich möchte schon dort sein. Die einzigen glücklichen Augenblicke, die Gott mir schenkt, entschwinden mir da, wohin wir jetzt gehen — bei meiner Mutter, meiner theuren Mutter, die für mich alles verlassen, ohne Zaudern und Reue alles aufgegeben hat. O welch ein Glück, eine Mutter zu haben, ein Herz zu besitzen, von dem man verstanden wird, das um unserer willen allem entsagt, das nur in unserem Leben lebt, glücklich ist in unserer Freude und bei unserem Leide trauert. O, Belhumeur, um das Göttliche in der Liebe einer Mutter zu begreifen, muß man ihrer Jahre lang beraubt gewesen sein und sie inniger und anbetungswürdiger als je zuvor wieder gefunden haben. Doch wie langsam wir reisen! Jede Minute später raubt mir einen Kuß von meiner Mutter. Werden wir denn nie ankommen?“ — „Da sind wir an der Furt.“ — „Ich weiß nicht, was mich ankommt, aber eine geheime Furcht preßt mir das Herz zusammen. Es beschleicht mich eine Ahnung, die mich wider Willen zittern macht.“ — „Versiehend diese finsternen Gedanken, mein Freund. In wenigen Minuten werden wir bei Deiner Mutter sein.“ — „Ja; und doch ist mir's, als habe die Gegend nicht ihr gewöhnliches Aussehen. Dieses Schweigen rings umher, diese Einsamkeit scheint mir nicht natürlich zu sein. In so kurzer Entfernung vom Dorf sollten wir schon das Bellen der Hunde, das Hahneneschrei und die hundert Geräusche hören, welche die Nähe eines bewohnten Ortes anzeigen.“ — „Es herrscht allerdings ein tiefes Schweigen um uns her.“ sagte Belhumeur, den jetzt auch eine unbestimmte Unruhe anwandte. Die Reiter hatten eine Stelle erreicht, wo der Fluß eine starke Krümmung macht; aber die steilen, mit Felsen und Buschholz bedeckten Ufer gestatteten keine Fernsicht. Das Dorf konnte höchstens noch einen Wüchsenkuß von der Furt, welche sie zu überschreiten sich anschickten, entlegen sein, obschon es um der Vertikalität willen nicht sichtbar war. Doch in demselben Augenblick, als die Pferde ihre Füße ins Wasser tauchten, stießen die Hunde jenes ihrer Rasse eigenthümliche klägliche Geheul aus, das selbst dem Muthigsten Grauen einflößt.

„Was ist das?“ murmelte Treuherz, leichenblau werdend und entsetzt umherschauend. — „Sieh!“ versetzte Belhumeur, auf einige Leiden deutend, die auf dem Fluß heruntergeschwammen. — „Hier ist etwas Schreckliches vorgegangen.“ rief Treuherz. „O, meine Mutter, meine Mutter!“ — „Aengstliche Dich nicht unnöthig.“ entgegnete Belhumeur. „Sie ist ohne Zweifel in Sicherheit.“ Der Tröstungen nicht achtend, die der Freund spendete, ohne selbst daran zu glauben, drückte Treuherz seinem Pferd die Sporen in die Seite und sprengte durch das Wasser. Bald würde ihnen Alles klar, denn sie hatten den Schauplatz einer Verwüstung erreicht, wie man sich dieselbe nicht schrecklicher denken kann. Dorf und Fort waren nur noch ein Trümmerhaufen, aus dem eine dicke Wolke schwarzen Rauchs gen Himmel wirbelte. In der Mitte des Dorfes stand ein Mast, mit unangesehenen menschlichen Gliedmaßen verzert, um welche die Krabben sich unter großem Geschrei stritten. Da und dort lagen Leiden, welche von den Geiern und wilden Thieren schon halb verzehrt waren. Ein menschliches Wesen ließ sich nirgends blicken. „O!“ rief der Jäger schauernd, „der Himmel hat mir meine Ahnungen eingegeben. Meine Mutter, meine Mutter!“ Verzweiflungsvoll warf sich Treuherz zur Erde, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte. Der Schmerz des abgehärteten Mannes, dessen Muth so vielfältig erprobt war und vor keiner Gefahr zurückbebt, hatte, wie der des Löwen, etwas Erschütterndes. Belhumeur achtete das Leid seines Freundes, dem er keinen Trost bieten konnte, und ließ ihn sich ausweinen, weil er wohl wußte, daß diese eiserne Natur nicht lang der Schwäche Raum geben und bald sich wieder zum Handeln aufrufen werde. Vorläufig begann er die Brandstätte zu untersuchen, ob sich nicht irgend ein Anzeichen auffinden ließe, das ihnen bei ihren späteren Nachforschungen nützlich werden konnte. Er hatte sich noch nicht lang unter den Ruinen umgesehen, als er aus einem nahe gelegenen Gebüsch das Bellen eines Hundes zu vernehmen glaubte. Er eilte auf dasselbe zu und bemerkte einen Leithund von ihrer eigenen Rasse, welcher ihm lieblosend zwischen die Beine sprang. „Was hat dies zu bedeuten?“ sagte der Jäger. „Wer mag das arme Thier hier angebunden haben?“ Während er die Leine durchschnitt, welche den Hund festhielt, bemerkte er an dessen Hals ein viereckig zusammengelegtes und sorgfältig befestigtes Blatt Papier. Er bemächtigte sich desselben und eilte zu Treuherz zurück. „Bruder, hoffe!“ rief er ihm entgegen. Der Jäger, welcher wohl wußte, daß der Freund nicht der Mann war, um ihn mit eiteln Tröstungen zu behelligen, wandte ihm das in Thränen gebadete Antlitz zu. Inzwischen hatte der Hund, sobald er sich befreit sah, mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht ergriffen, Belhumeur aber, der dies voraus sah, ihm vorher seine eigene Halsbinde umgelegt; „denn man weiß nicht, was kommen mag“, meinte der Jäger, als er das Thier verschwinden sah. Mit dieser philosophischen Betrachtung war er bei seinem Freund angelangt. „Was gibt es?“ fragte Treuherz. — „Sieh!“ entgegnete Belhumeur einfach. Der Jäger ergriff das Papier, das nur die Worte enthielt: „Wir sind Gefangene der Rothhäute. Muth! Es ist kein Unglück begegnet Deiner Mutter.“ — „Gott sei gepriesen!“ rief Treuherz mit Jubel, indem er das Papier küßte und in seiner Brust verwahrte. „Meine Mutter lebt! Ich werde sie wiederfinden.“ Die Kunde hatte wie ein Zauber auf den Jäger gewirkt und ihm seine ganze frühere Fassung wieder gegeben. „Beginnen wir unverweilt unsere Nachforschungen“, sagte er mit strahlendem Gesicht. „Vielleicht ist einer von den unglücklichen Ortsbewohnern dem Tod entronnen und kann uns Auskunft über das Vorgefallene geben.“ — „Wir wollen sehen“, entgegnete Belhumeur.

In den Trümmern des Forts scharrten die Hunde wie wüthend. „Machen wir dort den Anfang“, sagte Treuherz. Sie räumten den Schutt weg und arbeiteten mit einem ihnen selbst unbegreiflichen Erfolg. Nach zwanzig Minuten entdeckten sie eine Art Fallthüre, hinter der sich schwache, unartikulirte Laute hören ließen. „Da sind sie“, sagte Bel-

humeur. — „Gebe Gott, daß wir zeitig genug angelangt sind, um sie zu retten.“ Nur mit großer Mühe gelang es ihnen endlich, die Thüre zu heben; aber nun bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar. In einer einen häßlichen Gestank ausströmenden Höhle lagen gegen zwanzig Personen buchstäblich übereinander geschichtet. Die Jäger konnten eine Bewegung des Entsetzens nicht unterdrücken und wichen unwillkürlich zurück, traten aber sogleich wieder an den Rand des Loches, um zu sehen, ob nicht von den unglücklichen Opfern noch eines oder das andere zu retten sei. Doch ließ sich nur an einem einzigen ein Lebenszeichen wahrnehmen; die andern waren todt. Sie schafften den Körper aus der Höhle, ließen ihn sanft auf einen Haufen dürrer Laubes nieder und leisteten ihm die Hülfe, deren sein Zustand bedurfte. Die Hunde leckten dem Verwundeten Hände und Gesicht. Nach einigen Minuten machte der Mann eine leichte Bewegung, öffnete und schloß wiederholt die Augen und stieß endlich einen tiefen Seufzer aus. Belhumeur brachte ihm den Hals seiner Ledersacke zwischen die Zähne und stößte ihm einige Tropfen Rum ein. „Er ist übel daran“, sagte der Jäger. — „Er ist verloren“, bemerkte Treuherz. Inzwischen war der Verwundete einigermaßen zu Kräften gekommen. „Mein Gott“, sagte er mit schwacher, unterbrochener Stimme — „sterben, ich muß sterben.“ — „Hoffet!“ tröstete ihn Belhumeur. Ein flüchtiges Roth überflog die blassen Wangen des Verwundeten, und ein trauriges Lächeln suchte auf seinen Lippen. „Warum soll ich leben?“ entgegnete er, „die Indianer haben alle meine Kameraden elend verstümmelt und niedergemetzelt, und so wäre das Leben mir doch nur eine drückende Last.“ — „Wenn Ihr vor Eurem Tod noch etwas wünscht, was wir erfüllen können, so sprecht. Auf Jägerwort, es soll geschehen.“ Die Augen des Sterbenden funkelten von einem wilden Feuer. „Eure Flasche“, sagte er zu Belhumeur, welcher sie ihm reichte. Er trank gierig; seine Stirne bedeckte sich mit Schweiß und ein fieberhaftes Roth glühte auf seinem Gesicht, das jetzt einen unheimlichen Ausdruck gewann. „Hört“, sagte er mit rauher, gedämpfter Stimme, „ich war der Commandant dieses Platzes. Die Indianer haben unter Beihülfe eines elenden Mesfizen, der uns an sie verkauft, das Dorf bei Nacht überfallen.“ — „Wie heißt der Mensch?“ fragte der Jäger lebhaft. — „Er ist todt! ich habe ihn zur Strafe gezogen!“ entgegnete der Capitän mit dem Ausdruck stolzer Freude. „Die Indianer hatten es auf das Dorf abgesehen; der Kampf war schrecklich, aber was vermochte ein Duzend entschlossener Männer gegen ein paar Hundert? Wir beschloßen, uns bis auf den letzten Mann zu schlagen, und als die Indianer die Unmöglichkeit einsehen, sich unserer lebendig zu bemächtigen, warfen sie die ihrer Kopfhäute und Hände beraubten Einwohner zu uns herein und zündeten das Fort an.“ Die Stimme des Verwundeten wurde immer schwächer und unverständlicher; einige Tropfen Branntwein kräftigten ihn aber wieder so weit, daß er fortfahren konnte. „Eine als Souverain dienende Höhle zog sich unter den Gräben des Forts hin. Ich sah ein, daß Flucht unmöglich war, und ließ deshalb meine unglücklichen Gefährten in diesen Raum hinunter steigen, indem ich hoffte, Gott werde uns noch ein Mittel der Rettung an die Hand geben. Einige Minuten später stürzte das Fort über uns zusammen. Niemand kann sich die Qualen denken, die wir in diesem verpesteten Abgrund ohne Licht und Luft durchmachten. Das Geschrei der Sterbenden bildete ein schreckliches Concert, das keine Feder zu beschreiben vermag. Unsere ohnehin schon unerträglichen Leiden wurden noch erhöht durch den Mangel an Luft. Eine Art Wahnsinn bemächtigte sich unser; Einer warf sich mit Wuth auf den Andern, und es begann ein gräßlicher Kampf, der erst mit dem Tod aller Streiter ein Ende nehmen sollte. Wie lange dies dauerte, weiß ich nicht. Schon fühlte ich, daß der Tod, der bereits meine Kameraden niedergestreckt hatte, auch meiner sich bemächtigte, als Ihr kamt, um ihn auf einige Minuten abzu-

halten. Gottlob, ich werde nicht ohne Rache sterben.“ Auf die fast unverständlich hervorgestoßenen Worte folgte ein düsteres Schweigen, das nur durch das Nöcheln des Sterbenden unterbrochen wurde. Plötzlich richtete sich letzterer noch einmal mit dem Rest seiner Kraft auf und heftete den trüben Blick auf die Jäger. „Die Abwesenden gehörten dem Volk der Comanchen an“, sagte er. „Ihr Häuptling heißt Adlerkopf. Schwört mir als biedere Jäger, mich zu rächen.“ — „Wir schwören es“, riefen die Beiden mit fester Stimme. — „Dank!“ murmelte der Capitän und sank zurück. Er war todt. Die Jäger betrachteten eine Weile die Leiche; um übrigens sich des peinlichen Eindrucks zu entziehen, gingen sie an's Werk, den unglücklichen Opfern indianischer Rache die letzten Ehren zu erweisen.

Die Sonne war eben untergegangen, als sie mit ihrer Arbeit fertig wurden. Sie gönnten sich eine kurze Rast; dann aber erhob sich Treuherz wieder und bestieg sein Pferd. „Jetzt wollen wir dem Adlerkopf wieder nach“, sagte er zu Belhumeur. — „Gut“, versetzte der Jäger. Nachdem sie zum Abschied einen langen, wehmüthigen Blick um sich geworfen, pflüßten sie ihren Hunden und vertieften sich muthig in den Wald, in welchem die Comanchen verschwunden waren. In diesem Augenblick erhob sich der Mond über einem Nebelmeer und goß die Fülle seines Lichtes melancholisch auf die Trümmer des amerikanischen Dorfes nieder, ob denen fortan für immer Tod und Einsamkeit herrschen sollte.

## IX.

## Das verschauzte Lager.

Wir lassen die Jäger die Fährte der Rothhäute verfolgen, um zu dem General zurückzukehren. Einige Minuten, nachdem die beiden Männer das Lager der Mexikaner verlassen hatten, trat der General aus seinem Zelte, warf einen forschenden Blick um sich, athmete die frische Morgenluft ein und schickte sich mit gedankenvoller Miene an, in der Gegend umherzugehen. Die Ereignisse der Nacht hatten einen tiefen Eindruck auf den alten Soldaten gemacht. Vielleicht zum erstenmal seit dem Beginn seiner Reise fragte er sich, ob er recht daran gethan habe, daß er seine junge Nichte mit sich genommen, die bisher nur die ruhigen Annehmlichkeiten des Lebens kennen gelernt hatte, und sich wohl kaum an die unablässigen Gefahren und Aufregungen einer Wanderung durch die Prairie gewöhnen könnte. Er liebte das Mädchen, das sein einziger Trost war, innig und hätte um ihre Willen gern all sein Besitzthum hergegeben; aber andererseits waren die Gründe, die ihn zu Unternehmung der gefährvollen Reise bewogen hatten, so wichtig, daß ihn bei dem Gedanken, sie aufzugeben, ein kalter Schweiß überlief.

Als Donna Luz, die jetzt gleichfalls aus ihrem Zelt hervortrat, ihren Onkel auf seinem ersten Spaziergang bemerkte, eilte sie auf ihn zu und schlang die Arme um seinen Hals. „Guten Morgen, Onkel.“ — „Guten Morgen, meine Tochter“, entgegnete der General. „Du bist ja heute schon recht heiter.“ Und er erwiderte die Liebesungen, mit denen sie ihn überhäufte. — „Warum soll ich's nicht sein, Onkel? Sind wir doch, Gott sei Dank, einer schrecklichen Gefahr entgangen; die ganze Natur scheint zu lächeln; die Vögel kehren lustig wieder, die Sonne überströmt uns mit ihren warmen Strahlen, und wir wären undankbar gegen den Schöpfer, wenn wir gegen diese Kundgebung seiner Macht unempfindlich blieben.“ — „Haben die Gefahren dieser Nacht keinen widerwärtigen Eindruck in Deiner Seele zurückgelassen, mein Kind?“ — „Keinen andern, Onkel, als den des Dankes für die Wohlthaten, mit denen uns Gott überhäuft.“ — „Recht so, meine Tochter“, versetzte der General erfreut. „Es macht mich glücklich, Dich so sprechen zu hören.“ — „Um so besser, wenn ich Euch Vergnügen mache, Onkel.“ — „Du bist also des Lebens, das wir im Augenblick führen, nicht überdrüssig?“ — „Keineswegs; ich finde es im Gegentheil sehr angenehm und sehr reich an Abwechslung.“ — „Das ist wohl wahr,“

sagte der General, auf den leichten Ton seiner Richte eingehend; dann aber fügte er ernster bei: „es dünkt mich übrigens, daß wir zu wenig an unsere Retter denken.“ — „Sie sind fort,“ versetzte Donna Luz. — „Fort?“ entgegnete der General verwundert. — „Schon seit einer Stunde.“ — „Wie kommt Du dies wissen, Richte?“ — „Weil sie mir Leberwohl sagten, ehe sie aufbrachen.“ — „Das ist nicht gut,“ murmelte der General verdrücklich. „Ein Dienst verpflichtet diejenigen, welche ihn leisten, ebenso gut, wie die, welche ihn empfangen. Sie hätten nicht so von uns gehen sollen, ohne uns zu sagen, ob wir je wieder mit ihnen zusammentreffen werden — ja, ohne uns auch nur ihre Namen zu nennen.“ — „Ich kenne sie.“ — „Wirklich, meine Tochter?“ erwiderte der General erstaunt. — „Ja, Onkel; sie haben sich vor ihrem Scheiden mir genannt.“ — „Und wer sind sie?“ fragte der General lebhaft. — „Der Jüngere heißt Belhumeur.“ — „Und der Aeltere?“ — „Treuherz.“ — „O, ich muß sie wiederfinden,“ sagte der General mit einer Aufregung, von der er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. — „Wer weiß?“ versetzte das Mädchen träumerisch. „Vielleicht sehen wir sie wieder wie Schutzgeister erscheinen, wenn uns auf's Neue eine Gefahr droht.“ — „Gott verhüte, daß sie einen solchen Anlaß zur Rückkehr finden.“ Der Capitän kam jetzt herbei und brachte seinen Morgengruß. „Nun, Capitän,“ empfing ihn lächelnd der General, „haben sich Eure Leute von ihrem Schrecken erholt?“ — „Vollkommen, General,“ antwortete der junge Mann. „Sie sind zum Aufbruch bereit, sobald Ihr befehlt.“ — „Nach dem Frühstück können wir das Lager aufheben. Habt die Güte, den Lanceros die nöthigen Weisungen zu erteilen, und schickt mir die Ansel her.“ Der Capitän entfernte sich. „Und Du, Richte,“ fuhr der General gegen Donna Luz fort, „sieh nach den Frühstücksvorbereitungen, während ich mich mit dem Führer benehme.“ Die Richte kehrte in's Zelt zurück, und bald darauf erschien die Ansel. Sein Aussehen war düster und seine Miene fauertöpfischer als sonst. Der General schien es nicht zu bemerken. „Ihr erinnert Euch,“ redete er ihn an, „daß ich Euch gestern meine Absicht mittheilte, einen Lagerplatz aufzusuchen, wo ich mit Sicherheit einige Tage verweilen kann?“ — „Ja, General.“ — „Ihr sagtet mir, daß Euch ein passender Ort bekannt sei?“ — „Ja, General.“ — „Wollt Ihr mich hinführen?“ — „Sobald Ihr befehlt.“ — „Wie lange werden wir brauchen?“ — „Zwei Tage.“ — „Gut. Wir brechen nach dem Frühstück auf.“ Die Ansel verbogte sich zur Antwort. „Noch eins,“ sagte der General mit erkünstelter Gleichgültigkeit. „Es kommt mir vor, als ob einer von Euren Leuten fehle.“ — „Ja.“ — „Was ist aus ihm geworden?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Wie, Ihr wißt es nicht?“ rief der General und warf ihm einen durchbohrenden Blick zu. — „Nein. Als er den Brand sah, bemächtigte sich seiner die Furcht und er floh.“ — „Nun?“ — „Wahrscheinlich ist er ein Opfer seiner Feigheit geworden.“ — „Was wollt Ihr damit sagen?“ — „Daß er verbrannt ist.“ — „Der arme Schelm!“ — Ein spöttisches Lächeln zuckte über die Lippen des Führers. „Habt Ihr mir nichts mehr zu sagen, General?“ — „Nein... doch halt!“ — „Ich höre.“ — „Wißt Ihr etwas von den beiden Jägern, welche uns in der letzten Nacht einen so wichtigen Dienst geleistet haben?“ — „In der Prairie sind sie überall bekannt.“ — „Wer sind sie?“ — „Jäger und Trapper.“ — „Ich meine nicht dies.“ — „Was denn?“ — „Sind es wadere Männer?“ — „Ich weiß das nicht.“ — „Wie heißen sie?“ — „Belhumeur und Treuherz.“ — „Und Ihr wißt nichts von ihrem Leben?“ — „Nein.“ — „Gut. Ihr könnt gehen.“ Der Führer salutirte und begab sich langsamen Schrittes zu seinen Gefährten, die ihre Vorbereitungen zum Aufbruch trafen. „Hm,“ murmelte der General, ihm nachsehend, „ich werde ein machbares Auge auf diesen Spitzbuben haben. Er hat etwas Lüthches in seinem Benehmen.“ Er kehrte in sein Zelt zurück, wo sich bald auch der Capitän, der Doctor und Donna Luz einfanden. Das Mahl war

kurz. Eine halbe Stunde später wurde das Zelt geleert; man lud die Kisten auf die Maulthiere und der Reisezug setzte sich in der Richtung, welche durch die zwanzig Schritt vorausmarschirende Ansel angedeutet wurde, in Bewegung. Am andern Abende erreichten die Reisenden den Lagerplatz. Die Ansel hatte den General nicht getäuscht; der Platz war wunderbar gut gelegen, um einen indianischen Angriff abzuwehren.

Der General war ein erfahrener alter Soldat, der nichts dem Zufall, diesem Deus ex machina, überlassen wollte, welcher in einer Sekunde die durchdachtesten Pläne über den Haufen wirft. Ungeachtet der Ermüdung seiner Leute wollte er keinen Augenblick verlieren und ließ eine große Menge Bäume fällen, um eine gute, durch Fußangeln gesicherte Verschanzung herzustellen. Das Zelt pflanzte man in der Mitte des Lagers auf; die Schildwachen wurden aufgestellt, und nun beeilte sich Jeder, der ihnen so nöthigen Ruhe zu pflegen. Da der General die Absicht hatte, einige Tage an diesem Plage zu bleiben, so wollte er möglichst für die Sicherheit seiner Begleiter sorgen, und er kam auch dieser Aufgabe so pünktlich nach, daß er seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben glaubte.

Die Reisenden hatten zwei Tage auf den schlechtesten Wegen sich weiter geschleppt, kaum geschlafen und nie länger angehalten, als zum Einnehmen einer Mahlzeit unbedingt nöthig war; sie fühlten sich also in höchstem Grad erschöpft, und selbst die Schildwachen vermochten beim besten Willen des Schlafes sich nicht zu erwehren, sondern begannen bald kräftig zu schnarchen.

## X.

## Der Vertrag.

Um Mitternacht, als im ganzen Lager alles sich dem süßen Schlaf hingegeben hatte, erhob sich leise eine Gestalt und troch mit der Befendigkeit einer Schlange auf allen Viere in dem Schatten über die Barrikaden und Schanzen weg gegen das hohe Gras und den Wald hin, welcher theilweise den Hügel bedeckte und weit in die Prairie hineinlief. Nachdem sie eine gewisse Entfernung erreicht hatte und vor Entdeckung sicher war, erhob sie sich. Ein zwischen zwei Wolken durchfallender Mondstrahl beleuchtete ihr Gesicht. Es war die Ansel. Nachdem er bedächtig umhergesehen und gelauscht hatte, ahmte er täuſchend das Geheul eines Prairiehundes nach. Sogleich wurde dasselbe Zeichen zurückgegeben, und höchstens zehn Schritte von der Ansel entfernt erhob sich ein Mann, in welchem man den Führer hätte erkennen können, welcher vor drei Tagen bei dem ersten Feuerlärm aus dem Lager entwichen war.

Die Indianer und Waldläufer bedienen sich je nach Umständen eines doppelten Verständigungsmittels, der gewöhnlichen und der Geberdensprache. Wie die erstere, so hat auch die letztere in Amerika unzählige Schattirungen, indem so zu sagen Jeder sie selbst bildet. Sie ist ein Gemisch von wunderlichen und geheimnißvollen Gesticulationen, eine Art Freimaurertelegraphie, deren Zeichen willkürlich wechseln und nur von den Eingeweihten verstanden werden. Die Ansel und sein Kamerad unterhielen sich durch Geberden und zwar nahezu eine Stunde. Der Gegenstand des Gesprächs schien ihn in einem so hohen Grad zu interessieren, daß er trotz seiner Vorsicht, sich gegen Ueberraschung zu sichern, der beiden brennenden Augen nicht gewahr wurde, die aus einem Gebüsch heraus mit größter Aufmerksamkeit auf ihnen hasteten.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Thurm Saint Jacques de la Boucherie.

Die Kirche Saint Jacques de la Boucherie, welche im Mittelpunkt eines der bevölkersten Quartiere von Paris liegt, verdankt ihren Namen „la Boucherie“ der Nachbarschaft

Königin zu gehen, die ihm kurze Zeit vorher alle ihre Ersparnisse gegeben. Es war Abend, die Königin begab sich, gefolgt von ihrem Hof, zu einem glänzenden Feste. Der heilige Vincenz tritt ihr bescheiden in den Weg und drückt ihr mit Wärme den Zweck seines Besuches aus. Seine Worte dringen zum Herzen der Königin, die das Gland gerne gelindert, das ihr der Apostel der Wohlthätigkeit entschleierte; aber sie hat Alles gegeben, wenigstens ist, was ihr bleibt, ungenügend. Der Heilige aber läßt sich durch dies Hinderniß nicht entmutigen. Anna von Oestreich trägt ein Diadem von hohem Werth; der heilige Vincenz bemerkt es. „Seid Ihr nicht,“ sagt er, „eine mächtige und hochverehrte Königin? Braucht Ihr dieses Schmuckes, um die Gaben zu erhöhen, die Gott Euch verliehen? Der schönste Schmuck einer Frau sind ihre Tugenden. Die Eitelkeiten der Erde können ihr keine Verdienste erwerben; entslagt Euch dieser Juwelen, die, in den Schooß der Armen gelegt, einst mit ewigem Glanz auf Eurem Haupte funkeln werden.“ Augenblicklich nimmt Anna von Oestreich ihre Diamanten ab und legt sie in den Rock des Vaters der Armen, der, glücklich einen solchen Schatz zu besitzen, den Palast verläßt und die Hand segnet, die jenen gespendet.

So mußte sich Vincenz von Paula stets die Mittel zu verschaffen, die ihm unentbehrlich waren, um all' die großen Werke zu vollbringen, welche seine Liebe für die Armen ihm zum Herzensbedürfniß machten. Das Schicksal der unglücklichen Waisen war vor Allem die Sache seiner Bemühungen; er gründete für sie ein Asyl, in welchem er ihnen das Elternhaus ersetzte, und ward so der Vorgänger des deutschen Stifters der Waisenhäuser: August Hermann Frantz in Halle. Darum stellt die Kunst häufig den heiligen Vincenz umgeben von Kindern, oder sie selbst auf den Armen tragend, dar.

Vincenz starb am 27. September 1660, und 129 Jahre später sprach ihn der Pabst heilig.

53.

## Die Crapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

„Ich will einmal hören,“ sagte endlich die Amsel, seinen Gedanken Worte gebend, „was Euer guter Wille ist.“ — „Das kann bald geschehen,“ versetzte der Andere. — „Ich zähle auf Dich, Kennedy. Was mich betrifft, so habe ich mein Versprechen erfüllt.“ — „Das ist recht, und es bedarf nicht so vieler Worte, um sich zu verstehen,“ entgegnete Kennedy, die Achseln zuckend. „Nur hättest Du sie an einen weniger festen Platz führen sollen. Es wird nicht leicht sein, sie zu überraschen. Doch nenne mir vor Allem die Bedingungen. Ich will sehen, ob wir sie annehmen können.“ — „Wozu? Du bist ja nicht der Anführer.“ — „Wohl wahr; aber dennoch.“ — „Du kannst nichts dabei machen, also ist's unnütz. Ja, wenn Watteho da wäre, so würden wir uns bald verstehen.“ — „Sprich nur, denn er hört Dich,“ ließ sich jetzt eine volle, kräftige Stimme vernehmen. In dem Gebüsch rauschte es, und die Person, welche bisher unbemerkt dem Gespräch der Beiden zugehört hatte und nun glauben mochte, es sei für sie die Zeit gekommen, daran Theil zu nehmen, stürzte hervor, um an die Seite der Sprechenden zu treten. — „Ah, Ihr habt uns zugehört, Hauptmann Watteho,“ sagte die Amsel kalt. — „Hast Du etwas dagegen?“ — „Nicht das Mindeste.“ — „So sprich weiter. Ich bin ganz Ohr.“ Die Person, welche von der Amsel mit dem schrecklichen indianischen Namen Watteho (Tödter) angeredet wurde, war ein etwa dreißigjähriger Mann von reiner weißer Race, groß, ebenmäßig gebaut, von anständiger Haltung und mit einer gewissen Nachlässigkeit in die maleurische Tracht der Waldläufer gekleidet. Sein Gesicht hatte einen edlen Charakter und namentlich jenen stolzen, freimüthigen Ausdruck, welchem man so oft unter Leuten begegnet, die an das rohe und freie Leben der Prairien gewöhnt sind.

Er heftete sein großes, leuchtendes, schwarzes Auge auf die Amsel; ein geheimnißvolles Lächeln spielte um seine Lippen, und er stützte sich sorglos auf seine Büchse, während er dem Führer zuhörte. „Wenn ich die Leute, die mich als Führer bezahlen, in Eure Hände liefern soll, so kann es nur geschehen, wenn ich einen guten Nutzen davon habe,“ sagte die Amsel. — „Nicht mehr wie billig; sprich ohne Umkheife, Amsel; wir haben keine Zeit, darauf zu hören. Wie bei dem übrigen Halbblut, herrscht auch bei Dir die Indianernatur vor; ihr könnt nie frisch auf die Sache losgehen.“ — „Gut,“ versetzte der Führer trozig. „Ich verlange fünftausend Piaster in gutem Geld, sonst wird nichts aus der Geschichte.“ — „Darüber läßt sich reden. Wir wissen jetzt doch, an was wir uns zu halten haben. Fünftausend Piaster also?“ — „Ja.“ — „Und gegen dieses Geld verpfändest Du Dich, uns den General, seine Richte und seine ganze Begleitung in die Hände zu spielen?“ — „Auf Euer erstes Zeichen.“ — „Gut; jetzt gib Acht, was ich Dir zu sagen habe.“ — „Ich höre.“ — „Du kennst mich?“ — „Vollkommen.“ — „Und weißt, daß man auf mein Wort zählen kann?“ — „Es ist so gut wie Gold.“ — „Wohlan, wenn Du getreulich den Verbindlichkeiten nachkommst, Die Du gegen mich eingehst, und mir — ich will nicht sagen alle Mexikaner von Deiner Karawane, die meinetwegen recht ehrenhafte Leute sein mögen, aber mir höchst gleichgültig sind — nur das junge Mädchen (ich glaube, Donna Luz heißt es) überlieferst, so sollst Du nicht nur fünf-, sondern achttausend Piaster erhalten. Hast Du mich verstanden?“ — Die Augen des Führers funkelten vor Habgier. „Ja,“ lautete seine Antwort. — „Was sagst Du dazu?“ — „Es wird schwer sein, sie allein aus dem Lager hinauszulocken.“ — „Das ist Deine Sache.“ — „Ich möchte Euch lieber die ganze Reisegesellschaft in die Hand spielen.“ — „Zum Teufel, was soll ich damit anfangen?“ — „Um! was wird der General sagen?“ — „Was er will; das kümmert mich wenig. Gehst Du auf den Handel ein? Ja oder Nein!“ — „Ja.“ — „Du schwörst, unseren Bedingungen nachzukommen?“ — „Ich schwöre es.“ — „Wie lang gedenkt der General sich an seinem neuen Lagerplatz aufzuhalten?“ — „Zehn Tage.“ — „Und Du sagst, Du wissest nicht ein junges Mädchen aus dem Lager zu locken, während Du doch so viel Zeit vor Dir hast?“ — „Ich weiß ja noch nicht einmal, in welcher Zeit Ihr die Auslieferung verlangt.“ — „Richtig. Ich gebe Dir neun Tage Frist; das heißt, am Tag vor dem Ausbruch muß ich das Mädchen haben.“ — „Ja, wenn Ihr so meint.“ — „Die Uebereinkunft sagt Dir also zu?“ — „Vollkommen.“ — „So bleibt es dabei?“ — „Unwiderruflich.“ — „Da hast Du einstweilen mein Angel,“ sagte der Hauptmann, indem er aus seinem Jagdhemd eine prächtige Diamantenadel zog, die der Verräther mit Freuden in Empfang nahm. „Diese Adeln,“ fuhr er fort, „ist ein Geschenk, das ich Dir mache, und soll den achttausend Piastern für Ueberlieferung der Donna Luz keinen Abtrag thun.“ — „Ihr seid ebenso großmüthig als edel, Hauptmann,“ versetzte der Führer, „und man kann sich glücklich schätzen, wenn man Euch dienen darf.“ — „Nur mußt Du dabei nicht vergessen,“ entgegnete der Hauptmann mit derber Stimme und eisigem Blick, „daß ich der Tödter heiße, und daß es, im Fall Du mich betrügst, in der Prairie keinen Platz gibt, der fest oder unbekannt genug wäre, um Dich vor meiner Rache zu schützen.“ — „Ich weiß das,“ erwiderte der Nestige mit unwillkürlichem Schaudern; „aber Ihr könnt ruhig sein. Ich täusche Euch nicht.“ — „Ich wünsche es. Jetzt wollen wir uns trennen, damit nicht etwa Deine Abwesenheit bemerkt werde. In neun Tagen werde ich wieder hier sein.“ — „Ihr sollt dann das Mädchen erhalten.“ Der Führer schlich sich wieder nach dem Lager zurück und langte daselbst an, ohne daß man es merkte.

Sobald die beiden Männer, welche mit der Amsel diesen abscheulichen Handel abgeschlossen hatten, allein waren, verloren sie sich schweigend in das Gebüsch, in welchem sie

nach Art der Schlangen weiter krochen, und erreichten bald einen kleinen Bach, der unbekannt und unbeachtet im Walde dahin floß. Kennedy that jetzt zwei verschiedene Pässe; man hörte alsbald ein schwaches Geräusch, und einige Schritte von der Stelle, wo sie Halt gemacht hatten, bemerkte man einen Reiter, der zwei ledige Pferde führte. „Komm, Franc,“ sagte Kennedy; „Du hast nichts zu befürchten.“ Der Reiter kam sogleich heran. „Was gibst's Neues?“ fragte Kennedy. — „Nichts von großem Belang,“ versetzte der Reiter. „Ich habe eine Indianerfährte entdeckt.“ — „Ah,“ entgegnete der Hauptmann, „ist sie stark?“ — „Ziemlich.“ — „In welcher Richtung?“ — „Sie durchschneidet die Prairie von Ost nach West.“ — „Und was für Indianer sind es, Franc?“ — „Comanchen, wie ich vermuth.“ Der Hauptmann besann sich eine Weile. „Wohl eine Jägerabtheilung?“ sagte er. — „Wahrscheinlich,“ versetzte Franc. Die zwei Männer warfen sich in den Sattel. „Franc und Du, Kennedy,“ sagte der Hauptmann nach einer kurzen Pause, „ihr Beide begeben Euch nach dem Büffelpaß und lagert Euch in der dort befindlichen Höhle. Bewacht mir sorgfältig die Bewegungen der Mexikaner und richtet es ein, daß Ihr nicht entdeckt werdet.“ — „Seid unbesorgt, Hauptmann.“ — „Ich weiß, daß Ihr gewandte und treue Leute seid, und verlasse mich deshalb ganz auf Euch. Gebt auch auf die Umsel Acht, denn dieser Nestiz flöht mir kein sonderliches Vertrauen ein.“ — „Soll geschehen.“ — „Auf Wiedersehen! Ihr werdet bald Weiteres von mir hören.“ Ungeachtet der Dunkelheit schlugen jetzt die drei Männer einen Geklop an und versteckten sich nach zwei verschiedenen Richtungen in die Wildniß.

## XI.

## Mädchenträume.

Der General hatte die Gründe, die ihn zu Unternehmung einer Reise in die westlich von den vereinigten Staaten gelegenen Prairien bewogen, so geheim gehalten, daß seinen Begleitern nur Vermuthungen zu Gebot standen. Schon mehrmals mußte auf seinen Befehl die Carawane in ganz öden Gegenden Lager schlagen und acht, zehn, selbst fünfzehn Tage Halt machen, ohne daß man sich die Veranlassung dazu hätte denken können. Bei solchen Gelegenheiten pflegte der General jeden Morgen mit einem der Führer sich zu entfernen und erst Abends wieder zurückzukommen. Niemand wußte, was er in dieser Zeit that. Während dieser Ausflüge führte Donna Luz inmitten ihrer rohen Umgebung ein sehr einsames Dasein, indem sie trübselig vor ihrem Zelte saß oder vielleicht in Begleitung des Capitans Aguilar oder des Doctors einen kleinen zweck- und interesselosen Spazierritt machte. Von ihrem Onkel und sogar von dem Doctor verlassen, der mit gesteigertem Eifer seinen Pflanzen nachjagte und jeden Morgen zum Botanisiren auszog, blieb das Fräulein auf die Gesellschaft des Capitans beschränkt, der, zwar jung, elegant und beziehungsweise auch verständig, gleichwohl aber für die Donna ein nicht sehr unterhaltender Gefährte war. Heute hatte übrigens Donna Luz keine Laune. Seit der schrecklichen Brandnacht, in welcher Treuherz gleich einem jener fabelhaften Helden, deren Geschichte und unglaubliche Großthaten sie gelesen, als ihr und ihrer Begleiter Reiter aufgetreten war, hatte in dem Herzen des jungen Mädchens ein neues, unerklärliches Gefühl zu keimen begonnen, das ihr ganzes Wesen erfüllte. Das Bild des Jägers stand unablässig vor ihrer Seele und zwar von jener herrlichen Glorie umgeben, welche die Einbildungskraft so gern dem Helden verleiht, welcher im Kampf mit einer furchtbaren Gefahr das Uebergewicht über sie behauptet. Allerdings mußte sein kalter Abschied, sein Verschmähen aller Anerkennungsbezeugnisse und seine Gleichgültigkeit gegen die von ihm Geretteten erkaltend auf das junge Mädchen wirken, und diese wirkliche oder erfunkelte Gleichgültigkeit verdroß sie mehr, als sie sich ammerken lassen mochte. Ja, sie sann sogar darauf, dem Reiter ihren Unwillen fühlen zu lassen, wenn je der Zufall

ihn wieder mit ihr zusammenführen sollte; aber nach der alten Erfahrung ist von solchen Gefühlen bis zur Liebe nur ein Schritt, und Donna Luz hatte ihr damit, ohne es selbst zu wissen, eine Thüre geöffnet.

Wie wir früher bemerkten, wurde das Fräulein, abgeschieden von dem Geräusch der Welt, in einem Kloster erzogen, und ihre Kindheit entschwand ruhig und harmlos in den religiösen oder vielmehr abergläubischen Uebungen, welche in Mexico die Grundlage der Religion bilden. Als ihr Onkel sie aus dem Kloster holte, um sie auf der beabsichtigten Reise durch die Prairien mit sich zu nehmen, wußte sie selbst von den einfachsten Lebensverhältnissen nichts und hatte so wenig eine Ahnung von dem Thun und Treiben der äußeren Welt, mit der sie so plötzlich in Verkehr kommen sollte, als der Blindgeborene von dem herrlichen Glanz der Sonnenstrahlen. Wir müssen hier einen Vorfall erwähnen, der dem Anschein nach unbedeutend ist, aber doch in der Seele des Fräuleins einen Eindruck zurückließ, den wir nicht übergehen dürfen. Der General war eifrig damit beschäftigt, die Leute zusammenzubringen, welche er für seine Reise brauchte, und konnte daher nicht so auf seine Richte Acht haben, wie er wünschte. Damit jedoch das Mädchen, das mit einer alten Duenna seinen Palast in der Calle de los Plateros bewohnte, sich in ihrer Einsamkeit nicht langweile, schickte er sie häufig Abends zu einer Verwandten, die eine ausserlesene Gesellschaft bei sich empfing und bei der seine Richte die Zeit ziemlich angenehm verbrachte. Eines Abends war die Versammlung zahlreicher gewesen als gewöhnlich und man hatte sich deshalb auch viel später getrennt. Die Glocke aus dem Mercedeßkloster schlug eben Gelf, als Donna Luz und ihre Duenna, von einem Peon begleitet, der ihnen eine Fackel vortrug, auf ihre Wohnung zugingen. Nur noch einige Schritte davon, schienen plötzlich an der Ecke der Calle San-Augustin vier oder fünf Burche wie aus dem Boden aufzutreten, welche die Fackel mit einem Faustschlag auslöschten und die Damen umringten. Der Schrecken der Sennorita ob dieser unerwarteten Erscheinung läßt sich nicht beschreiben. Sie vermochte nicht zu schreien, sondern sank mit gefalteten Händen vor den Banditen auf die Kniee nieder. Die Duenna dagegen schrie aus Leibeskräften. Die mexikanischen Räuber sind hurtige Leute und hatten die alte Frau mittelst eines Knebels, den sie ihr zwischen die Zähne steckten, bald zum Schweigen gebracht; dann gingen sie mit jener Ruhe, die aus der Uebung und dem Bewußtsein der Straflosigkeit hervorgeht, an's Werk, ihre Opfer zu plündern. Letztere dachten natürlich an keinen Widerstand, sondern beeilten sich, selbst ihre Schmucksachen auszuliefern, welche die Banditen vergnügt in die Taschen steckten. Aber wie die Arbeit eben im schönsten Gang war, blitzte plötzlich über den Häuptern der Räuber ein Säbel und zwei derselben stürzten fluchend und heulend zu Boden. Die anderen stellten sich, um ihre Kameraden zu rächen, und stürzten sich wüthend auf den Angreifer los, der sich übrigens durch ihre Zahl nicht einschüchtern ließ, sondern nur einen Schritt rückwärts that, in Parade auslegte und sich zu einem guten Empfang der Strolche anschickte. Zufällig traf ein Mondstrahl sein Gesicht; die Banditen wichern erschrocken zurück und ließen ihre Säbel sinken. „Ah, so,“ sagte der Fremde mit verächtlichem Lachen, indem er immer noch auf sie losging, „kennt Ihr mich, ihr Herren? Bei Gott, ich bin dieses Treibens satt und habe gute Lust, Euch eine derbe Lection zu geben. Führt man so meine Befehle aus?“ Die Räuber blieben stumm und schienen gezerrnisch zu sein. — „Veert eure Taschen, ihr Schurken,“ fuhr der Unbekannte fort, „und gebt diesen Damen zurück, was ihr ihnen abgenommen habt.“ Die Räuber entledigten sogleich die Duenna ihres Knebels und gaben die reiche Beute zurück, die sie schon für ihr Eigenthum angesehen hatten. Donna Luz konnte sich von ihrer Erstarrung nicht erholen und betrachtete staunend den Fremden, der über gefesselte Straßenräuber eine solche Gewalt besaß. „Jetzt fort mit euch, ihr Hallunken,“ rief der Unbekannte. „Ich werde selbst diese

Damen begleiten.“ Die Banditen ließen sich nicht zweimal auffordern; sie verschwanden wie ein Schwarm Raben und nahmen ihre Verwundeten mit sich. — „Erlaubt mir, Sennorita,“ sagte der Fremde mit großer Höflichkeit, „Euch bis zu Eurer Wohnung meinen Arm anzubieten. Der Schrecken hat Euren Gang unsicher gemacht.“ Ohne etwas zu erwiedern, legte das Mädchen mechanisch ihre Hand auf den dargebotenen Arm. An dem Palast angekommen, klopfte der Fremde an das Thor und nahm seinen Hut ab. „Sennorita,“ sagte er, „ich schätze mich glücklich, daß der Zufall mir gestattete, Euch einen kleinen Dienst zu leisten. Ich werde die

Ehre haben, Euch wieder zu sehen. Erlaubt mir daher, Euch Lebewohl zu sagen, aber auf Wiedersehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Johann Sebastian Bach.

Dieser feinsinnige Cantor ist eine unbegreifliche Erscheinung der Gottheit.  
Zelter.

Einer durchaus musikalischen Familie entsprossen, erblickte Johann Sebastian Bach das Licht der Welt am 31. März



Johann Sebastian Bach.

1685 in Eisenach, wo sein Vater Hof- und Stadtmusikus war. Der schon vor seinem zehnten Jahre verwaiste Knabe wurde von seinem ältesten Bruder, Johann Christoph, der in Ohrdruff die Stelle eines Organisten bekleidete, aufgenommen, und da der Knabe schon sehr frühe eine entschiedene Neigung zur Musik bekundete, von Jenem im Klavierspiel unterrichtet, worin er in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte machte. Die von seinem Bruder ihm dargebotenen Musikstücke genügten seinem Drang nach Schwererem nicht mehr, weshalb er seinen Bruder inständig bat, ihn aus einem Hefte spielen zu lassen, das Klaviersachen der berühmtesten damaligen Componisten enthielt. Nachdem jedoch der Bruder

dies verweigert hatte, wußte sich der Knabe das Hefte bei Nacht aus dem dasselbe verwahrenden Gitterschrank zusammengerollt herauszunehmen, um es beim Mondlichte, wegen Mangels einer Lampe, nach und nach abzuschreiben, und den so gewonnenen Schatz bei Tageslicht, so oft er sich allein sah, auf dem Klavier zu studiren. Bald aber entdeckte sein Bruder diese Eroberung, welche er ihm sofort wegnahm. Nach dem kurz hierauf erfolgten Tode des Bruders, wodurch er wieder in den Besitz derselben kam, ganz auf sich selbst angewiesen, begab er sich in Begleitung eines Schulkamarden nach Lüneburg, wo er, musikalisch gut vorbereitet und mit einer schönen Sopranstimme begabt, als Sänger im

sich Rapport macht. Hat man mehrere aufgespürt, so will es der Gebrauch, daß man den größten jagt. Nun stellt man sich am bezeichneten Orte auf und läßt die Hunde von der Leine, welche den Hirsch aus seinem Versteck hervortreiben. Dieser Augenblick ist der interessanteste der ganzen Jagd; beim Anblick der Hunde und der Jäger hebt der Hirsch stolz sein Haupt, einen Augenblick unentschlossen, ob er Widerstand leisten oder die Flucht ergreifen soll. Aber bald siegt seine natürliche Schüchternheit; erschreckt durch das Geschrei der Jäger und das Gebell der Hunde, weicht er einige Schritte zurück und stürzt dann in wilder Flucht davon. Nun folgen ihm die Hunde durch Dick und Dünn, über Stock und Stein; die Jäger aber suchen ihn auf die Ebene zu treiben. Die Schnelligkeit des Hirsches ist sprichwörtlich: er verdankt sie der großen Höhe seiner Beine. Unglücklicherweise aber vermögen diese Beine die Anstrengung nicht lange zu tragen, und da sein Geweih ihm nicht gestattet, sich in das Dickicht zu wagen, wo er sich verbergen könnte, unterliegt er zuletzt beinahe immer. Zitternd und schnaubend wendet er sich dann gegen die verfolgende Meute und macht, ehe er unterliegt, mehr als einen Hund kampfunfähig. Bisweilen flüchtet sich der Hirsch in das Wasser, in der Hoffnung, hier von Verfolgung der Hunde befreit zu sein; aber die Kugel des Jägers überfliegt auch den schnellsten Hund. Ist der Hirsch erlegt, so bemächtigen sich seiner die Jägerburschen, weiden ihn aus, und den Körper und die Glieder für sich behaltend, überlassen sie Lunge, Leber und Gedärme den Hunden. Während man ihnen dieses Mahl zubereitet, sucht man sie auf Einem Punkte zu vereinigen, was dadurch sehr erschwert ist, daß ihr Feuer und ihre Gefährlichkeit kaum mit Hülfe der Peitsche in Respekt gesetzt zu werden vermag. War die Jagd kurz und ist der Hirsch wenig gelaufen, so macht man auf einen andern Jagd: gewöhnlich aber begnügt man sich, sobald man eines dieser Thiere mit zehn oder mehr Enden erlegt hat. 74.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Fünizehn Tage nach diesem Abenteuer, welches die Nichte ihrem Onkel zu verschweigen für gut hielt, fand der Ausbruch von Merito statt, ohne daß Donna Luz den Unbekannten wieder gesehen hatte. Aber den Tag vor der Abreise bemerkte sie in ihrem Schlafzimmer auf ihrem Betpult ein vieredig zusammengelegtes Papier, welches in zierlicher Schrift folgende Worte enthielt:

„Ihr reist ab, Donna Luz; vergeßt nicht, daß ich gesagt habe — auf Wiedersehen.“

Euer Retter von der Calle de los Plateros.“

Die seltsame Begegnung hatte den Geist des Mädchens lange sehr in Anspruch genommen, und einen Augenblick glaubte sie sogar, in Treuherz jenen unbekannten Retter zu erkennen. Diese Vorstellung hielt jedoch nicht lange an; sie war zu unwahrscheinlich und vertrat sich namentlich nicht mit dem Umstand, daß Treuherz nach ihrer Rettung sich so rasch entfernt hatte. Doch in demselben Maß, als sich nachgerade der Gedanke an das Abenteuer in Merito verwischte, trat Treuherzens Bild lebhafter vor ihre Seele.

## XII.

### Der schwarze Elch.

Die Sonne hatte sich kaum über den Horizont erhoben, als der General die Schilfhütte, die ihm zum Nachtlager diente, verließ, um seinen Ausflug anzutreten. Er stand bereits im Bügel, da hob eine zarte Hand den Vorhang des Zeltes und Donna Luz trat heraus. „Ah, schon auf,“ sagte der General lächelnd. „Um so besser, mein Kind. So kann ich Dich doch vor meinem Ausbruch umarmen. Das bringt vielleicht Glück,“ fügte er mit einem leisen Seufzer bei. —

„Ihr dürft mir so nicht gehen, Onkel,“ entgegnete sie, ihm ihre Stirne zum Kuß darbietend. — „Warum nicht, mein Fräulein?“ sagte er heiter. — „Weil ich für Euch etwas zubereitet habe, das Ihr vorher einnehmen müßt. Nicht wahr, Ihr thut mir den Gefallen, mein guter Onkel?“ sprach sie mit jenem schelmischen Lächeln verzogener Kinder, welches das Herz der Alten erfreut. — „Ei freilich, mein liebes Kind, vorausgesetzt, daß Dein Frühstück nicht lange warten läßt. Ich habe Eile.“ — „Nur einige Minuten,“ entgegnete das Mädchen, in das Zelt tretend. — „Sei's drum,“ erwiderte er, ihr folgend. Die Sennorita schlug erfreut die Hände zusammen. Das Frühstück war im Nu bereit und der General setzte sich mit seiner Nichte an den Tisch. Während lektüre dafür Sorge trug, daß es ihrem Onkel an nichts fehlte, sah sie ihn fortwährend von unten auf mit verlegener, aber doch so liebevoller Miene an, daß der alte Soldat es zuletzt bemerken mußte. „Laß hören,“ sagte er, sie gleichfalls betrachtend; „Du hast etwas auf dem Herzen, Lucita, und Du weißt wohl, daß ich Dir nichts abzuschlagen pflege.“ — „Das ist wahr, Onkel; aber doch fürchte ich, daß Ihr mir es abschlagt.“ — „Nun, heraus damit,“ erwiderte der alte Soldat. „Sprich ohne Furcht, denn ich kann erst antworten, wenn ich weiß, was Du willst.“ — „Gut, Onkel,“ sagte sie erröthend, „ich gestehe, daß mir der Aufenthalt im Lager nichts weniger als angenehm vorkommt.“ — „Ich glaube das wohl; aber was kann ich machen?“ — „Alles.“ — „Wie so?“ — „Wenn Ihr da bliebet, so wäre es schon recht; ich hätte dann Euch immer bei mir.“ — „Was Du sagst, ist recht schön; aber Du weißt, daß ich alle Morgen ausreiten muß, und so kann ich nicht zugleich auch zu Hause sein.“ — „O, da gäb' es ein einfaches Mittel.“ — „Nun?“ — „Ihr nehmt mich ganz einfach alle Morgen mit.“ — „Oh!“ rief der General und runzelte seine Brauen, „was verlangst Du da von mir, liebes Kind?“ — „Etwas ganz Einfaches, wie mich dünkt, Onkel.“ Der General gab keine Antwort und sann nach. Das Mädchen verwandte kein Auge von seinen Zügen. Endlich blidte er auf und murmelte vor sich hin: „Am Ende hat sie Recht.“ Dann heftete er einen spähenden Blick auf seine Nichte und fügte bei: „Es würde Dir also Freude machen, mich zu begleiten?“ — „Gewiß, Onkel.“ — „Gut; so rüste Dich, mein Kind. Du sollst fortan an meinen Ausflügen Theil nehmen.“ Das Mädchen fiel ihm um den Hals und gab Befehl, ihr Pferd zu satteln. Eine Viertelstunde später verließ sie mit ihrem Onkel, von der Amiel und zwei Lanceros begleitet, das Lager, um in den Wald hineinzureiten. „Wohin wollt Ihr heute, General?“ fragte der Führer. — „Führt mich zu den Hütten der Trapper, von denen Ihr mir gestern gesagt habt.“ Der Führer verbuchte sich zum Zeichen des Gehorsams. Der kleine Trupp rückte sachte und mit Mühe auf dem bahnlosen Grunde vorwärts, wobei die Pferde sich bald in den Rianen verstrickten, bald über die Baumwurzeln strauchelten. Donna Luz fühlte sich glücklich, da sie auf diesen Ausflügen Treuherz zu begegnen hoffte. Plötzlich stieß die Amiel, welche den Vortrab bildete, einen Schrei aus. „Was gib't denn so Außerordentliches, Meister Amiel,“ sagte der General, „daß Ihr es für gut haltet, Euer Schweigen zu unterbrechen?“ Der Führer trat an seine Seite, legte den Finger an die Lippen und flüsterte ihm zu: „Ein Mensch!“ Alles machte Halt; denn das Wort „Mensch“ deutet in der Wildniß fast immer einen Feind an, der von seines Gleichen mehr gefürchtet wird, als das wildeste Thier.

Auf die Meldung: „ein Mensch“ machten sich der General und seine Lanceros alsbald bereit, einem plötzlichen Angriff zu begegnen, indem sie die Gewehre fällten und sich möglichst durch das Gesträuch deckten.

Etwas fünfzig Schritt von ihnen stand, die Hände auf die Mündung einer langen Büchse gestützt, ein hoher Mann mit energischen Zügen und einem freien, entschiedenen Blick, welcher sie aufmerksam beobachtete. Einige Schritte von ihm labte sich sein Pferd an abgefallenen Eichen. Es war, wie

sein Herr, auf's Phantastischste herausgeputzt. Beim Anblick dieses Mannes konnte der General einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. „Zu welchem Indianerstamm gehört dieser Mensch?“ fragte er den Führer. — „Er ist ein weißer Trapper.“ — „In dieser Kleidung?“ — „Wir sind in den Prairien,“ versetzte der Führer achselzuckend.

Den Fremden schien das Zögern der Truppe zu ermüden, und da ihm darum zu thun sein mochte, zu wissen, was er von den Reisenden zu halten habe, so nahm er zuerst das Wort. „Alle Heiter, wer seid Ihr und was sucht Ihr hier?“ sagte er in englischer Sprache. — „Caramba!“ entgegnete der General, sein Gewehr schulternd und seinen Begleitern das Gleiche anbefehlend, „wir sind Reisende, die der lange Marsch ermüdet hat. Die Sonne brennt und wir erbitten uns die Erlaubnis, eine kleine Weile in Eurem Rancho auszuruhen.“ Auf diese spanisch gesprochenen Worte erwiderte der Trapper in derselben Zunge: „Kommt ohne Furcht näher. Der schwarze Elch ist ein guter Kerl, wenn man ihn nicht ärgert. Nehmt vorlieb mit meiner geringen Habe, und möge sie Euch wohl bekommen.“

Bei dem Namen „schwarzer Elch“ konnte der Führer eine Bewegung des Erschreckens nicht unterdrücken. Er wollte einige Worte sprechen, fand aber keine Zeit dazu, denn der Jäger warf seine Büchse über die Schultern, schwang sich in den Sattel und kam auf die Mexikaner zugeritten. „Mein Rancho ist nur einige Schritte von hier,“ sagte er zu dem General. „Wenn sich die Sennorita einen gut gewürzten Büffelsrücken belibien lassen will, so bin ich in der Lage, ihr damit aufzuwarten.“ — „Ich danke Euch, Caballero!“ versetzte das Mädchen lächelnd; „doch ist mir jetzt Ruhe nöthiger als alles Andere.“ — „Alles zu seiner Zeit,“ sagte der Trapper. „Erlaubt mir, für eine Weile das Amt Eures Führers zu übernehmen.“ — „Wir stehen zu Befehl,“ entgegnete der General. „Reitet voran; wir folgen.“ — „Also vorwärts,“ sagte der Trapper, sich an die Spitze deszugs stellend. In diesem Moment fiel jedoch zufällig sein Blick auf den Führer, und seine dichten Brauen runzelten sich. „Hm!“ murmelte er. „Was hat dies zu bedeuten? Nun, wir werden sehen.“ Und ohne sich weiter mit diesem Menschen abzugeben, ja, ohne eine Miene, daß er ihn erkannt habe, ertheilte er das Zeichen zum Aufbruch.

Das Mädchen ritt neben dem Trapper her, welcher mit ihr über das Leben in der Prairie plauderte. Plötzlich, als sie hinter einem Hügel sich wie von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sahen, machte der Trapper Halt, sah sich laufend nach allen Seiten um, neigte sich dann gegen das Mädchen und legte ihr leicht seine Hand auf den rechten Arm. „Hört mich an,“ sagte er. Donna Luz hielt unruhig und bebend das Pferd an. Der Trapper bemerkte ihre Aufregung. „Seid unbesorgt,“ sagte er; „ich bin ein ehrlicher Mann, und Ihr seid bei mir allein in der Wildniß so sicher, als knietet Ihr vor dem Hauptaltar der Cathedral in Mexico.“ Das Mädchen warf einen verstohlenen Blick auf den Trapper. Ungeachtet der wunderlichen Tracht hatte sein Gesicht einen so offenen Ausdruck und sein Auge war so ruhig und klar, daß sie sich vollkommen beruhigt fühlte. — „Was wollt Ihr?“ fragte sie. — „Ihr gehört zu den Fremden, die seit einigen Tagen die Prairie nach allen Richtungen durchforschen?“ — „Ja.“ — „Und Ihr habt so eine Art Narren mit blauer Brille und gelber Perrücke bei Euch, der zu Gott weiß welchem Zwecke Kräuter und Steine zusammenträgt, statt wie ein braver Jäger dem Biber aufzulauern oder den Hirsch zu erlegen.“ — „Ich kenne den Mann, von dem Ihr sprecht. Er gehört zu unserem Trupp und ist ein sehr geschickter Arzt.“ — „Ich weiß dies aus seinem eigenen Munde, denn er kommt oft in diese Gegend und wir sind gute Freunde. Er ließ mich ein Pulver einnehmen und heilte mich von einem Fieber, das mich schon zwei Monate gequält hatte.“ — „Es freut mich, daß die Arznei so gut bei Euch anschlug.“ — „Für diesen Dienst möchte ich Euch wohl auch eine Gefälligkeit erweisen. Hört mir aufmerksam zu, Sennorita. Ich bin

nur ein armer Mann; aber hier in der Prairie wissen wir Manches, was Gott uns offenbart, weil wir ihn stets vor Augen haben. Ich möchte Euch einen guten Rath erteilen. Der Mensch, welcher Euch zum Führer dient, ist ein Erzspitzbube und als solcher in allen Prairien des Westens bekannt. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn er Euch nicht in eine Falle zu führen sucht; denn es fehlt hier nicht an schlimmen Patronen, mit denen er zu Eurem Verderben Abrede treffen und hinterdrein Eure Habe an sich bringen kann. Beobachtet deshalb, ohne es Euch merken zu lassen, alle Schritte Eures Führers.“ — „Und dann...“ — „Ihr könnt Euch wohl denken,“ unterbrach er sie, „daß ich Euch kein Mißtrauen einflößen will, um Euch hinterdrein, wenn Noth an den Mann geht, im Stich zu lassen.“ — „Ich glaube Euch.“ — „Gut. Wenn Ihr nun von dem Verrath Eures Führers überzeugt seid, so schickt Euren alten Narren von Doctor an mich und laßt mich durch ihn die Worte sagen: „Schwarzer Elch, die Zeit ist da.“ Weiter nichts. Habt Ihr's gemerkt?“ — „Ja. Aber ich begreife nicht, in wiefern Ihr uns nützlich werden könnt.“ — Der Trapper lächelte mit geheimnißvoller Miene. „Hm!“ sagte er; „diese paar Worte führen binnen zwei Stunden fünfzig der entschlossensten Prairienmänner an Eure Seite — Männer, welchen es, wenn meine Besorgnisse sich verwirklichen, auch auf ein Blutbad nicht ankommt, um Euch aus den Händen derer zu befreien, die Euch nachstellen.“

Es trat eine kurze Pause ein, während welcher sich Donna Luz in ein träumerisches Nachsinnen vertiefte. Der Trapper lächelte. „Das lebhafteste Interesse, das ich Euch bezeuge, darf Euch nicht Wunder nehmen,“ sagte er. „Ein Mann, dem ich alle Gewalt über mich einräume, hat mir einen Eid abgenommen, daß ich über Euch wachen solle, so lang eine ernstliche Verpflichtung ihn ferne hält.“ — „Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte das Mädchen neugierig; „und wer ist dieser Mann?“ — „Ein Jäger, dem alle weißen Trapper der Prairie zu Gebot stehen. Er wußte, daß Ihr die Ansel zum Führer habt, und schloß daraus, daß der Nestige Euch in eine Schlinge zu führen beabsichtige.“ — „Aber der Name des Jägers?“ rief sie in ängstlichem Tone. — „Treuhertz. Verdet Ihr mir jetzt vertrauen?“ — „Ich danke Euch, mein Freund,“ entgegnete das Mädchen mit Wärme. „Euer Rath soll befolgt werden. Ich will Euch an Euer Versprechen erinnern, wenn es die Noth fordert.“ — „Ihr werdet gut daran thun, Sennorita, da Euch dann wohl kein anderer rettender Ausweg zu Gebot stehen dürfte. Behaltet indeß unser Gespräch für Euch und gebt Euch ja nicht das Ansehen, daß Ihr ein Einverständniß mit mir habt; denn dieser Nestigenteufel ist so schlau wie ein Biber. Wenn er etwas wittert, wird er Euch wie ein Mal aus der Hand gleiten.“ — „Seid unbesorgt; ich werde stumm bleiben.“ — „Denkt stets an das Eine: Treuhertz wacht über Euch!“ — „Er hat mir schon einmal bei dem Prairienbrand das Leben gerettet,“ sagte sie bewegt. — „Aha!“ murmelte der Trapper, sie mit eigenthümlichem Ausbruch betrachtend; „um so besser dann. Fürchtet nichts, Sennorita,“ fügte er bei; „wenn Ihr meinem Rath pünktlich folgt, so wird Euch in der Prairie nichts begegnen, was auch immer für Verrath gegen Euch gesponnen werden möge.“ — „Ich schwöre Euch,“ rief die Sennorita, „daß ich nicht säumen werde, in der Stunde der Gefahr meine Zuflucht zu Euch zu nehmen.“ — „Das wäre abgemacht,“ sagte der schwarze Elch lächelnd. „Laßt uns jetzt auf die Andern warten.“

Der General machte seiner Nichte wegen des Vorausreitens leichte Vorwürfe; Donna Luz aber ließ sich in der Freude über die Botschaft von Treuhertz auf keine Rechtfertigung ein.

Unter der Führung des Trappers zog jetzt der kleine Trupp weiter und hatte nach kurzem Nichte eine kleine, aus Baumzweigen geflochtene Hütte erreicht, die kaum die Strahlen der Sonne abbließ. Indes erwies ihr Besitzer den Fremden alle mögliche Ehre. Ein zweiter Trapper lauerte vor dem Rancho und war eifrig mit der Zubereitung des

Büffelrücken beschäftigt, welchen der schwarze Elch seinen Begleitern in Aussicht gestellt hatte. Dieser Mensch, welcher ganz so gekleidet war, wie sein Waidegefährte, mochte etwa vierzig Jahre zählen; aber die Anstrengungen und Entbehrungen seines schweren Berufs hatten unverwundliche Furchen in sein Gesicht gegraben, so daß er viel älter aussah.

„Nehmt Platz, Sennorita, und auch Ihr, meine Herren,“ sagte der schwarze Elch höflich; „mein Hauswesen ist zwar arm, aber doch groß genug, um euch Alle aufzunehmen.“

Die Reisenden nahmen die Einladung bereitwillig an, sprangen von ihren Pferden und hatten sich bald behaglich auf der mit Bären-, Elenn- und Büffelhäuten bedeckten Blätterstreu ausgestreckt. Die Ruhe wurde ihnen noch durch einige Tassen trefflichen Maicals versüßt, den der General auf seinen Ausflügen stets mit sich führte und der auch von den Trappern nach Verdienst gewürdigt wurde.

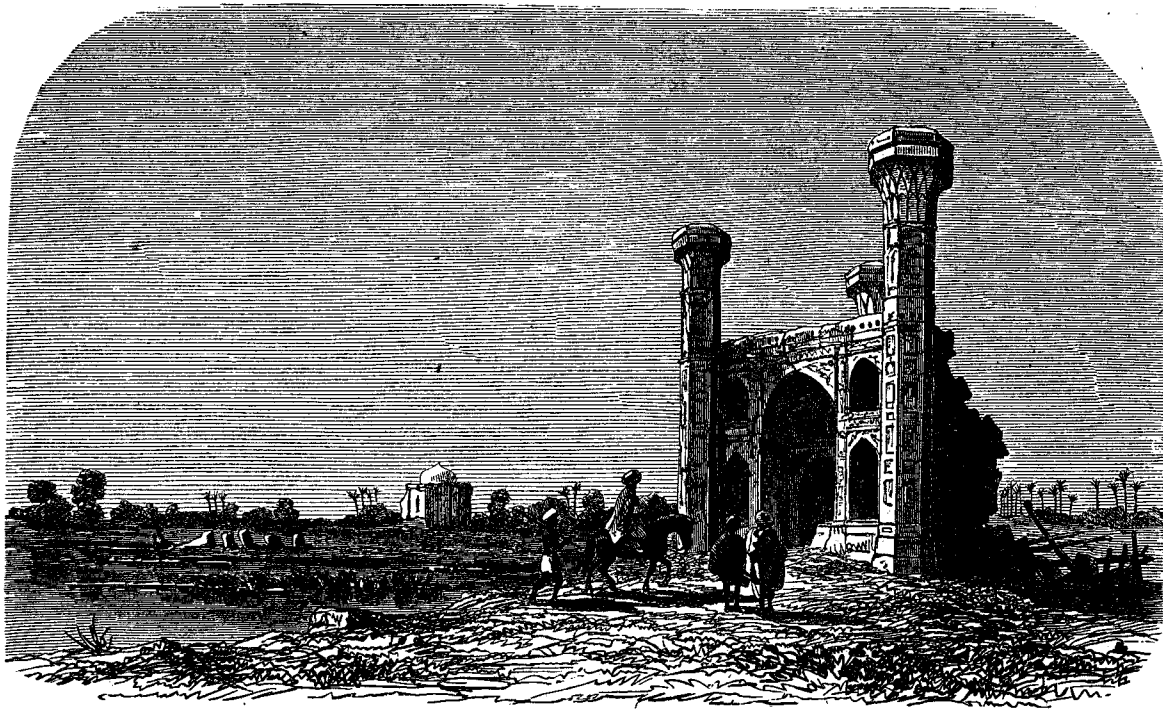
(Fortsetzung folgt.)

## Das englische Indien.

VI. \*)

Lahore.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Hindu's und die Muselmänner Indiens ihre Häuser so wenig als ihre öffentlichen Monumente jemals ausbessern, wenn sie verfallen; sie lassen ihre Mauern zerbröckeln, ihre Dächer zerfallen, ganze Wände zusammenstürzen und denken dann erst, daß es klug sei, sich eine andere Wohnung zu suchen. Langsam führen sie den neuen Bau auf, wo sich in der Nähe irgend ein freier Raum findet. Daher kommt es, daß die Städte Indiens, selbst abgesehen von den andern Gründen der Zerstörung, welche sie erneuern, wie Brand und Krieg, nach und nach und ohne daß man es merkt, ihre Stelle verändern; sie schreiten so zu sagen weiter, und nach einigen Jahrhunderten sind sie ganz und gar aus ihren alten Ringmauern herausgetreten, bisweilen auf eine Entfernung von mehr als



Der Tchar-Bardjia.

einer Stunde. Aber während die alten Mauern und Bauten, gewöhnlich aus Ziegeln oder Erde aufgeführt, zerfallen und ganz verschwinden, bleiben die Monumente, Moscheen, Triumphpforten, Grabmäler, Paläste, die aus Baustein aufgeführt sind, unverrückt, wenn auch vielfach verstümmelt, stehen, und da man in den neuen Städten immer neue öffentliche Gebäude auführt, so ist der Reisende auf's Höchste überrascht, fern von den Wohnungen eine große Zahl schöner Monumente isolirt und verlassen zu finden. Das ist's, was man in der Umgegend von Lahore, von Delhi, von Agra und von beinahe allen Hauptstädten Ostindiens findet. In Lahore erheben sich rings um die Stadt bis auf eine Entfernung von mehr als einer Stunde auf den verschiedensten Punkten einsam und verlassen die bedeutendsten Bauten, so unter andern Tchar Bardjia, ehemals die Hauptpforte eines großen Gartens, und die alte Moschee, welche heutzutage in eine anglikanische Kirche umgewandelt ist. Erst seit der englischen Eroberung hat man nach dieser Seite hin europäische Bungaloes gebaut und ein ganzes Quartier angelegt, das

von englischem Militär bewohnt wird. Hinter der Moschee zur Linken sieht man auf unserem Bilde die Wohnung des Generals Ventura. Wir lesen in einem Werke der Mrs. MacKenzie, daß die Engländer nach der Eroberung des Pendschab die hübsche Wohnung und die Gärten des Generals Ventura leer fanden und augenblicklich dort den Sitz ihrer Macht aufschlugen, ohne lang den Besitzer um Erlaubniß zu bitten. General Ventura drückte sein Erstaunen darüber aus und verlangte wenigstens den Preis seines Eigenthums; man schlug es ihm ab. Der General beharrte vergeblich auf seinem Verlangen, nicht wenig erstaunt, daß man auf solche Weise einen alten Militär behandle; er sah zu spät ein, daß der Major Mackon nicht übertrieben, als er zu ihm gesagt: „General, in diesem Lande hat Niemand Rechte.“ Für die Europäer ist die Stadt Lahore unbewohnbar; wenn man nur einige Tage zu verweilen hat, läßt man sich in freiem Felde ein Zelt aufschlagen; ist man aber zu einem Aufent-

\*) Vergl. Illustrirte Welt 1858.

Ich näherte mich vom Meere aus der großen Handelsstadt. So viel ich auch schon von dem niederländischen Venedig gehört, war ich doch überrascht, als ich vom Verdecke aus die Nebel sich zertheilen sah und die Stadt vor meinen Blicken lag. Im Vordergrund das rauschende und leuchtende Wasser, Schiff an Schiff aus allen Gegenden der Welt, kommend und gehend, die einen beladen mit den Produkten der Moluden, Bornéo's und Java's, die andern kleineren mit Einem Mast, flatternden Flaggen, vergoldeten Masten, zu Spazierfahrten auf der Maas einladend. Dahinter das Ufer und die volle Lebendigkeit eines großen Seehafens: die Lastträger beladen mit Ballen, Säcken und Kisten; die Matrosen Stricke auf- und entrollend; die Frauen mit ihren weißen Häuben und ihren goldenen Buckeln, die in der Sonne glänzen, ihren Männern helfend; Waffelbäckerinnen am dampfenden Ofen mit munterem Geplauder ihren bitteren Gencver ausschüttend — mit einem Worte: eine lebendige Bevölkerung, nichts von der verschrieenen holländischen Bequemlichkeit zur Schau tragend, während aus Allem der Reichtum und die Thätigkeit einer Stadt von 80,000 Einwohnern sprach, welche Comptoirs auf allen Inseln Oceaniens hat. Im Hintergrund ein Bauwerk aus Ziegeln und Stein, das alte Thor, das aus dem 17. Jahrhundert stammt; zur Rechten und zur Linken Häuser mit glänzenden Scheiben, wohl unterhalten und hübsch gemalt, welche ein Bild des Friedens und des Wohlstandes geben, dessen die Bewohner sich erfreuen und die da und dort grüne Bäume und munter arbeitende Windmühlen zwischen durchblicken lassen. Ich stieg aus und setzte meinen Fuß mit wahrem Vergnügen auf die großen Steinplatten, die uns sogleich den Reichtum Hollands ankündigen, da es keine Brücke besitzt und diese Steine mit großen Kosten aus fremden Ländern kommen lassen muß. Man kann sich nirgends besser einen Begriff von der Macht, der Thätigkeit und dem Geiste des holländischen Volkes machen, als in Rotterdam. In den schmalen Häusern mit den zwei bis drei Fenstern wohnen jene Millionäre, die jeden Tag Schiffe nach allen vier Winden aussenden; jeden Augenblick wird unser Weg durch eine Brücke unterbrochen, die sich unter unsern Füßen hebt, um ein Schiff durchzulassen, das vom Kap Horn oder von Batavia zurückkehrt, als ob es erst am Tage vorher absegelt wäre. Rotterdam ist nicht reich an Prachtbauten: der Palast der indischen Compagnie am Quai; der Justizpalast mit seinem geschmacklosen Fronton; das Museum; wenn wir diese genannt haben und der Laurentiuskirche und der Börse flüchtig erwähnen, so können wir uns der Vollständigkeit rühmen. Auf einer Brücke inmitten der Stadt erhebt sich die Statue des Erasmus, auf den Rotterdam so stolz ist wie auf seinen Reichtum. Auch an Spaziergängen ist kein Mangel; die Boompjes — die kleinen Bäume an der Küste der Maas — bieten mit ihrem herrlichen Ausblick auf das belebte Treiben der Fischer und Schiffer eine angenehme Promenade. Aber der achte Rotterdamer besucht auch diese selten; ein beschauliches Leben nach des Tages Last und Hitze hinter den hohen Spiegelfenstern oder an dem Kamine mit der kölnischen Pfeife, dem Kwispeelboosje und der Theetasse macht ihn glücklicher, als es die übrige Welt mit ihren raffinierten Freuden ist.

55.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

### XIII.

#### Verrath.

Während Donna Luz, der Führer und die Lancers ihre Siesla hielten, bis sich die maßlose Sonnenhitze etwas gelegt hatte, bat der General seinen Wirth, ihm zu folgen, und verließ mit ihm die Hütte. In einiger Entfernung ließ er sich unter einem Ebenholzbaum nieder, forderte seinen Be-

gleiter auf, das Gleiche zu thun, und ergriff nach einer kurzen Pause folgendermaßen das Wort:

„Mein Freund, zuerst meinen Dank für Eure Gastlichkeit; nach Erfüllung dieser Pflicht aber möchte ich einige Fragen an Euch richten.“ — „Caballero,“ versetzte der Trapper ausweichend, „Ihr kennt das Sprichwort der Nothhütte: „Zwischen jedem Wort rauch dein Calumet, damit du erwägen kannst, was du sprichst.“ — „Das Sprichwort ist gut; aber seid unbesorgt. Wie lange wohnt Ihr schon in den Prairien?“ — „Seit zehn Jahren, und gebe Gott, daß ich noch so lange bleiben darf.“ — „Dieses Leben gefällt Euch also?“ — „Besser, als ich auszusprechen vermag. Man muß, wie ich, in frühester Jugend angefangen, allen Prüfungen sich unterzogen, alle Leiden durchgemacht und an allen Gefahren Theil genommen haben, um die berauschende Lust, die himmlische Sonne und die unbekannten Hochgenüsse zu begreifen, welche das Prairieleben bietet.“ Der General seufzte tief auf und eine Thräne rollte verstoßen in seinen grauen Bart. „Ihr habt Recht,“ sagte er wehmüthig. „Dieses Leben hat eigenthümliche Reize für den, der sie kennt. Wo seid Ihr ursprünglich zu Hause?“ — „Zu Quebec, Herr. Ich bin ein Canadier.“ — „Ah!“ — Es folgte nun eine Pause, welche der General zuerst wieder unterbrach. „Habt Ihr unter Euren Kameraden keine Mexikaner?“ — „Mehrere.“ — „Könntet Ihr mir wohl Auskunft über sie geben?“ — „Dies kann nur ein Mann, welcher leider jetzt nicht hier ist.“ — „Und der wäre?“ — „Treuhertz.“ — „Treuhertz!“ versetzte der General lebhaft. „Ich meine, ich sollte ihn kennen.“ — „Ich denke auch.“ — „Das fägt sich ja recht unglücklich.“ — „Vielleicht wird es Euch leichter, ihm zu begreifen, als Ihr glaubt, wenn es Euch wirklich von Interesse ist, ihn zu sehen.“ — „Ich brenne vor Begier.“ — „Dann wird sich bald Gelegenheit bieten.“ — „Wie so?“ — „Ganz einfach. Die Fellen hier herum gehören ihm, und ich beaufichtige sie für ihn. Er kann unmöglich lange ausbleiben.“ — „Gott gebe es!“ rief der General aufgeregt. — „Wenn er kommt, sollt Ihr Nachricht erhalten, vorausgesetzt, daß Ihr dann noch in Eurem Lager seid.“ — „Ihr kennt das Lager meines Trupps?“ — „Wir wissen alles, was in der Wildniß vorgeht,“ versetzte der Trapper lächelnd. — „Ich nehme Euch beim Wort.“ — „Ihr habt es.“ — „Ich danke.“

In diesem Augenblick kam Donna Luz aus der Hütte heraus. Der General empfahl dem Trapper durch ein Zeichen Stillzuschweigen und kehrte zu seiner Nichte zurück. Die Reisenden stiegen wieder zu Pferd, dankten den Trappern für ihre herzliche Aufnahme und schlugen die Richtung nach dem Lager ein.

Der Rückweg lief traurig genug ab; der General hatte sich über seine Unterhaltung mit dem Trapper in Gedanken vertieft, und Donna Luz träumte über die ihr gemachte Mittheilung, während der Führer, beunruhigt durch die Gespräche des schwarzen Elchs mit dem General und der Sennorita, eine geheime Ahnung hatte, daß er auf der Hut sein müsse. Nur die beiden Lancers ritten sorglos weiter, ohne an etwas anderes zu denken, als an die Ruhe, die ihrer im Lager wartete.

Die Amstel war unablässig scheue Blicke um sich und schien in dem dichten Gestrüpp, durch das sie ritten, Helfer zu suchen. Der Tag neigte sich zu Ende, und schon ließen die geheimnißvollen Bewohner des Waldes in Zwischenräumen ihr dumpfes Heulen vernehmen. „Haben wir noch weit?“ fragte plötzlich der General. — „Kaum noch eine Stunde,“ antwortete der Führer. — „Reiten wir uns; ich möchte nicht in diesem Dicksicht von der Nacht überrascht werden.“ Der Trupp holte scharfer aus, und nach einer halben Stunde hatten sie die ersten Barrikaden des Lagers erreicht. Der Capitän Aquilar und der Doctor kamen ihnen entgegen.

Das Nachtesen harrte schon lange, und man begab sich zu Tisch; die schweigsame Trauer aber, welche seit einigen Stunden auf dem General und seiner Nichte gelastet hatte, schien sich eher zu steigern, als zu mindern. Die Tafelunter-

haltung wurde sehr dadurch beeinträchtigt, denn die Tischnossen verschlangen hastig die Speisen, ohne ein Wort zu sprechen, und dann trennte man sich unter dem Vorwand der Ermüdung, um scheinbar der Ruhe zu pflegen, in Wirklichkeit aber, um ungestört über die Erlebnisse des Tages nachzudenken.

Als mit der vorschreitenden Nacht der Mond unterging, breitete sich dichte Finsterniß über das schweigende Lager. Alles schlief oder schien zu schlafen; nur der Führer, welcher die erste Wache übernommen hatte, saß mit gekreuzten Armen auf einer Kiste und vertieft sich mehr und mehr in düstere Träume. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte ihm leise das einzige Wort in's Ohr: „Kennedy!“ Mit der Geistesgegenwart und der unverwundlichen Ruhe, welche den Indianer und Mexikaner nie verläßt, warf der Führer einen argwöhnischen Blick um sich, um sich zu überzeugen, daß er allein sei; dann faßte er die Hand auf seiner Schulter und führte die Person, welche ihn angerebet hatte und ihm ohne Widerstand folgte, nach einem abgesehenen Winkel, in welchem er gegen jede Beobachtung gesichert zu sein glaubte. Doch in demselben Augenblick, als die beiden Männer an dem Zelt vorbeikamen, wichen sachte dessen Vorhänge auseinander und ein Schatten glitt ihnen lautlos nach. Sie hatten sich mitten in dem Gepäck niedergelassen, und eine Stimme begann so leise wie das Säuseln des Windes zu sprechen: „Gottlob, daß Du da bist, Kennedy; ich habe Dich mit Ungeduld erwartet.“ — „Wußtest Du denn, daß ich kommen würde?“ versetzte der Angeredete mißtrauisch. — „Nein; aber ich hoffte es.“ — „Gibst es etwas Neues?“ — „Ja, und zwar viel.“ — „So sprich, hurtig.“ — „Alles ist verloren.“ — „Ha! was willst Du damit sagen?“ — „Was Du gehört hast. Der General ist heute unter meiner Führung ausgeritten.“ — „Ich habe das gesehen.“ — „Höll und Tod! warum hast Du uns nicht angegriffen?“ — „Wir waren nur unserer Zwei.“ — „Ich wäre zu Euch gestanden und wir hätten dann gleich gegen gleich gekämpft. Der General hatte nur zwei Lanceros bei sich.“ — „Das ist wahr. Ich dachte nicht an dies.“ — „Jetzt wäre die Sache zu Ende, während wir sie nun wohl verloren geben müssen.“ — „Warum?“ — „Ha, es ist klar. Der General und seine Richte haben weiß Gott wie lang mit dem Duckmäuser, dem schwarzen Elch, geplaudert. Du weißt, daß er mich von lang her kennt, und wahrscheinlich hat er ihnen über mich einen Floh in's Ohr gesetzt.“ — „Hm, ich finde dies auch wahrscheinlich. Aber was jetzt thun?“ — „So schnell als möglich handeln, damit sie keine Zeit finden, vorzubeugen.“ — „Du weißt, daß ich nichts lieber thue.“ — „Wo ist der Hauptmann... zurück?“ — „Seit diesem Abend. Alle unsere Leute, vierzig an der Zahl, sind in der Höhle verborgen.“ — „Gut. Ach, warum seid Ihr nicht alle hier, statt Du allein; es gäbe keine bessere Gelegenheit. Alle schlafen wie die Murmelthiere; in weniger als zehn Minuten wären wir Herr über sie.“ — „Du hast Recht; aber wer kann Alles voraussehen? Uebrigens wäre es nicht so, wenn man hätte mit dem Hauptmann eine Verabredung treffen können.“ — „Ich glaube dies wohl; aber warum bist Du eigentlich hier?“ — „Um Dir anzuzeigen, daß wir bereit sind und nur eines Zeichens von Dir harren, um zu handeln.“ — „Was ist jetzt zu thun? Rathe mir.“ — „Wie zum Teufel kann ich Dir raten? Muß ich nicht zuvor wissen, wie es hier steht, wenn ich Dir sagen soll, wie Du Dich zu verhalten hast?“ — Der Führer dachte mit aufwärts gerichteten Augen eine Weile nach. „Hör“, sagte er; „es ist erst zwei Uhr.“ — „Ja.“ — „Du lebst nach der Höhle zurück.“ — „Sogleich?“ — „Ja.“ — „Gut; und dann?“ — „Sagst Du dem Hauptmann, wenn es ihm recht sei, wolle ich noch in dieser Nacht das Mädchen ihm überliefern.“ — „Hm; das scheint mir schwierig.“ — „Du bist ein Einfaltspinsel.“ — „Möglich; aber ich sehe nicht ein, wie es anzugreifen ist.“ — „So gib Acht. Die Lagerwache wird nur bei Tag von den Soldaten besorgt; sie sind an das Leben

in der Prairie nicht gewöhnt und würden bei Nacht nichts nützen; deshalb ruhen sie um diese Zeit, und die Wache fällt mir und den übrigen Führern zu.“ — „Sehr sinnreich,“ sagte Kennedy lachend. — „Nicht wahr? Ihr seht Euch also zu Pferd, sprengt gegen den Hügel an, und sechs der tüchtigsten Leute kommen mir zu Hülfe. Unter ihrem Beistand mache ich mich anheischig, nicht nur die Soldaten, sondern auch den General selbst während ihres Schlafes zu knebeln.“ — „Das ist kein übler Gedanke.“ — „Meinst Du?“ — „Meiner Freu, ja.“ — „Gut. Sind einmal unsere Praven ordentlich im Zug, so pfeife ich, und der Hauptmann kommt mit der andern Schaar. Was dann weiter mit dem Mädchen zu geschehen hat, ist seine Sache und geht mich nichts mehr an. Wie findest Du diesen Plan?“ — „Vortrefflich. Wenn der Hauptmann, wie ich glaube, Deinem Plan Beifall zollt und sich einen sicheren Erfolg davon verspricht, so werde ich, sobald wir am Fuß des Hügels angekommen sind, mit fünf entschlossenen Burtschen, die ich selbst auswählen will, herauf kommen. Von welcher Seite soll ich in's Lager brechen?“ — „Von der, auf welcher Du hereingekommen bist und die Du bereits kennst.“ — „Und wo wirst Du sein?“ — „Am Eingang; ich helfe Euch sogleich.“ — „Gut; das wäre abgemacht. Hast Du mir nichts mehr zu sagen?“ — „Nein.“ — „So will ich gehen.“ — „Je bald, desto besser.“ — „Du hast immer Recht. Führ mich an die Stelle, wo ich hinaus soll. Es ist so dunkel, daß ich mich, wenn ich allein gehe, verirren und über einen schlafenden Soldaten stolpern könnte. Dies würde unsere Sache nicht fördern.“ — „Gib mir die Hand.“ — „Hier.“ Die beiden Männer erhoben sich, um die Stelle der Lagerumzäunung aufzuspüren, durch welche der Sendling des Hauptmanns sich entfernen sollte. Doch in demselben Augenblick trat eine dunkle Gestalt zwischen sie und rief ihnen mit fester Stimme zu:

„Ihr seid Verräther und müßt sterben!“

Trotz ihrer gewohnten Selbstbeherrschung blieben die beiden einen Augenblick von Schrecken betäubt stehen. Die Person, welche gesprochen hatte, ließ ihnen keine Zeit, sich zu sammeln, sondern feuerte in unmittelbarster Nähe zwei Pistolen auf sie ab. Die Glenden stießen ein lautes Geschrei aus; der eine fiel, der andere aber huschte wie eine Tigertatze über die Verschanzungen hinweg, ehe ein zweiter Schuß auf ihn abgefeuert werden konnte. Auf den doppelten Knall und das Geschrei der Banditen wurde das ganze Lager lebendig. Jeder eilte nach den Barricaden: der General erreichte mit dem Capitän Aguilar zuerst die Stelle, wo die eben erzählte Scene vorgefallen war; sie fanden daselbst Donna Luz mit zwei rauchenden Pistolen, während zu ihren Füßen sich ein Mensch im Todeskampfe wälzte.

„Was bedeutet dies, Nichte? Um's Himmels willen, was ist vorgefallen? Bist Du verwundet?“ fragte der General entsetzt. — „Nicht doch, Onkel,“ entgegnete das Mädchen; „ich habe nur einen Verräther gestraft. Zwei Schurken complottirten im Dunkeln gegen unsere gemeinschaftliche Sicherheit; der eine ist entkommen, dieser da aber, wie ich glaube, verwundet.“ Der General beugte sich rasch zu dem Sterbenden nieder und erkannte beim Scheine der Fackel, die er in der Hand hatte, den Führer Kennedy, von welchem die Umsel glauben machen wollte, daß er bei dem Prairiebrand lebendig verbrannt sei. „Oh, oh!“ rief er; „was soll dies heißen?“ — „Soviel, Onkel,“ versetzte das Mädchen, „daß wir ohne Gottes gnädigen Beistand diese Nacht von einer Räuberbande überfallen worden wären, die ganz nahe von uns im Hinterhalt liegt.“ — „Dann dürfen wir keine Zeit verlieren.“ Und der General beeilte sich, unter dem Beistand des Capitäns Anstalten zu kräftiger Abwehr für den Fall zu treffen, daß ein Angriff versucht würde.

Die Umsel war geflohen; aber eine breite Blutspur lief auf eine schwere Verwundung schließen. Bei Tag hätte man ihn verfolgen und wohl auch einholen können; aber im Finstern, und da man nicht wußte, ob Feinde in der Umgebung lauerten, wollte der General nicht wagen, daß einer

der Soldaten sich aus dem Lager wage, und dem Elenden lieber die Aussicht auf Rettung gönnen. Kennedy dagegen war todt.

Als Donna Luz nicht mehr durch die Gefahr ihrer Lage in Spannung erhalten wurde, fühlte sie, daß sie dem schwächeren Geschlecht angehörte. Ihre Energie verschwand, vor ihren Augen dunkelte es und ein krampfhaftes Zittern überlief ihren Körper. Sie brach zusammen und würde zu Boden gestürzt sein, wenn sie nicht der Doctor in seinen Armen aufgefangen hätte. Er brachte die Halbohnmächtige nach dem Zelt und erwies ihr all' die Sorgfalt, welche ihr Zustand forderte.

Allmählig kam das Mädchen wieder zu sich; ihr Geist

wurde ruhig und sie konnte ihre Gedanken wieder ordnen. Eingedenk dessen, was ihr Tags zuvor der schwarze Elch empfohlen hatte, hielt sie jetzt den Augenblick für passend, den Trapper an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern. Sie winkte dem Doctor heran. „Wollt Ihr mir nicht einen wichtigen Dienst leisten, lieber Doctor?“ — „Verfügt über mich, Sennorita.“ — „Kennt Ihr nicht den schwarzen Elch, den Trapper?“ — „Ja; er wohnt unweit des Viberteichs.“ — „Richtig; nach den Vorfällen dieser Nacht ist es nöthig, daß Ihr in meinem Namen ihn aufsucht.“ — „Zu welchem Zwecke, Sennorita?“ — „Ist's nicht genug, daß ich Euch bitte?“ — „Seid ruhig; ich gehe. Aber was soll ich ihm



„Ihr seid Verräther und müßt sterben!“

sagen?“ — „Erzählt ihm, was heute Nacht hier vorgegangen ist, und fügt dann noch einige Worte bei, die Ihr aber gut im Gedächtniß behalten müßt.“ — „Ich bin ganz Ohr.“ — „Schwarzer Elch, die Zeit ist da! Könnt Ihr dies merken?“ — „Gewiß, Sennorita.“ — „Schwört Ihr mir, meinen Auftrag zu erfüllen?“ — „Ich schwöre es. Mit Sonnenaufgang suche ich den Trapper auf, erzähle ihm, was heute Nacht hier geschehen, und füge die Worte bei: „Schwarzer Elch, die Zeit ist da.“ Ist's so recht?“ — „Vollkommen, mein guter Doctor.“ — „Wohlan, Sennorita, ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß Alles so ausgerichtet werden soll.“ — „Ich danke Euch,“ flüsterte das Mädchen, indem

sie mit sanftem Lächeln ihm die Hand drückte. Dann sank sie, noch immer von der schrecklichen Aufregung der Nacht angegriffen, auf ihr Lager zurück und fiel bald in einen ruhigen und erquickenden Schlummer.

Mit Anbruch des Tages verließ der würdige Gelehrte trotz der warnenden Gegenvorstellungen des Generals das Lager und ritt hastig den Hügel hinab. Im Wald angelangt, legte er beide Sporen ein und jagte im Galopp der Hütte des schwarzen Elchs zu.

(Fortsetzung folg.)

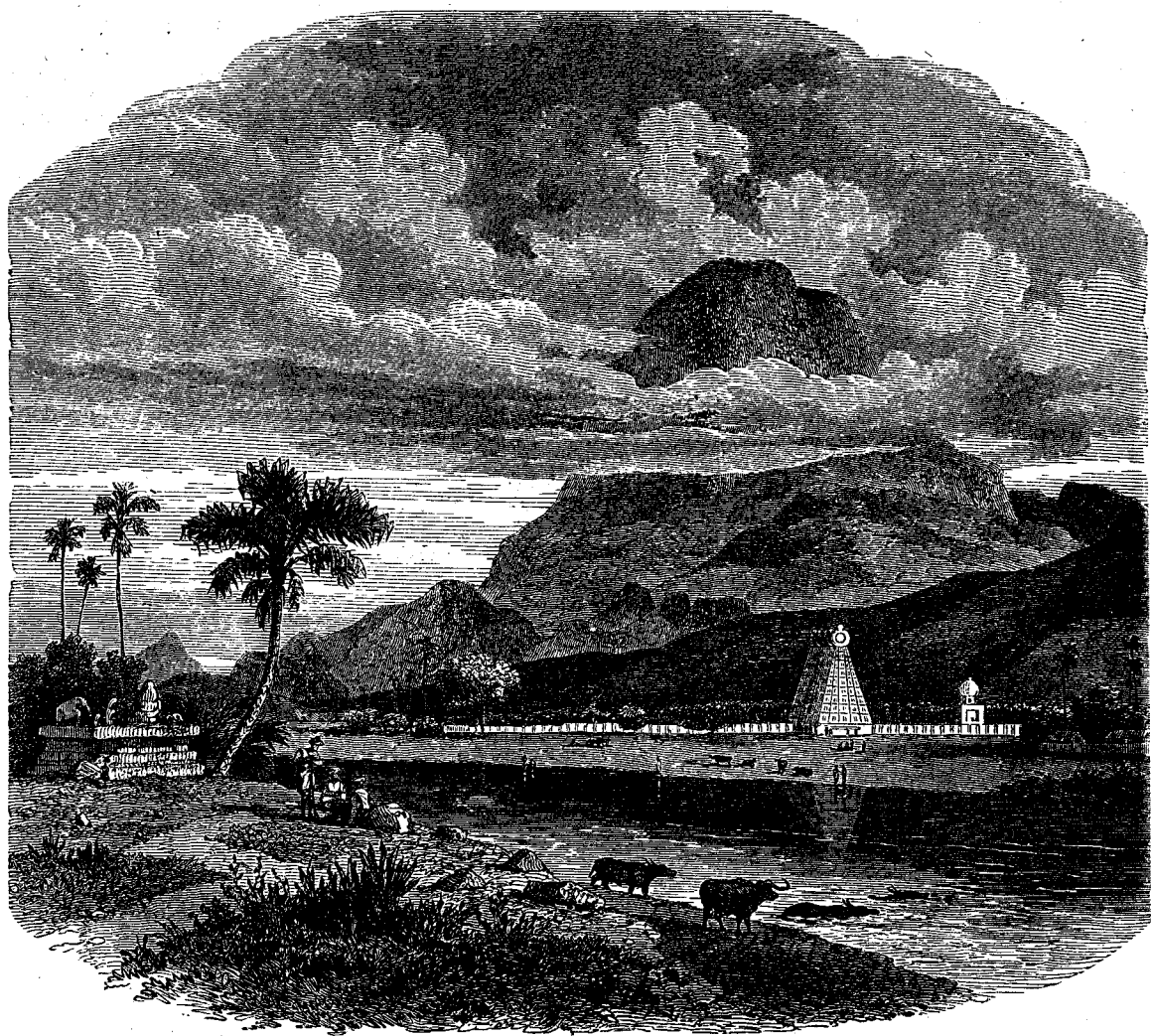
Bagaderen oder Tänzerinnen bewohnt, die nach einer Art Taufe das Gelübde ablegen, weder ihre Verwandten, noch ihre Freunde wiedersehen zu wollen.

## VIII.

## Callacaud.

Callacaud ist eine der malerischsten Städte der alten und großen Provinz Karnatik, welche heutzutage zehn Distrikte der Präsidentschaft Madras bildet. Ihr Territorium, das im Norden und an den Flüssen fruchtbar, ist im Süden sandig, zum Theil mit Palmen bewachsen und an den Ufern von Salzpümpfen durchschnitten. Die Landschaft,

welche Callacaud umgibt, ist eine der bedeutendsten von Karnatik, vielleicht um des Contrastes der ländlichen Schönheit seiner reich bebauten Ebenen und seiner leuchtenden Wasser mit der feierlichen Größe des Comorinberges, der die Stadt zu beherrschen scheint, obgleich er 30 Meilen entfernt ist. Der Fluß, in dem sich die große Pagode von Callacaud spiegelt, ergießt sich in den Tambarapurni. Die Bewohner leben hauptsächlich von den Produkten ihrer Flüsse, von ihren Fruchtfeldern auf den Hügeln und von der Ausfuhr des Salpeters. Die Bevölkerung ist echt indisch. Das Cap Comorin, 4,200 Fuß hoch, ist der Göttin Parvati geheiligt, welche die Berge beschützt; die Hindus von Karnatik besteigen zuweilen in Masse den Berg, um die Göttin dort anzubeten.



Callacaud und das Cap Comorin.

Dieser Berggipfel bildet ein großes, mit Wald bedecktes und von den Wassern einer mächtigen Quelle bespültes Plateau. Ihre Wasser stürzen sich in schäumenden Cascaden in das Meer.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

## XIV.

## Adlerkopf.

Adlerkopf war ein ebenso kluger als entschlossener Häuptling und wußte wohl, daß er von den Amerikanern alles zu

fürchten hatte, wenn es ihm nicht gelang, seine Fahrte vollkommen zu verbergen. Auch versäumte er nach dem glücklichen Erfolg des Angriffs auf die Weißen am Kanadian nichts, um seine Leute gegen die drohenden schrecklichen Repressalien zu schützen.

Man kann sich keine Vorstellung machen, welches Geschick die Indianer entfalten, wenn es gilt, eine Fahrte zu verdecken. Wohl zwanzigmal gehen sie über denselben Platz und bringen die Fußspuren so durch einander, daß eine Unterscheidung zur Unmöglichkeit wird; dabei vernachlässigen sie keine Terrainzufälligkeit, treten in die Fußtapfen des Vordermanns, um ihre Anzahl zu verbergen, marschiren tagelang in Bächen, deren Wasser ihnen oft bis an den Gürtel reicht,

und treiben ihre Vorsicht und Geduld selbst so weit, daß sie mit den Händen die Spuren verwischen, welche sie an ihre Feinde verrathen könnten.

Der Stamm der Schlange, zu welchem die von Adlerkopf befehligten Krieger gehörten, war wenigstens fünfhundert Mann stark in die Prairien gekommen, um den Büffel zu jagen und die Pawnee und Sioux zu beschden, mit denen sie in stetem Kriege lebten. Zunächst hatte nun Adlerkopf im Sinne, zu seinen Kameraden zurückzukehren, bei denen er die in dem Dorf gemachte Beute in Sicherheit bringen wollte, und an einem großen Schlag theilzunehmen, der von seinem Stamm gegen die weißen Trapper und die Meistizen der Prairie vorbereitet wurde, da die Indianer in diesen Eindringlingen mit Recht unverföhnliche Feinde sahen. Bei aller Vorsicht, die der Häuptling anwenden ließ, ging der Marsch doch rasch von Statten. Am sechsten Abend nach der Zerstörung des Forts machten die Comanchen an den Ufern eines kleinen Flusses Halt und schickten sich an, ein Nachtlager aufzuschlagen. Dies ist, wenn sich der Indianer auf dem Kriegspfad befindet, ein sehr einfaches Manöver. Adlerkopf ließ Feuer anzünden und stellte selbst die Schildwachen aus; dann lehnte er sich an einen Ebenholzbaum, griff nach seinem Kalumet und ließ sich den Greis und die Spanierin vorführen. Er grüßte den ersteren herzlich und reichte ihm sein Kalumet hin; der Alte nahm diesen Beweis von Wohlwollen an und war nun der Fragen gewärtig, welche voraussichtlich der Indianer an ihn zu richten gedachte. „Mein Bruder befindet sich wohl unter den Nothhäuten?“ nahm dieser endlich das Wort. — „Es wäre unrecht, wenn ich mich beklagen wollte, Häuptling,“ versetzte der Spanier. „Ich bin auf dem ganzen Wege sehr rücksichtsvoll behandelt worden.“ — „Mein Bruder ist ein Freund,“ sagte der Comanche mit Nachdruck. Der Greis verbogte sich. — „Wir befinden uns endlich auf unserem Jagdgebiet. Mein Bruder Weißhaupt ist müde vom Alter und sitzt besser am Berathungsfeuer, als auf dem Pferd, um das Elenn und den Büffel zu jagen. Was wünscht mein Bruder?“ — „Häuptling,“ versetzte der Spanier, „Du hast wahr gesprochen. Es gab eine Zeit, in welcher auch ich wie jedes andere Kind der Prairie auf einem wilden Mufang ganze Tage der Jagd oblag; aber meine Kraft ist dahin, meinen Gliedern fehlt die Geschmeidigkeit und mein Auge hat seine Schärfe verloren. Ich taue für keinen Ausflug mehr, wie kurz er auch sein mag.“ — „Gut,“ entgegnete der Indianer ruhig, indem er den Tabakrauch durch Mund und Nasenlöcher blies; „mein Bruder darf also seinem Freund nur sagen, was er wünscht, und es soll geschehen.“ — „Ich danke Dir, Häuptling, und werde von Deinem wohlwollenden Anerbieten Gebrauch machen. Habe die Güte, mir die Mittel zu liefern, daß ich, ohne Jemand sonst zu beunruhigen, eine Niederlassung von Menschen meiner Farbe erreiche, unter denen ich den kurzen Rest meiner Lebenstage verbringen kann.“ — „Warum sollte ich dies nicht thun? Nichts ist leichter, sobald wir zu dem Stamm gestoßen sind. Da mein Bruder nicht unter seinen rothen Freunden bleiben will, so soll sein Wunsch erfüllt werden.“

Es folgte eine Pause. Der Greis, welcher die Unterhaltung für beendet hielt, wollte sich zurückziehen; aber eine Geberde des Häuptlings hielt ihn bleiben. Dieser schüttelte nun die Asche aus seiner Pfeife, steckte das Rohr in seinen Gürtel und heftete auf den Spanier einen eigenthümlich ausdrucksvollen Blick. „Mein Bruder ist glücklich,“ sagte er mit trauriger Stimme, „obgleich er schon im Winter seiner Tage steht. Er geht nicht allein den Pfad des Lebens.“ — „Was will der Häuptling damit sagen?“ fragte der Greis. — „Mein Bruder hat Familie,“ versetzte der Comanche. — „Mein Bruder ist im Irrthum. Ich stehe allein in der Welt.“ — „Was sagt mein Bruder? Hat er nicht seine Gefährtin bei sich?“ — Ein trübes Lächeln spielte über die bleichen Lippen des Alten. — „Nein,“ sagte er. „Ich habe keine Gefährtin.“ — „Was ist ihm dann diese Frau?“ fragte

der Häuptling mit erkünsteltem Staunen, auf die spanische Dame deutend, welche stumm und traurig neben dem Alten stand. — „Diese Frau ist meine Gebieterin.“ — „Wie,“ sagte der Comanche mit einem boshaften Lächeln; „sollte mein Bruder ein Sklave sein?“ — „Nein,“ versetzte der Greis stolz; „nicht der Sklave, sondern der treue Diener dieser Frau.“ Der Indianer nahm diese Erwiderung nur mit Kopfschütteln auf; die Unterscheidung war für sein Fassungsvermögen zu hoch. Er richtete durch die festgeschlossenen Augenlider spöttische Blicke auf den Greis und fuhr nach einer Weile fort: „Gut. Die Frau mag mit meinem Bruder fortgehen.“ — „So hab' ich's immer verstanden,“ entgegnete der Spanier. Die alte Frau, welche sich bisher stumm verhalten, mochte meinen, daß es jetzt Zeit sei, sich in das Gespräch zu mischen. „Ich danke dem Häuptling,“ sagte sie, „aber da er so gütig ist, uns unseren Willen zu lassen, so erlaubt er mir vielleicht, ihn um eine Wurst zu bitten.“ — „Meine Mutter mag sprechen; sie findet ein offenes Ohr.“ — „Ich habe einen Sohn, der ein großer weißer Jäger ist und sich eben jetzt in der Prairie befinden muß. Wenn nun mein Bruder es erlaubt, daß wir noch einige Tage bei ihm bleiben, so begegnen wir ihm vielleicht; unter seinem Schutz haben wir weniger zu fürchten.“

Bei diesen unklugen Worten machte der Spanier eine Geberde des Schreckens. „Sennorita,“ rief er hastig in seiner Muttersprache, „nehmt Euch in Acht vor diesem...“ — „Stille!“ herrschte ihm der Indianer zu. „Warum braucht mein weißer Bruder vor mir eine unbekannte Sprache? Fürchtet er, ich möchte seine Worte verstehen?“ — „Oh, Häuptling,“ entgegnete der Spanier mit einer verneinenden Geberde. — „So lasse mein Bruder die Blafgesichtsmutter reden; sie spricht mit einem Häuptling.“ Der Greis schwieg; aber eine traurige Ahnung preßte ihm das Herz zusammen. Der Comanchenhäuptling seinerseits wußte recht gut, wen er vor sich hatte, und spielte mit den Weiden wie die Raze mit der Maus. Er ließ sich übrigens nichts anmerken und wandte sich mit der instinkartigen Höflichkeit, welche ein charakteristischer Zug des Indianers ist, an die Frau. „Oh,“ sagte er mit gewinnender Stimme und einem theilnehmenden Lächeln, „der Sohn meiner Mutter ist ein großer Jäger? Desto besser.“ Der armen Frau ging vor Freude das Herz auf. — „Ja,“ versetzte sie mit Wärme, „er ist einer der bravsten Trapper in den westlichen Prairien.“ — „Wirklich?“ entgegnete der Häuptling immer liebenswürdiger. „Und dieser berühmte Krieger wird wohl auch einen Namen haben, der in den Prairien geachtet ist.“ Der Alte lag auf der Folter. Von dem Auge des Comanchen in Respekt erhalten, wußte er nicht, wie er seine Gebieterin hindern sollte, den Namen ihres Sohnes zu nennen. „Sein Name ist wohlbekannt,“ sagte die Frau. — „Oh,“ rief der Greis lebhaft, „jede Mutter sieht in ihrem Sohn einen Helden. Der ihrige mag wohl ein trefflicher junger Mann sein, ist aber gewiß nicht besser, als andere auch, und sein Name ist nie vor den Ohren meines Bruders genannt worden.“ — „Wie weiß mein Bruder dies?“ entgegnete der Häuptling mit spöttischem Lächeln. — „Ich vermithe es,“ sagte der Greis; „oder wenn mein Bruder ihn nur zufällig auch einmal gehört hat, so ist er ihm längst wieder aus dem Gedächtniß gekommen. Erlaubt uns mein Bruder wohl, daß wir uns zurückziehen? Der Marsch ist anstrengend gewesen und die Stunde der Ruhe gekommen.“ — „Sogleich,“ versetzte ruhig der Comanche und fuhr dann gegen die Frau fort: „wie heißt der Krieger der Blafgesicht?“ Die Erinnerung des Dieners, dessen Treue und Klugheit sie kannte, hatte die alte Dame vorsichtig gemacht; sie fühlte, daß sie einen Fehler begangen, den sie nicht wieder gut zu machen wußte, und schwieg deshalb still. „Hat mich meine Mutter nicht verstanden?“ fragte der Häuptling wieder. — „Wozu einen Namen nennen, den Ihr wahrscheinlich nicht kennt und der Euch nie interessirt hat? Erlaubt mein Bruder, daß ich mich zurückziehe?“ — „Nicht eher, bis meine Mutter den Namen

ihres Sohnes, des großen Kriegers, genannt hat," sagte der Comanche, die Brauen runzelnd und mit schlecht verhehltem Zorn auf den Boden stampfend.

Als der Greis sah, daß ein Ende gemacht werden müsse, ergriß er wieder das Wort: „Mein Bruder ist ein großer Häuptling, und wenn auch sein Haar braun ist, besitzt er doch viel Weisheit. Ich bin sein Freund, und er wird den Zufall nicht mißbrauchen, der ihm die Mutter seines Feindes in die Hände geliefert hat. Der Sohn dieser Frau ist Treuherz.“ — „Ah!“ entgegnete Ablerkopf mit einem unheimlichen Lächeln, „ich wußte es. Warum haben die Blafgesichter zwei Zungen und zwei Herzen, und suchen stets die Rothhäute zu betrügen?“ — „Wir haben Dich nicht zu betrügen gesucht, Häuptling.“ — „Seit Ihr bei uns seid, hat man Euch wie Kinder des Stammes behandelt. Dir habe ich das Leben gerettet.“ — „Das ist wahr.“ — „Gut, so will ich Dir beweisen, daß die Indianer nichts vergessen, und daß sie Böses mit Gutem zu vergelten wissen... Wer hat mir die Wunden geschlagen, die Du hier siehst?... Treuherz! Wir sind Feinde. Seine Mutter ist in meiner Gewalt und ich hätte das Recht, sie an den Marterpfahl zu binden.“ Die Weiden senkten das Haupt. „Das Gesetz der Prärien verlangt Aug' um Auge, Zahn um Zahn. So höre mich an, alte Eide. Um unserer alten Freundschaft willen gestatte ich einen Verzug. Morgen mit Sonnenaufgang wirst Du Dich auf den Weg machen, um Treuherz aufzufuchen. Ist er nach Ablauf von vier Tagen nicht hier, um sich in meine Hände auszuliefern, so stirbt seine Mutter. Meine jungen Leute werden sie lebendig am Blutpfahl verbrennen und meine Brüder sich Kriegspfeifen aus ihren Gebeinen machen. Geh, ich habe gesprochen.“ Der Greis warf sich bittend vor dem Häuptling nieder; aber der rachsüchtige Indianer stieß ihn mit dem Fuß zurück und entfernte sich.

„Oh, Sennora," murmelte der Alte, „Ihr seid verloren.“ — „Eusebio, bring mir meinen Sohn nicht," versetzte die Mutter mit von Thränen ersüßter Stimme. „Was liegt daran, wenn ich sterbe? Habe ich nicht schon lange genug gelebt?“ Der alte Diener warf einen Blick der Bewunderung auf seine Gebieterin. „Immer dieselbe," sagte er mit Innigkeit. — „Gehört nicht das Leben der Mutter ihrem Kinde?" seufzte sie aus tiefster Seele. Vom Schmerz überwältigt, sanken die Weiden zur Erde und verbrachten die Nacht im Gebet. Ablerkopf schien nichts von ihrer Verzweiflung zu ahnen.

## XX.

### No Eusebio.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche Ablerkopf zu Verbergung seiner Fährte getroffen hatte, waren wohl gut genug für Weiße, welche, mit indianischer Krieglust nur wenig vertraut, in jenen enbloßen Einöden sich kaum anders, als mit dem Compaß zurechtfinden können; nicht aber für Leute, wie Treuherz und Belhumeur, welche die Spur keinen Augenblick verloren. An die Festsackwindungen der indianischen Krieger gewöhnt, ließen sie sich nicht durch ein plötzliches Umkehren, durch Contremärsche, falsche Haltplätze und andere Finten täuschen, welche die Comanchen auf ihrem Weg in Anwendung gebracht hatten. Namentlich deutete ein Umstand, an den die Indianer nicht dachten, die Richtung ihres Marsches so deutlich an, als hätten sie denselben sorgfältig mit Messungen abgemessen.

Der Leser erinnert sich, daß die Jäger unsern von den Trümmern einer Hütte einen an einen Baum angebundenen Spürhund gefunden hatten, und daß dieser, sobald er befreit war, die Schnauze am Boden, sich beeilte, zu seinem Herrn zurückzukehren, der Niemand anders als der alte Spanier war. An eine Vertilgung der Fährte dieses Thieres dachten die Indianer aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie des Hundes nicht achteten; sie war aber überall wahrnehmbar und wurde für so gewandte Jäger, wie Treuherz und Belhumeur, zum sicher leitenden Ariadnefaden. Letztere folgten

daher, die Büchse quer vor sich auf dem Sattel und ihre Rastreros zur Seite, ganz gemächlich dem Pfad der Comanchen, welche sich nicht träumen ließen, daß sie eine solche Nachhut hätten. Treuherz machte pünktlich jeden Abend an der Stelle Halt, wo Tags zuvor Ablerkopf sein Lager aufgeschlagen hatte, denn die beiden Jäger waren den Comanchen so scharf auf den Fersen, daß letztere nur einen Vorsprung von einigen Wegstunden gewinnen konnten und auch leicht von den Trappern überholt worden wären, wenn dies in ihrer Absicht gelegen hätte. Doch Treuherz hatte seine Gründe, noch einige Zeit nachzuziehen.

Nach einem Nachtlager in einer an einem Bach gelegenen Lichtung wollten die Jäger eben wieder aufsitzen, als Treuherz, welcher den ganzen Morgen keine Sylbe gesprochen, sich mit den Worten an seinen Begleiter wandte: „Wir können wohl noch eine Weile Platz behalten. Wir haben keine Eile, da Ablerkopf in der Nähe seines Stammes ist.“ — „Das ist wahr," versetzte Belhumeur, sich in's Gras werfend. „Wir wollen plaudern.“ — „Ich hätte mir denken können, daß diese vernünftigen Comanchen eine Kriegsabtheilung in der Nähe haben. Natürlich kommt es uns nicht zu Sinne, zu zwei ein Lager von fünfhundert Krieger anzugreifen.“ — „Ganz richtig, es sind viele," versetzte Belhumeur philosophisch; „indef weißt Du wohl, mein lieber Freund, daß wir, wenn das Herz es uns eingibt, immerhin einen Versuch machen können. Man weiß nicht, was kommen mag.“ — „Ich danke," entgegnete Treuherz lächelnd; „aber es wird unnütz sein.“ — „Wie Du willst.“ — „Nur List kann uns helfen.“ — „So sang an damit, ich stehe zu Diensten.“ — „Ich glaube, wir haben Fallen in der Nähe?“ — „Ein halbtausend, wenigstens," erwiderte der Kanadier. „Dort ist ja der große Liberteich.“ — „Richtig. Seit einigen Tagen weiß ich nicht mehr recht, wo mir der Kopf steht. Die Gesangenschaft meiner Mutter macht mich zum Narren. Ich muß sie befreien, koste es, was es wolle!“ — „Das ist auch meine Ansicht, Treuherz, und ich werde Dir nach Kräften an die Hand gehen.“ — „Morgen Abend gehst Du zu dem schwarzen Elch und bittest ihn in meinem Namen, von weißen Jägern und Trappern aufzubieten, was er zusammenbringen kann. Inzwischen gehe ich in's Comanchenlager, um über das Lösegeld meiner Mutter zu unterhandeln. Wenn sie nicht Lust haben, sie herauszugeben, so greifen wir zu den Waffen. Wir werden dann sehen, ob zwanzig der besten Gränzbüchsen nicht gegen fünfhundert solcher Prärieräuber Recht behalten.“ — „Aber wenn sie Dich gefangen nehmen?" — „Dann schide ich Dir meinen Hund, der Dich in der Höhle am Fluß aufsuchen wird. Seine Ankunft allein kann Dir als Meldung dienen, nach der Du handeln magst.“ — Der Kanadier schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „das thu ich nicht. Ich weiß, daß ich an der Seite eines so wackern und verständigen Burtschen, wie Du bist, etwas nützlich bin; aber ich habe eine Eigenschaft, die mir Niemand nehmen kann, nämlich meine unverbrüchliche Anhänglichkeit an Dich.“ — „Ich weiß, mein Freund, daß Du mich wie ein Bruder liebst.“ — „Und Du verlangst von mir, ich solle Dich wohlgenuth in die Wolfshöhle laufen lassen?... Was sage ich? Wolfshöhle?... die Indianer sind tausendmal ärger als Wölfe. Nein, ich sage noch einmal, das geschieht nicht. Wenn es unglücklich abläufe, so könnte ich es mir in meinem Leben nicht verzeihen.“ — „So sprich deutlich," entgegnete Treuherz ungeduldig. „Ich begreife Dich nicht.“ — Belhumeur besann sich eine Weile und nahm dann das Wort: „Du weißt, die Comanchen sind in der Prairie unsere schlimmsten Feinde, und so oft es eine Haße auszusprechen galt, hatten wir's jedesmal mit ihnen zu thun, ohne daß sie sich rühmen konnten, uns je auch nur den mindesten Vortheil abgerungen zu haben. Daher zwischen uns und ihnen jener unveröhnliche Haß, der in letzter Zeit noch einen Zuwachs erhielt durch unsere Mißthelligkeiten mit Ablerkopf, dem Du so geschickt oder ungeschickt den Arm geschossen, während es eben so leicht ge-

wesen wäre, ihm das Gehirn hinauszujagen. Ich bin überzeugt, der Comanchenhäuptling hat Dir diesen Spaß sehr übel genommen, und wird ihn Dir nie verzeihen." — „Zur Sache!“ unterbrach ihn Treuherz. — „Nun ja,“ versetzte Belhumeur, „Adlerkopf versucht alle möglichen Mittel, um in den Besitz Deines Scalp zu kommen, und wenn Du die Unklugheit begehst, Dich in seine Hand zu geben, so wird er die Gelegenheit benutzen, mit Dir vollständig abzurechnen.“ — „Aber meine Mutter ist in seiner Gewalt,“ erwiderte Treuherz. — „Ja, aber er kennt sie nicht,“ sagte Belhumeur, „Du weißt, daß die Indianer, mit wenigen Ausnahmen, die

Frauen, welche ihnen in die Hände fallen, sehr gut und rücksichtsvoll behandeln.“ — „Das ist wohl wahr,“ versetzte der Jäger.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Insel Kos.

Die Insel Kos, welche die meisten Seefahrer Ko oder Stanto nennen, ist eine der kleinsten Inseln aus der Gruppe der Sporaden im Archipel; aber ihr Name kann nicht unter-



Die Platanen auf dem großen Platz der Stadt Kos.

gehen, sie hat den größten Arzt und den größten Maler geboren: Hippokrates und Apelles. Im Alterthum war Kos berühmt wegen seines trefflichen Weines und der leichten und durchsichtigen Gewänder, welche dort gewoben wurden; Fremde strömten dorthin wegen des prächtigen Aesculapientempels, welcher in der Vorstadt von Kos errichtet war und das Gemälde der Anadyomene (Venus) von Apelles' Hand nebst andern werthvollen Weihgeschenken enthielt. Im Mittelalter gehörte die Insel den byzantinischen Kaisern, später den Johannitern und kam nach der Räubung von Rhodus an die Türken, die noch in ihrem Besitze sind. Die Stadt Kos liegt an der Küste der Insel; ihr Hafen ist bequem und die ganze

Küste ist mit Drangen- und Citronenbäumen bewachsen, welche ihr ein unendlich anziehendes Aussehen verleihen. Aber nichts ist so hübsch und freundlich, als der große Platz der Stadt. Eine ungeheure Platanen nimmt den Mittelpunkt desselben ein und ihre Aeste machen den Ort zum schattigsten Spaziergang; ihrer eigenen Last erliegend könnten sie leicht brechen, wenn die Bewohner der Stadt, die ihr einen wahren Cultus weihen, sie nicht gestützt hätten. Säulen von Marmor und Granit tragen die grüne Kuppel. Ein üppig sprudelnder Brunnen verbreitet ringsum wohlthuende Frische für die Bewohner der Stadt, die hier gerne ihre Geschäfte abmachen oder von des Tages Last und Hitze ausruhen.

Worte: „Schwaches Zeichen der Dankbarkeit des Knaben aus der Manjarbe für seine Wohltäterin“. Louis war es endlich gelungen, seinen Traum zu verwirklichen, nämlich ein Künstler im Elfenbein zu werden, und er hatte nie vergessen, daß Marie es war, der er das Glück seiner Mutter und das seinige verdankte; und seitdem er diese Geschicklichkeit erlangt, hatte er nur einen Gedanken: seiner Wohltäterin durch ein Meisterwerk seiner Hand zu danken, das sie beständig an die schöne That des Kindes erinnern sollte.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

„Da nun Niemand hingehen wird, um dem Adlerkopf zu sagen, die Gefangene sei Deine Mutter, so wird sie, abgesehen von der Unruhe, welche sie um Deinetwillen haben mag, unter den Rothhäuten so sicher sein, wie auf dem Marktplatz von Quebec. Wozu also eine unkluge Handlung? Sammeln wir dafür zwanzig madere Leute um uns und bewachen wir die Indianer, um bei der ersten Gelegenheit über sie herzufallen. Wir machen von ihnen so viel wie möglich nieder und befreien Deine Mutter. So, glaub' ich, wird die Sache besser angegriffen. Was hältst Du von meinem Gedanken?“ — „Du bist der trefflichste Kerl, den es gibt,“ erwiderte Treuherz. „Dein Rath ist gut, und ich werde ihn befolgen.“ — „Recht so,“ rief Belhumeur; „man muß mit sich reden lassen.“ — „Und jetzt...“ sagte Treuherz aufstehend. — „Nun?“ entgegnete Belhumeur. — „Wollen wir aufsitzen und das Indianerlager zu umgehen suchen, ohne daß wir von der Fährte abkommen. Zunächst müssen wir den Hatto unseres braven Kameraden, des schwarzen Elch, auffuchen; er ist ein verständiger Bursche und kann uns bei unserem Vorhaben nützlich werden.“ — „Gefagt, gethan!“ rief Belhumeur heiter und warf sich in den Sattel. Die Jäger verließen die Lichtung und machten einen Umweg, um dem Indianerlager auszuweichen, von dem sie an ein Paar Stellen den Rauch bemerkten. Ihr Weg führte einer Gegend zu, in welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der schwarze Elch philosophisch beschäftigt war, den Bibern Fallen zu legen. Der Ritt wurde unter Plaudern und Lachen gemacht, denn Belhumeurs Gründe hatten Treuherz, der die Sitten der Indianer genau kannte, überzeugt, daß seine Mutter keine Gefahr lief. Auf einmal wurden die Spürhunde unruhig, sprangen voraus und stießen ein dumpfes Geheul wie vor Freude aus. „Was haben unsere Rastros?“ sagte Treuherz, als er sah, daß die Thiere einen Freund witterten. „Wahrscheinlich sind sie auf den schwarzen Elch gestoßen und werden bald mit ihm zurückkommen.“ Einige Augenblicke später bemerkten sie einen Reiter, der in vollem Galopp auf sie zukam und um den die Hunde bellend hersprangen. „Das ist nicht der schwarze Elch,“ rief Belhumeur. — „Nein,“ sagte Treuherz. „Es ist No Gusebio. Was hat dies zu bedeuten? Er ist allein. Sollte meiner Mutter ein Unglück zugestoßen sein?“ — „Vorwärts!“ rief Belhumeur und drückte die Sporen in die Seiten seines Thieres, daß es pfeilschnell dahin schloß. Treuherz folgte ihm in peinlichster Unruhe. Bald waren die drei Reiter beisammen. „O Unglück über Unglück!“ rief der Greis voll Schmerz. — „Was gibts, No Gusebio?“ fragte Treuherz. „Uns Himmels willen, spricht!“ — „Eure Mutter, Don Raphael, eure Mutter!“ — „Nun, so redet doch!“ rief der Jäger voll Herzensangst. — „Mein Gott,“ rief der Alte, die Hände ringend, „es ist zu spät!“ — „Ihr macht mich wahnsinnig!“ rief Treuherz. Der Greis warf ihm einen trostlosen Blick zu und sagte: „Don Raphael, Muth! Seid ein Mann!“ — „Mein Gott, welche Schreckensbotschaft bringt Ihr mir?“ — „Eure Mutter ist Adlerkopfs Gefangene.“ — „Das weiß ich.“ — „Wenn Ihr nicht heute,

diesen Morgen noch, Euch dem Comanchenhäuptling ausliefert, so...“ — „Nun?“ — „Wird sie lebendig verbrannt!“ — „Ha!“ drang es herzerreißend aus der Brust des Jägers. Sein Freund hielt ihn, daß er nicht vom Pferde stürzte. „Heute noch soll sie verbrannt werden, Alter?“ fragte Belhumeur. — „Ja.“ — „Es ist also noch Zeit?“ — „Ach, es soll um Sonnenanfgang geschehen, und Ihr seht...“ Er deutete mit einer jammervollen Geberde an den Himmel. „Ha!“ rief Treuherz mit unbeschreiblichem Ausbruch, „ich werde meine Mutter retten.“ Und gegen den Hals seines Pferdes sich vorbeugend, sprengte er mit schwindelnder Schnelligkeit davon. Die Andern folgten ihm. Er wandte sich gegen Belhumeur um. „Wohin willst Du?“ — „Ich helfe Dir Deine Mutter retten oder sterbe mit Dir.“ — „So komm!“ entgegnete Treuherz, seinem Pferd die Sporen gebend. Es lag etwas Schreckliches in dem tollen Rennen der drei Männer, die in gleicher Linie mit bleichen Gesichtern, geschlossenen Lippen und funkelnden Augen über Bäche und Schluchten wegsehten und unablässig ihre Pferde antrieben, die unter dumpfem Stöhnen, wüthendem Ausschlagen und mit von Blut und Schweiß triefenden Seiten im Raum dahin flogen. Mitunter stieß Treuherz einen, den meritanischen Ginetes eigenthümlichen, Ruf aus, der die Thiere noch mehr aufmunterte. „Mein Gott! mein Gott!“ ächzte der Jäger aus tiefster Seele; „rette — rette meine Mutter!“

## XVI.

### Die Berathung der großen Häuptlinge.

Ungeachtet der stürmischen Unterredung mit No Gusebio hatte Adlerkopf doch fortwährend seine Gefangene mit großer Milde behandelt, wie dies überhaupt in der Art der Indianer liegt, die nicht, wie man ihnen so oft fälschlicher Weise nachsagt, ihre Gefangenen ohne Ursache quälen, sondern ihnen große Rücksicht zu Theil werden lassen und auch eine Art von Mitleid mit ihrem Unglück zu haben scheinen. Im vorliegenden Fall war das blutige Vorhaben Adlerkopfs gegen Treuherzen's Mutter eine Ausnahme von der Regel, die ihre natürliche Begründung in dem Haß fand, welchen der Häuptling dem Jäger geschworen hatte. Die Trennung der beiden Gefangenen war ein herzerreißendes Schauspiel; der alte Diener trat, Verzweiflung in der Seele, seinen Spähegang nach dem Jäger an, während die arme Mutter mit blutendem Herzen den Comanchenkriegern folgte. Zwei Tage nachher fand sich Adlerkopf bei der von den großen Häuptlingen der Nation anberaumten Zusammenkunft ein, an welcher der ganze Stamm theilnahm. Ein indianisches Lager sieht sehr malerisch aus. Wenn die Rothhäute sich auf einem Kriegs- oder Jagdausfluge befinden, begnügen sie sich damit, an der Stelle, wo sie Halt machen, vermittelst kreuzweis gelegter Pfosten ihre Büffelhautzelte aufzurichten, die unten mit Erde besetzt werden und oben eine Oeffnung zum Abzug des Rauchs haben, da sie sonst unbewohnbar sein würden. Allmählig gewann das Lager ein Aussehen, was andeutete, daß etwas Ungewöhnliches im Werk war; denn trotz der frühen Stunde (die Sonne hatte sich kaum über den Horizont erhoben) saßen die ersten Häuptlinge in der Berathungshütte beisammen, um über eine wichtige Frage zu verhandeln. Der Tag war der letzte, welchen Adlerkopf No Gusebio verwilligt hatte. Treu seinem Haß und voll Begier, sich zu rächen, hatte der indianische Krieger die großen Häuptlinge zusammenberufen, um die Vollmacht zu erhalten, seinen abscheulichen Plan auszuführen. Wir müssen hier wiederholen, daß die Indianer nicht aus Lust an den Leiden Anderer grausam sind. Die Nothwendigkeit ist ihr erstes Gesetz, und sie tödten keinen Gefangenen, am allerwenigsten eine Frau, wenn nicht das Gesammtwohl es fordert. Während die Häuptlinge um das Berathungsfeuer versammelt saßen, trat der Pfeifenträger mit dem angezündeten Calumet in den Kreis, verbeugte sich nach den vier Weltgegenden, murmelte ein kurzes Gebet und

bot dann, den Kopf der Peise in der Hand behaltend, dem ältesten Häuptling das Calumet hin, der es von Mund zu Mund gehen ließ. Nachdem alle geraucht hatten, schüttelte der Peisenträger die Asche in's Feuer und sprach: „Häuptlinge des großen Comanchenvolks, möge Natosch (Gott) euch Weisheit verleihen; er gebe, daß der Beschluß, den ihr fassen werdet, im Einklang stehe mit der Gerechtigkeit.“ Dann verbeugte er sich achtungsvoll und trat ab. Es folgte eine tiefe Stille, während welcher jeder Häuptling ernstlich die Worte erwog, die er zu sprechen gedachte. Endlich erhob sich der Älteste, ein ehrwürdiger, von Narben bedeckter Greis, der unter den Seinigen im Rufe hoher Weisheit stand und Gschis (die Sonne) hieß. „Mein Sohn Adlerkopf,“ begann er, „hat dem Rath der Häuptlinge eine wichtige Mittheilung zu machen. Er rede; unsere Ohren sind offen. Adlerkopf ist ein weiser und tapferer Krieger; seine Worte werden achtungsvolles Gehör finden.“ — „Ich danke,“ versetzte der Krieger. „Mein Vater ist die Weisheit selbst; Natosch hat vor ihm nichts verborgen.“ Die Häuptlinge verneigten sich und Adlerkopf fuhr fort: „Die Bläßgesichter, unsere ewigen Feinde, verfolgen uns ohne Unterlaß und zwingen uns, ihnen unsere besten Jagdgründe zu überlassen und wie scheue Hirsche uns in die Wälder zu verfliehen. Sollen wir ihre Raubgier dulden, ohne uns zu beklagen? Sollen wir uns erwürgen lassen wie feige Schakals, ohne uns zu rächen? Sagt nicht das Gesetz der Prairie — Auge um Auge, Zahn um Zahn? Möge mein Vater antworten — mögen meine Brüder sich aussprechen, ob es so recht ist.“ — „Die Rache ist erlaubt,“ versetzte die Sonne; „sie ist das ununteräußerliche Recht des Schwachen und Unterdrückten; doch muß sie im Verhältniß zu dem erlittenen Unrecht stehen.“ — „Gut. Mein Vater hat weise gesprochen. Was sagen meine Brüder?“ — „Die Sonne kann nicht lügen; was sie gesagt hat ist gut,“ antworteten die Häuptlinge. — „Hat sich mein Bruder über Jemand zu beklagen?“ fragte der Greis. — „Ja,“ entgegnete Adlerkopf. „Ich bin beschimpft worden von einem weißen Jäger, der mich mehrmal in meinem Lager angriff. Er hat aus einem Hinterhalt mehrere meiner jungen Leute getödtet, und ich selbst bin verwundet worden, wie ihr sehen könnt, da die Wunde noch nicht geheilt ist. Die Comanchen haben keinen grausamern Feind als diesen Menschen, der auf sie Jagd macht wie auf wilde Thiere, um sich an ihren Qualen und an ihrem Schmerzgeschrei zu weiden.“ Diese mit hinreißendem Nachdruck vorgebrachten Worte hatten eine zornige Bewegung unter der Versammlung zur Folge. Der schlaue Häuptling gewahrte, daß seine Sache bei den Zuhörern Anklang fand und fuhr fort, ohne die Freude seines Innern merken zu lassen: „Ich könnte die Kränkungen, wie schwer sie auch sein möchten, verzeihen, wenn sie mich allein trafen; aber es handelt sich hier um einen öffentlichen Feind, um einen Menschen, der unserem Volk den Untergang geschworen hat; die Nothwendigkeit zwingt mich daher, ihm einen Schlag beizubringen, wo er am verwundbarsten ist. Seine Mutter befindet sich in meinen Händen, und ich hätte als Ersatz sie opfern können; aber ich will nicht dem Haß, sondern der Gerechtigkeit das Uebergewicht lassen. Während ich die Frau leicht tödten konnte, zog ich es vor, mich an euch zu berufen, verehrte Häupter des Volks, um euren Befehl einzuholen. Ich habe noch mehr gethan. Da es mir zuwider ist, ohne Nutzen Blut zu vergießen und statt des Schuldigen den Unschuldigen zu strafen, so habe ich dem Weib vier Tage Aufschub gestattet, damit ihr Sohn Gelegenheit finde sie zu retten, indem er sich selbst der Folter überliefert. Ein Bläßgesicht, das von mir gefangen wurde, ist ausgezogen ihn zu suchen; aber dieser Mensch hat das Herz eines Kaninchens und kann nur waffenlose Feinde mordern. Er ist nicht gekommen und wird nicht kommen. Diesen Morgen mit Sonnenaufgang ist die von mir verwilligte Frist abgelaufen. Wo ist der Mensch? Er hat sich nicht gestellt. Was sagen meine Brüder? Habe ich recht gehandelt, oder bin ich zu tadeln? Soll dieses

Weib an den Pfahl gebunden werden, damit die diebischen Bläßgesichter erschreden vor der Strafe und einsehen lernen, wie die tapferen Krieger der Comanchen sich nicht ungeahndet beschimpfen lassen? Ich bin zu Ende. Habe ich recht gesprochen, mächtige Männer?“

Nach diesem langen Vortrag setzte sich Adlerkopf, kreuzte die Arme auf der Brust und erwartete gesenkten Hauptes die Entscheidung der Häuptlinge. Nach einem langen Schweigen erhob sich die Sonne. „Mein Bruder hat wohl gesprochen,“ sagte er. „Seine Worte sind die eines Mannes, der sich nicht durch die Leidenschaft hinreißen läßt. Was er sagt, ist gerecht. Die Weißen sind unsere geschwornen Feinde und sinnen auf unsern Untergang. Wie unangenehm uns auch die Marter dieser Frau sein mag, so ist sie doch nöthig.“ — „Sie ist nöthig,“ wiederholten die Häuptlinge. — „So trifft die Vorbereitungen,“ nahm die Sonne wieder auf. „Die Hinrichtung soll den Charakter der Sühne, nicht der Rache haben. Möge Jedermann daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß die Comanchen Weiber nicht zum Vergnügen martern, wohl aber die Schuldigen zu strafen wissen. Ich habe gesprochen.“ Die Häuptlinge erhoben sich, grüßten den Greis achtungsvoll und verließen die Hütte. Adlerkopf hatte seinen Zweck erreicht und konnte Rache nehmen, ohne das Gefäßliche derselben auf sich zu laden. Er traf demgemäß seine Anstalten. Einige Weiber schnitzten Splitter von Eschenholz zum Eintreiben unter die Nägel, andere verfertigten aus Holzermark geschweifte Mores, während die jüngsten sich in den Wald begaben, grüne Reiszweige beizuschaffen, zur langamen Verbrennung des Opfers. Inzwischen hatten die Männer einen Baum, der als Marterpfahl dienen sollte, seiner Rinde beraubt und mit einem Leig von Glensfett und rothem Oker überstrichen; um ihn her wurde das Reis aufgeschichtet, und zuletzt kam der Zauberer, welcher den Pfahl für seinen Zweck einweihen mußte. Nach diesen Einleitungen wurde die Verurtheilte herbeigeführt und ohne Bande auf den zu ihrer Verbrennung bestimmten Holzhaufen gesetzt. Dann begann der Scalptanz.

Die unglückliche Frau ließ alles mit sich anfangen. Sie war entschlossen, ihr Leben zum Opfer zu bringen, und so schien nichts von dem, was um sie vorging, einen Eindruck auf sie zu machen. Ihre vom Fieber und Weinen gerötheten Augen schweiften über die Umstehenden hin, welche wie wilde Bestien zu brüllen angingen; aber ihr Geist war so klar wie nur je, und die arme Mutter fühlte nur eine Qual — ihr Sohn möchte nämlich Kunde von ihrem schrecklichen Schicksal erhalten und es durch Auslieferung seiner Person abwenden wollen. Sie flehte zu Gott aus tiefster Seele, er möchte das Opfer ihres Lebens für das ihres Kindes annehmen. Mittlerweile wirbelte der Scalptanz wüthend um sie her. Eine Schaar von Krieger mit geschwärzten Gesichtern drehte sich paarweise um den Pfahl, und voraus zogen mit Trommeln und Schiituehs versehene Musikanten, welche sich schwarz und roth bemalt und den Kopf mit rückwärts waltenden Eulensehern verziert hatten. Die mit schwarzen Federn und rothem Tuch geschmückten Krieger hatten Gewehre und Tomahawks in den Händen, deren Schaft sie beim Tanz gegen die Erde stemmten. Sie bildeten einen weiten Halbkreis um den Pfahl; ihnen gegenüber und den Zirkel vervollständigend, tanzten die Weiber. Adlerkopf, der die Männer anführte, trug einen langen Stab, an dessen Spitze sich eine ausgestopfte Elster mit ausgebreiteten Flügeln und ein menschlicher Scalp befand; weiter unten hing ein zweiter Scalp, eine Luchshaut und ein Federschmuck. Nachdem man eine Weile getanzt hatte, stellten sich die Musikanten zu beiden Seiten des Opfers auf und erhoben einen betäubenden Lärm, indem sie sangen, aus Leibesträften auf ihre Trommeln lospaukten und die Schiituehs schüttelten. So ging es eine geraume Zeit fort, und die Tänzer heulten entseßlich dazu, so daß die Unglückliche, welche darin ein Vorspiel der ihrer harrenden Martern sehen mußte, vor Entsetzen wohl hätte von Sinnen kommen können. Endlich be-

rührte Adlertopf die Verurtheilte leicht mit seinem Stabe. Auf dieses Zeichen hörte augenblicklich der Lärm auf; die Reihen lösten sich und alles griff zu den Waffen. Die Folter sollte beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

### Zaandam.

In Amsterdam gewesen zu sein und Zaandam (Saardam) nicht gesehen zu haben, gehört zu den unerhörten Dingen. Mehrere Male täglich fährt ein Dampfboot über das Y nach Zaandam, eine reizende Fahrt durch die Aussicht über die Umgegend mit ihren anmuthigen Landhäusern und das Schauspiel der offenen See mit ihren Tausenden von Møven. Von ferne gewahrt man bereits die große Anzahl Windmühlen, welche Zaandam und die benachbarten Dörfer

längs der Zaan besitzen. Mehr als vierhundert ist ihre Zahl und der Reichthum der Einwohner läßt sich ermessen, wenn wir wissen, daß zum Betrieb einer Windmühle ein Capital von 100,000 fl. gehört. Nicht Korn, sondern Del-, Säge-, Graupen-, Farben-, Papier-, Schnupstabs-, Muschel-, Senf-, Smalte- und Trasmühlen bilden den Reichthum der 9000 Einwohner, unter denen einige Millionäre. Zaandam hat große Aehnlichkeit mit Broet, dem durch seine Reinlichkeit berühmten Dorfe: nur ist Zaandam enger gebaut, hat einige Straßen, die einander kreuzen und ist eine Stadt. Größtentheils in die Länge gebaut, haben wir es rasch durchschritten und stehen auch bald vor dem kleinen Fleck, der ihm weit über Hollands Grenzen hinaus einen so berühmten Namen gegeben. Wir stehen vor der kleinen Wohnung, welche Peter der Große im Jahre 1697 inne hatte. Damals besaß Zaandam ansehnliche Schiffszimmerwerften. Das Verlangen, sich im Schiffsbau zu üben, trieb ihn hierher. Unter dem einfachen Namen Peter Michaeloff, von den Arbeitern



Das Zimmer Peters des Großen in Zaandam.

Peter Baas genannt, arbeitete er als einfacher Zimmermann auf der Werfte des Herrn Calf. Der Andrang solcher, welche Augenzeugen dieses unerhörten Schauspiels sein wollten, zwang ihn jedoch acht Tage später, nach Amsterdam zu gehen, wo die Werften der ostindischen Compagnie ihm die gewünschte Gelegenheit boten, unbeobachtet und ungestört sich dem Berufe zu widmen, den er sich selbst gewählt. Die Hütte, welche zu Zaandam in einem Gärtchen steht, ist von rohen Brettern und neigt sich etwas zur Seite, weil die Grundmauer nachgegeben hat. Die Königin Mutter, Schwester des russischen Kaisers, ließ zum Schutze der Hütte ein neues auf Pfeilern ruhendes Dach darüber bauen. Die Hütte, welche angeblich von dem Czaaren selbst erbaut wurde, besteht aus zwei Kammern und einer Bettstatt. Die marmorne Platte über dem Kamin erinnert an den Besuch Kaiser Alexanders im Jahre 1834 mit den kurzen Worten: Petro Magno Alexander. Ein anderer Stein mit Inschrift, im Jahre 1839 eingefügt, ist eine Guldigung des damaligen

Großfürsten Alexander für seinen hohen Ahnen. So kurz, auch Peters Aufenthalt in Zaandam war, ergreift uns doch ein eigenthümliches Gefühl bei dem Gedanken, daß von hier aus, von dieser kleinen Hütte, von dem Manne in der Zimmermannsjacke das ungeheure russische Reich regiert wurde, und wie einfach, aber groß sind die Worte, die er dem Patriarchen Adrian zu Moskau schreiben ließ: „Ich bin hier, um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: Im Schweisse Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen!“ Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten. Aber ich arbeite. Das Seewesen will ich lernen und dann die Feinde des christlichen Namens besiegen.“ Die Werften für große Schiffe, welche damals zu Zaandam existierten, sind eingegangen, aber die technischen Ausdrücke in der russischen Marine sind heute noch meist holländischen Ursprungs. Die Geschichte des Aufenthaltes Peters in Zaandam hat Vorhang zum Vorwurf seiner reizenden Oper „Czar und Zimmermann“ gemacht.

44.

halb den Adel und die Bürger auf Alles verzichteten, was an die alte russische Tracht erinnern konnte. Katharina II., welche dem russisch-nationalen Sinn schmeicheln wollte, ließ sich auf einer Medaille in der Tracht der Bürgersfrauen von Kaluga abbilden. Mehrere Städte im Innern schienen noch einige Zeit gegen die Neuerungen ankämpfen zu wollen: aber beinahe alle haben sich nach und nach von dem Strom mitreißen lassen. Der Reisende erstaunt deßhalb, wenn er nach Jorjol kommt, einer Stadt, vierzig Meilen nordwestlich von Moskau. Namentlich zieht der Kopfschmuck der Frauen die Aufmerksamkeit auf sich. Man nennt diese Art von Mütze Kotochnit. Diese Kotochnits von Jorjol, wie die von Kaluga und Jaroslaw, haben die Form von Halbmonden. In andern Gegenden trägt man sie ganz rund. Gewöhnlich sind sie mit Perlen und zuweilen mit kostbaren Steinen geschmückt und werden mit reichen Posamenterien verbrämt. Das gebräuchlichste und zugleich älteste Kleidungsstück der russischen Frauen ist der Sarafan. Er ist ohne Ärmel und und vorne mit Knöpfen von Kupfer oder Silber geschlossen. Man macht sie aus mehr oder minder kostbaren Stoffen, indem man sie am Rande mit Bändern oder Posamenterien aufpuzt; an dem Gürtel, der sie schließt, trägt die Frau des Hauses ihre Schlüssel. Der runde Sarafan mit vielen Schlitzen heißt Chubka. Ueber Sarafan oder Chubka trägt man noch eine Art Mantille, an welcher man im Winter Ärmel befestigt: sie heißt Duchegreife. Die slavischen Bäuerinnen der russischen Provinzen haben den Gebrauch dieser im strengen Winter so nöthigen Kleidungsstücke beibehalten. Unser Bild läßt uns neben den Trachten auch den Holzbau der Häuser jener ursprünglichen, echt russischen Stadt kennen lernen.

69.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

### XVII.

#### Die Marter.

Nach Beendigung des Scalptanzes stellten sich die angesehensten Krieger des Stammes bewaffnet vor dem Pfahl auf, während die Weiber, namentlich die alten, mit Schimpfen, Stoßen, Schlagen und Haarausraufen über die Verurtheilten herfielen, die alles geduldig mit sich anfangen ließ. Sie war mit fieberhafter Spannung der Entwidlung des Scalptanzes gefolgt, da sie jeden Augenblick fürchtete, ihr Sohn möchte erscheinen und sich zwischen sie und ihre Hentker werfen. Den Märtyrern des Alterthums gleich, beschuldigte sie in ihrem Innern die Indianer, daß sie mit nutzlosen Ceremonien die Zeit vergeubeten, und wenn es ihr nicht an Kräften gefehlt hätte, so würde sie ihnen wegen ihrer Langsamkeit Vorwürfe gemacht, sie verhöhnt haben. In der That erregte es auch in den Comanchen, obgleich sie die Hinrichtung für gerecht ansehen, ein widerliches Gefühl, eine wehrlose alte Frau zu martern, die ihnen nie etwas zu Leide gethan hatte. Sogar Ablerkopf schien ungeachtet seines Hasses von Gewissensbissen beunruhigt zu werden, da er nur mit Widerwillen an die letzten Vorbereitungen ging. Gleichwohl mußte die Sache zu Ende gebracht werden. Ablerkopf näherte sich seiner Gefangenen, befreite sie von den Harpyen und redete sie mit dumpfer Stimme an: „Weib, ich habe mein Versprechen gehalten. Dein Sohn ist nicht gekommen, und Du mußt sterben.“ — „Ich danke,“ hauchte sie und suchte sich an einem Baum zu halten, um nicht zusammenzubrechen. Der Häuptling betrachtete sie, ohne sie verstanden zu haben.

Auf ein Zeichen Ablerkopfs ergriffen zwei Krieger die Gefangene und fesselten sie an den Pfahl. Dann begann der Messerwurf. Dieser besteht darin, daß jeder Krieger sein Scalpirmesser mit dem Daumen und Zeigefinger faßt und

es in einer Weise schleudert, daß das Opfer nur leichte Wunden davon trägt. Es ist nämlich den Indianern beim Foltern ihrer Feinde darum zu thun, ihre Qual möglichst zu verlängern und sie sozusagen gliedweise abzuschlachten. Die Krieger warfen ihre Messer mit so merkwürdiger Geschicklichkeit, daß sie der Unglücklichen nur leichte Streifwunden beibrachten. Das Blut strömte an ihr nieder, und mit geschlossenen Augen betete sie inbrünstig, daß einmal der erspönte Todesstreich kommen möchte. Die Krieger, welchen ihr Körper als Zielscheibe diente, kamen allmählig in's Feuer, und an die Stelle des Mitleids trat das Verlangen, die größte Geschicklichkeit zu zeigen. Nachdem der Messerwurf vorüber war, griffen die gewandtesten Treffer zu den Gewehren. Für diese Uebung bedurfte es eines sehr sicheren Auges, da eine voreilige Kugel leicht der ganzen Freude ein Ende machen könnte. Bei den verschiedenen Schüssen gab die Arme, welche zusammengebrochen war, kein anderes Lebenszeichen von sich, als ein krampfhaftes Zucken, das ihren Körper erschütterte. „Machen wir ein Ende,“ sagte Ablerkopf, dessen ehernes Herz sich unwillkürlich von so viel Muth und Selbstverläugnung erweicht fühlte. „Die Comanchenkrieger sind keine Jaguare. Dieses Weib hat genug gelitten, und wir können zur Schlussscene übergehen.“ Die Squaws und die Kinder, die sich noch gerne an der Folter geweidet hätten, murrten zwar; aber die Krieger theilten die Ansicht des Häuptlings, da eine Marter ohne die gewöhnlichen Hohnrufen des Opfers keinen Reiz für sie hatte. Man verschonte deßhalb die Unglückliche mit dem Treiben von Splittern unter die Nägel, mit dem Abbrennen von geschnefelten Noxen zwischen den Fingern, dem Honiganstrich für das Gesicht, der die Bienen herbeiloden sollte, und den vielen andern Torturen, indem man unmittelbar zu Herichtung des Holzstoßes überging, auf dem sie verbrannt werden sollte. Zuvor aber wurde sie für einige Augenblicke losgemacht, damit sie wieder zu Athem kommen und von den ausgestandenen Anstrengungen sich erholen konnte. Die Unglückliche brach fast besinnungslos zusammen. Ablerkopf trat an ihre Seite. „Meine Mutter ist tapfer,“ sagte er. „Viele Krieger würden die Prüfungen nicht so muthig bestanden haben.“ Ein mattes Lächeln glitt über ihre blauen Lippen. „Ich habe einen Sohn,“ versetzte sie mit einem Blick voll inniger Freude; „ihm gelten meine Leiden.“ — „Der Krieger ist glücklich, der eine solche Mutter hat.“ — „Warum verschiebst Du meinen Tod? Du handelst grausam; Krieger sollten Frauen nicht so quälen.“ — „Meine Mutter hat Recht; die Folter ist zu Ende.“ — „Darf ich endlich sterben?“ fragte sie mit einem erleichternden Seufzer. — „Ja; man richtet den Holzstoß zu.“ Unwillkürlich überflog die arme Frau ein Schauer des Entsetzens bei dieser Ankündigung. „Mich verbrennen!“ rief sie. „Warum denn verbrennen?“ — „Es ist so Sitte.“ Sie ließ den Kopf auf ihre Hände sinken, erhob ihn aber bald wieder und richtete einen begeisterten Blick gen Himmel. — „Mein Gott, dein Wille geschehe!“ flüsterte sie ergebungsvoll. — „Ist meine Mutter gefast genug, sich an den Pfahl binden zu lassen?“ fragte der Häuptling mitleidig. — „Ja,“ versetzte sie, entschlossen aufstehend. — „So komm,“ entgegnete Ablerkopf, der seine Bewunderung nicht verbergen konnte. Die Gefangene folgte ihm festen Schrittes; denn nun es zum Sterben kam, war all ihre Kraft zurückgekehrt. Der Häuptling führte sie zu dem Blutpfahl, an den sie zum zweitenmal gebunden wurde. Vor ihr häufte man grünes Reis auf und zündete es auf ein von Ablerkopf gegebenes Zeichen an. Anfangs wollte der Holzstoß nicht brennen, da das feuchte Material nur einen biden Qualm verbreitete; allmählig aber loderte es heller und zuletzt flammte das Feuer mit Macht auf. Die unglückliche Frau konnte einen Ruf des Entsetzens nicht zurückhalten. In diesem Augenblick sprengte mit verhängtem Bügel ein Reiter mitten in's Lager. Mit einem Satz war er auf dem Boden, und ehe man ihn hindern konnte, hatte er den Holzstoß auseinander gemorfen und die Bande des

Opfer zerschneiden. „Oh, warum bist Du gekommen?“ rief die Mutter, ihn in die Arme sinkend. — „Verzeiht mir, Mutter!“ rief Treuherz. „Mein Gott, was habt Ihr leiden müssen!“ — „Fort, fort, Raphael!“ rief sie, ihn mit Liebstosungen überhäufend. „Daß mich statt Deiner sterben. Muß nicht eine Mutter bereitwillig das Leben lassen für ihr Kind?“ — „Sprecht nicht so, Mutter; Ihr macht mich wahnsinnig.“ rief Treuherz, sie verzweifelnd mit den Armen umschlingend. Inzwischen hatte sich die durch den Jäger herbeigeführte Aufregung unter den indianischen Kriegern gelegt, und sie trugen wieder ihre gewöhnliche Gelassenheit zur Schau. Adlerkopf trat auf ihn zu. „Mein Bruder ist willkommen,“ sagte er; „ich erwartete ihn nicht.“ — „Es war mir früher nicht möglich. Aber nun ich hier bin, ist doch meine Mutter frei?“ — „Sie ist frei.“ — „Und kann hingehen, wohin sie will?“ — „Ja.“ — „Nein,“ rief die Gefangene, entschlossen vor den Häuptling hintretend; „es ist zu spät. Ich muß sterben; mein Sohn hat kein Recht, an meine Stelle zu treten.“ — „Mutter, was sagt Ihr?“ — „Die Wahrheit, Raphael. Die Stunde, zu welcher Du hättest kommen sollen, ist vorüber; Du hast kein Recht, hier zu sein und meine Hinrichtung zu hindern. Flieh, Raphael, flieh, und laß mich für Dich sterben.“ — „Fügte sie bei, indem sie unter Thränen sich in seine Arme warf. — „Mutter,“ entgegnete Treuherz, „Eure Liebe für mich hat Euch den Sinn verwirrt und ich kann diesen Greuel nicht zugeben. Wir allein gebührt es, hier zu bleiben.“ — „O Gott! er will mich nicht verstehen!“ rief die arme Frau schluchzend. „Ich wäre so glücklich, für seine Rettung zu sterben.“ Und von der Bewegung überwältigt, sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Sohnes. Treuherz drückte ihr einen langen und heißen Kuß auf die Stirne und übergab sie den Händen No Eusebios, der eben angelangt war. „Geh jetzt, arme Mutter,“ sagte er mit von Schmerz erschröckter Stimme. „Mögest Du glücklich sein, wenn es für Dich noch ein Glück gibt ohne Dein Kind.“ Der alte Diener seufzte, drückte Treuherz trampschaft die Hand und hob seine bewußtlose Gebieterin auf's Pferd; dann ritt er mit ihr langsam aus dem Lager, ohne daß ihn Jemand hinderte. Treuherz sah seiner Mutter nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war. Als endlich auch der Hufschlag des Pferdes verhallte, stieß er einen tiefen Seufzer aus, fuhr mit der Hand über die Stirne und murmelte: „Alles ist vorbei. Gott, nimm sie in deine Obhut!“ Dann wandte er sich an die Häuptlinge, welche ihm stumm und mit achtungsvoller Bewunderung zugehört hatten. „Comanchenkrieger,“ redete er sie mit fester Stimme und flammendem Blick an, „Ihr seid lauter Feiglinge. Männer von Herz martern kein Weib.“ — „Wir werden sehen,“ bemerkte Adlerkopf lächelnd, „ob der BlasseGesichtsjäger so muthig ist, wie er sich anstellt.“ — „Wenigstens werde ich wie ein Mann sterben,“ erwiderte Treuherz stolz. — „Die Mutter des Jägers ist frei.“ — „Ja. Und was wollt ihr von mir?“ — „Ein Gefangener hat keine Waffen.“ — „Richtig,“ erwiderte er mit verächtlichem Lächeln; „Ihr sollt die meinigen haben.“ — „Es hat keine so große Eile, lieber Freund,“ ließ sich plötzlich eine spöttische Stimme vernehmen, und Belhumeur betrat den Schauplatz, auf seinem Sattelbogen ein vier- oder fünfjähriges Kind haltend und am Schweif seines Pferdes eine ziemlich hübsche junge Indianerin nachschleppend. „Mein Sohn! mein Weib!“ rief Adlerkopf entsetzt. — „Ja,“ erwiderte der Canadier höhnisch, „Dein Weib und Dein Sohn, die ich gefangen genommen habe. Ah, ist dies nicht ein guter Gegenzug?“ Auf ein Zeichen des Freundes hatte sich Treuherz mit einem Sprunge des Weibes bemächtigt, das mit Zähneklappern und mit vor Angst irren Blicken umherschauete. „Jetzt können wir miteinander sprechen,“ sagte Belhumeur mit finsternem Lächeln. „Ich glaube, das Spiel steht gleich. Was meinst Du?“ Und er drückte die Mündung einer Pistole auf die Stirne des unschuldigen Wesens; das bei der Berührung des kalten Eisens erschrocken zu schreien anfang. „Oh!“ rief Adlerkopf mit Verzweiflung, „mein Sohn! Gib

mir meinen Sohn!“ — „Und Dein Weib ... vergißt Du sie ganz?“ erwiderte Belhumeur mit spöttischem Lächeln. — „Wir wollen jetzt Deine Bedingungen hören,“ sagte Treuherz.

### 3. weiter Theil.

#### Wachtehno.

##### I.

#### Treuherz.

Die Sachlage war jetzt vollständig verändert. Die Jäger, welche kurz vorher sich noch ganz in der Gewalt der Indianer befanden, konnten jetzt auf dem Fuß der Freiheit unterhandeln und sogar harte Bedingungen vorschreiben. Wohl richteten sich mehrere Büchsen und Pfeile auf den Canadier, aber ein Zeichen Adlerkopfs hinderte jede Thätlichkeit.

Die Schmach, mitten in ihrem Lager sich von zwei kühnen Männern Trotz bieten zu sehen, machte den Zorn der Comanchen an; und doch sahen sie die Unmöglichkeit ein, mit ihren entschlossenen Gegnern anzubinden, welche selbst im Falle noch in der Lage waren, die Gefangenen, welche man retten wollte, zu tödten.

Von allen Menschen wissen vielleicht die Indianer am leichtesten sich in die Anforderungen einer unvorhergesehenen Lage zu finden. Der Comanchenhäuptling verschloß den Haß und Zorn, der in ihm loberte, in seinem Herzen, warf mit einer edlen, ungezwungenen Geberde die Decke, welche ihm als Mantel diente, zurück und näherte sich ruhigen Antlitzes und mit einem Lächeln auf seinen Lippen den Jägern, während diese in gemessener Haltung die Folgen ihres kühnen Handstreichs abwarteten. „Meine blassen Brüder sind voll Weisheit,“ sagte der Häuptling, „trotz ihrer schwarzen Haare. Sie besitzen die Schlauheit großer Krieger; sie wetteifern an List mit dem Biber und an Muth mit dem Löwen.“

Die beiden Männer verbeugten sich stumm. Adlerkopf fuhr fort: „Da mein Bruder Treuherz sich im Lager der Comanchen von den großen Seen befindet, so ist endlich die Stunde gekommen, um die Wolken zu verschleichen, die zwischen ihm und den Rothhäuten lagern. Treuherz ist gerecht; möge er sich ohne Furcht aussprechen. Er steht vor berühmten Häuptlingen, die nicht säumen werden, ihr Unrecht anzuerkennen, wenn sie sich gegen ihn vergangen haben.“ — „Aha,“ versetzte der Canadier spöttisch, „Adlerkopf hat ja auf einmal ganz andere Ansichten von uns. Glaubt er, uns mit eiteln Worten hintergehen zu können?“ Ein Blitz des Hasses zuckte aus dem wilden Auge des Indianers; aber er bezwang sich. Da legte sich plötzlich Eshis, der geehrteste Krieger des Stammes, in's Mittel. „Mögen meine Kinder mich hören,“ sagte der Greis, langsam seine Arme erhebend. „Alles muß sich heute aufklären. Die blassen Jäger werden im Rath das Calumet rauchen.“ — „Sei es so,“ entgegnete Treuherz.

Auf ein Zeichen von Eshis sammelten sich die ersten Häuptlinge um ihn. Belhumeur behielt übrigens seine Stellung bei und war bereit, bei der geringsten verdächtigen Geberde seine Gefangenen zu opfern. Während die Pfeife die Runde machte, sammelte sich der Greis, und nachdem er sich gegen die Weichen verneigt hatte, sprach er folgendermaßen: „Krieger, ich danke dem Herrn des Lebens, daß er uns Rothhäute liebt und daß er uns heute die beiden Blassegesichter schickt, damit sie endlich ihr Herz aufschließen können. Fasset Muth, junge Männer; laßt euch das Herz nicht schwer werden und scheucht den bösen Geist von euch. Wir lieben Dich, Treuherz; wir haben von Deiner Menschlichkeit gegen die Indianer gehört. Wir glauben, daß Dein Herz offen ist und daß Dein Blut klar in den Adern fließt wie die Sonne. Es ist wahr, daß wir Indianer nicht viel Verstand haben, wenn uns das Feuerwasser beherrscht, und daß wir Dir bei manchen Gelegenheiten viel Unlust gemacht haben mögen; aber wir

hoffen, daß Du nicht mehr daran denkst und daß wir, so lange Du Dich mit uns in den Prairien befindest, an unserer Seite jagen werdest, wie es Kriegerern ziemt, die sich lieben und achten.“ — Treuherz erwiderte: „Ihr Häuptlinge und sonstige Angehörige des Volks der Comanchen von den großen Seen, deren Augen offen sind, ich hoffe, daß ihr den Worten meines Mundes euer Ohr leihet. Der Herr des Lebens hat mein Gehirn aufgeschlossen und löst meiner Brust Gefinnungen der Freundschaft ein. Mein Herz ist voll Theilnahme für euch, für eure Weiber und Kinder, und was ich euch in diesem Augenblicke sage, ist mir und meinem Freunde voller Ernst. Nie hat sich in der Prairie den Kriegerern eures Volkes mein Hatto geschlossen. Warum bekriegt ihr mich also? Warum foltert ihr meine Mutter, eine alte Frau, und warum trachtet ihr mir nach dem Leben? Es widerstrebt meinem Inneren, Indianerblut zu vergießen; denn ich wiederhole euch, ungeachtet des Uebels, das ihr mir zugefügt habt, ist euch mein Herz zugethan.“ — „Ah,“ unterbrach ihn Adlerkopf. „Mein Bruder spricht gut; aber die Wunde, die er mir schlug, ist noch nicht geheilt.“ — „Mein Bruder ist thöricht, wenn er mich für so ungeschickt hält, daß ich ihn nicht hätte tödten können, wenn ich gewollt hätte,“ versetzte der Jäger. „Ich werde Dir übrigens zeigen, was ich vermag und was ich unter dem Muth eines Kriegers verstehe. Es kostet mich ein Zeichen, und diese Frau, dieses Kind hat gelebt.“ — „So ist es,“ bekräftigte Belhumeur.

Ein Frösteln ließ durch die Reihen der Versammlung, und Adlerkopf stand der kalte Schweiß auf der Stirne. Treuherz heftete eine Weile mit eigenthümlichem Ausdruck seine Blicke auf die Indianer; dann zuckte er verächtlich die Achseln, warf seine Waffen zu Boden, kreuzte die Arme über seiner breiten Brust und wandte sich dann an den Canadier. „Belhumeur,“ sagte er mit ruhiger Stimme, „gib diesen armen Geschöpfen die Freiheit.“ — „Träumst Du?“ rief der Jäger. „Das wäre Dein Todesurtheil.“ — „Ich weiß es.“ — „Nun?“ — „Dennoch bitte ich Dich darum.“ — Der Canadier antwortete nicht weiter; er begann durch die Jähne zu pfeifen, zog sein Messer und durchhieb die Bande, welche seine Gefangenen festhielten. Diese sprangen wie Jaguare davon und verbargen sich mit lautem Freudengeschrei unter ihren Freunden, während der Jäger sein Messer in den Gurt steckte, gleichfalls die Waffen wegwarf, vom Pferde stieg und entschlossen sich neben Treuherz aufstellte. — „Was machst Du?“ rief dieser. „Rette Dich, mein Freund.“ — „Mich retten? Warum?“ entgegnete der Canadier unbekümmert. „Da ich doch einmal sterben muß, so kann es eben so gut heute als später geschehen. Vielleicht finde ich nie wieder eine so schöne Gelegenheit.“ — Die beiden Männer drückten sich die Hände. — „Jetzt sind wir in eurer Gewalt, Häuptlinge,“ sagte Treuherz mit ruhiger Stimme. „Handelt, wie es euch gut dünkt.“ Die Comanchen sahen sich gegenseitig eine Weile erstaunt an. Die stoische Selbstverleugung der beiden Männer, welchen die kühne That des einen in die Lage versetzt hatte, nicht nur zu entkommen, sondern auch ihnen Bedingungen vorzuschreiben, und die, statt sich diesen ungeheuren Vorthell zu nütze zu machen, ihre Waffen niederlegten und sich selbst auslieferten, schien ihnen alle Züge von Heldennuth, welche in der Erinnerung ihres Volkes fortlebten, zu übertreffen. Während der eingetretenen Stille hätte man können das Herz klopfen hören in der Brust der ehernen Männer, welche in Folge ihrer natürlichen Erziehung weit mehr, als man glauben sollte, wahren Edelmuth zu würdigen wissen. Endlich warf Adlerkopf die Waffen weg, näherte sich den Jägern und begann mit bewegter Stimme, die nur schlecht zu seiner erlöschten Ruhe und Gleichgültigkeit paßte: „Es ist wahr, Krieger der Blaskgesichter, daß ein großartiger Geist aus euren Worten spricht und daß wir ihm mit Freude unser Ohr geöffnet haben. Wir wissen auch, daß die Wahrheit euch die Lippen aufschließt. Leider handeln wir Indianer, welchen der Verstand der Weißen abgeht, oft gegen unseren Willen unrecht; aber wir hoffen, Treuherz werde die

Dede vor seinem Herzen wegnehmen, daß es so klar sei wie das unsere, und mit uns die Art so tief vergraben, daß die Enkel unserer Urentel sie in tausend Monden und noch hundert dazu nicht wieder auffinden können.“ Er legte seine Hände auf die Schultern des Jägers, küßte ihn auf die Augen und fügte bei: „Möge Treuherz mein Bruder sein.“ — „Es sei so!“ rief der Jäger erfreut ob dieser Wendung. „Fortan sollen die Comanchen von mir eben so viel Freundschaft erfahren, als ich ihnen bisher Trost gezeigt habe.“

Die Häuptlinge drängten sich nun um ihre neuen Freunde, welche sie auch mit Beweisen der Zuneigung und Achtung überhäuften. Die beiden Jäger waren längst im Stamm der Schlange bekannt gewesen, und ihr Ruf stand fest, indem die alten Krieger Nachts beim Lagerfeuer oft ihre Großthaten der Bewunderung ihrer jungen Leute vorzuhalten pflegten.

Die Versöhnung zwischen Treuherz und Adlerkopf war vollständig; der Edelfinn des Jägers hatte den Groll des rothen Kriegers überwunden. Sie plauderten eben friedlich mit einander vor dem Eingang einer Hütte, als auf einmal ein großes Geschrei sich vernehmen ließ und ein Indianer mit vor Schreck verzerrten Zügen in das Lager stürzte. Alles drängte sich neugierig um ihn; als aber der Indianer bemerkte, daß Adlerkopf sich ihm näherte, so ging er auf ihn zu. — „Was gibst?“ fragte der Häuptling. — Der Indianer heftete einen wilden Blick auf die beiden Jäger, welche noch weniger als die übrigen sich die Ursache des panischen Schreckens vorstellen konnten. „Hab' Acht, daß diese beiden Blaskgesichter nicht entkommen,“ sagte er, vor Haß ganz athemlos. „Wir sind verrathen.“ — „Möge mein Bruder sich deutlicher aussprechen,“ versetzte Adlerkopf. — „Alle weißen Trapper, die Langmesser des Westens, haben sich vereinigt und bilden eine Kriegsschaar von gegen hundert Mann. Sie rücken in einer Weise heran, daß sie das Lager von allen Seiten zumal bestürmen können.“ — „Weißt Du gewiß, daß diese Jäger als Feinde kommen?“ fragte der Häuptling. — „Wie könnte es anders sein?“ antwortete der Indianer. „Sie kriechen im Gras einher, wie die Schlangen, das Gewehr vor sich und das Stalpmesser zwischen den Zähnen. Häuptling, wir sind verrathen. Die beiden Menschen sind in unsere Mitte gekommen, um unsere Wachsamkeit einzuschläfern.“ — Adlerkopf und Treuherz wechselten ein bedeutungsvolles Lächeln, das für alle übrigen ein Räthsel war. Dann sagte der Comanchenführer zu dem Indianer: „Hast Du den Anführer der Jäger gesehen?“ — „Ja.“ — „Ist's nicht Umik, der schwarze Elch, der oberste Hüter von Treuherzens Fellen?“ — „Wer anders könnte es sein?“ — „Gut, so tritt ab,“ sagte Adlerkopf, den Boten mit einer Kopfsenkung verabschiedend, und richtete dann an Treuherz die Frage: „Was jetzt thun?“ — „Nichts,“ antwortete Treuherz. „Die Sache geht mich an; möge mein Bruder mich allein handeln lassen.“ — „Mein Bruder ist Herr für sich.“ — „Ich will den Jägern entgegengehen. Möge bis zu meiner Rückkehr Adlerkopf seine jungen Leute im Lager behalten.“ — „Es soll geschehen.“

Treuherz schulkerte sein Gewehr, drückte Belhumeur die Hand, lächelte dem Comanchenhäuptling zu und lenkte seine Schritte mit der gewohnten Ruhe und Sicherheit dem Walde zu, in dessen Schatten er bald verschwunden war.

„Om,“ sagte Belhumeur, das Calumet anzündend, zu Adlerkopf: „Du siehst, Häuptling, daß es in dieser Welt oft keine schlechte Speculation ist, wenn man sich von seinem Herzen leiten läßt.“ Und über die Maßen von diesem philosophischen Einfall erbaut, der dem Canadier äußerst sachgemäß erschien, hüllte er sich in eine dicke Rauchwolke.

Auf Befehl des Häuptlings wurden alle an den Zugängen des Lagers aufgestellten Schildwachen eingezogen, und die Indianer sahen mit Wohlkommenheit dem Erfolg des von Treuherz versuchten Schrittes entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf und nieder geht der Eimer,  
Und die Krüge sind gefüllt;  
Doch das Plaudern nimmt kein Ende, —  
Wann wird Neugier je gestillt?

Stille Liebe, bräutlich Hoffen,  
Und der Freundin Heimlichkeit,  
Was das Herz läßt rascher schlagen,  
Was uns ängstigt, was uns freut:

Auf und nieder trägt's der Eimer  
Eüßer Frauenplauderei,  
Wießt den tollen Gastnachtswirthsarr  
In des Lebens Eimerlei.

Edmund Zoller.

## Die Crapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

### II.

#### Die Räuber.

Es war Abend. In ziemlich gleicher Entfernung von dem Lager der Mexikaner und Comanchen, in einer von zwei Felsenbergen gebildeten Schlucht lagen ungefähr vierzig Männer um einige Feuer her, welche so placirt waren, daß der Widerschein der Flamme sie nicht verrathen konnte. Die Abenteurer mit ihren gebräunten Gesichtern, den wilden Blicken und ihrer schmutzigen, wunderlichen Kleidung boten ein Bild, das dem satyrischen Grissel Callois oder dem Pinsel eines Salvator Rosa Ehre gemacht hätte. Aus allen Völkern der beiden Welten von Rußland bis China zusammen gewürfelt, erschienen sie als der vollkommenste Strolchenhaufen, den man sich denken konnte — als ein wahrer Auswurf, den die Civilisation von sich gestoßen hatte und der jetzt seine Zuflucht in den Prairien des Westens suchte. Doch auch in der Wildniß bildeten sie eine gesonderte Bande, welche bald die Jäger, bald die Indianer bekriegte, beide aber an Wildheit und Grausamkeit übertraf. Mit einem Worte, wir haben es hier mit den Prairieräubern zu thun, welche nicht nur den kühnen einsamen Reisenden, sondern selbst Karawanen anfielen und um ihre Habe erleichterten, oder tückisch im hohen Gras auf die armen Indianer lauerten, um an ihnen die Prämie zu verdienen, welche die väterliche Regierung der Vereinigten Staaten auf jede Kopfhaut eines Ureinwohners gesetzt hat, wie man etwa anderwärts für den Kopf eines Wolfes Schutzgeld zahlt. Diese Bande stand unter dem Befehl des Hauptmanns Waktehno, den der Leser bereits kennen gelernt hat. Es herrschte unter den Banditen eben eine Aufregung, welche auf irgend einen geheimnißvollen Zug schließen ließ. Die Pferde standen gestallt an Pfähle gebunden, und in bestimmten Abständen sah man Schildwachen, auf ihre langen Büchsen gestützt, stumm und unbeweglich gleich ehernen Statuen. An dem Hauptmann war eine große Unruhe zu bemerken; er ging mit großen Schritten unter seinen Leuten hin und her, stampfte oft zornig mit dem Fuß und blieb mitunter wieder stehen, um auf die Geräusche in der Prairie zu lauschen. Die Nacht wurde immer dunkler; der Mond war verschwunden, der Wind piff dumpf in die Schlucht herein, und die Räuber hatten sich allmählich schlafen gelegt. Nur der Hauptmann wachte noch. Plötzlich kam es ihm vor, als vernähme er aus der Ferne zwei Schüsse, auf die Alles wieder still wurde. „Was hat das zu bedeuten?“ murmelte der Hauptmann. „Meine Spitzbuben haben sich doch nicht überumpeln lassen?“ Er schlug den Mantel fester um sich und schritt in der Richtung, aus welcher er die Schüsse gehört hatte. Die Nacht war jedoch so finster, daß er ungeachtet seiner Ortskenntniß nur mit Mühe durch das Gestrüpp kam, welches ihm den Weg versperrte. Mehrere Mal mußte er halten, um sich zwischen den Felsen und dem Gesträuch wieder zurecht zu finden. Da glaubte er einmal

ein Rasteln in den Blättern, als ob ein Mensch oder ein wildes Thier durch das Dickicht eile, zu vernehmen. Dies bewog ihn, sich unter einem riesigen Majubaum aufzustellen. Er zog seine Pistolen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, und laufte mit vorgebeugtem Haupte. Alles um ihn her war stille. „Ich habe mich getäuscht,“ murmelte der Räuber und wollte eben seinen Spähgang wieder aufnehmen, als dasselbe Geräusch deutlicher und näher sich wiederholte; auch vernahm er zugleich ein ersticktes Seufzen. „Beim Himmel, das wird interessant,“ sagte er. „Jetzt gilt's, aufzupassen.“ Einige Minuten später sah er im Dunkeln einige Schritte vor sich einen Schatten, wie von einem Menschen, hingleiten. Der Gegenstand schien nur strauchelnd und mit Mühe sich fortzubewegen; auch hielt er zeitweilig, als wolle er Kräfte sammeln, und hin und wieder ließ sich ein leiser Schmerzlaut vernehmen. Der Hauptmann vertrat ihm den Weg. Als die Gestalt auf ihn stieß, fiel sie mit einem Schreckensruf auf die Kniee und murmelte mit erstickter Stimme: „Gnade! Gnade! Tödtet mich nicht.“ — „Ha, das ist ja die Amiel,“ rief der Hauptmann erstaunt. „Wer Teufel hat ihn so zugerichtet?“ Er beugte sich zu dem Führer nieder, der ohnmächtig geworden war. „Die Pest über den Einfaltspinsel!“ murmelte der Hauptmann ärgerlich. „Wie kann ich jetzt etwas aus ihm herauskriegen?“ Der Räuber steckte die Pistolen in seinen Gürtel, lud den Verwundeten auf die Schulter und kehrte mit ihm in's Lager zurück. Hier ließ er ihn neben einem halberloschenen Feuer nieder, das er durch einige Aeste wieder ansachte, und untersuchte bei der hellern Flamme den bewusstlos vor ihm Liegenden. Die Züge des Führers waren leichenhaft; kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, und aus einer Brustwunde quoll das Blut in Strömen. „Cascaras!“ murmelte der Hauptmann, „der arme Teufel ist übel weggekommen. Wenn er mir nur noch sagen kann, wer ihn so zurichtete, und was aus Kennedy geworden ist.“ Gleich allen Walbläusern besaß der Hauptmann einige praktische chirurgische Kenntnisse, und die Behandlung einer Schußwunde brachte ihn nicht in Verlegenheit. So gelang es denn auch seinen Bemühungen, den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der Führer stieß zuerst einen tiefen Seufzer aus, öffnete die hohlen Augen und blieb eine Weile ruhig liegen, ohne daß er zu sprechen vermochte. Nach mehreren vergeßlichen Versuchen gelang es ihm endlich, die Worte hervorzubringen: „Es ist Alles verloren, Hauptmann. Unser Plan hat fehlgeschlagen.“ — „Donnerwetter!“ rief der Hauptmann, zornig auf den Boden stampfend. „Und wie ist dies zugegangen?“ — „Das Mädchen ist ein Teufel,“ keuchte der Führer mit immer schwächer werdender Stimme. — „Wenn Du kannst,“ entgegnete der Hauptmann, dem die Ausrufe des Verwundeten kein Licht gaben, „so erzähle den Verlauf und sage mir, wer Dein Mörder ist, damit ich Dich räche.“ Ein trübes Lächeln flog über die blauen Lippen des Führers. „Wer mein Mörder ist?“ versetzte er in bitterem Tone. — „Ja.“ — „Donna Luz.“ — „Donna Luz?“ rief der Hauptmann, erstaunt aufspringend. „Unmöglich.“ — „Hört mich“, erwiderte der Führer. „Meine Augenblicke sind gezählt und ich werde bald eine Leiche sein. Ein Mensch in meiner Lage lügt nicht.“ — „So sprich!“ entgegnete der Hauptmann, neben dem Verwundeten niederknien, um keines seiner Worte zu verlieren, da ihm die Stimme mehr und mehr versagte. — Der Führer schloß die Augen, besann sich eine Weile und sagte dann mit Anstrengung: „Gebt mir Branntwein!“ — „Du bist ein Narr; er wird Dich tödten.“ — „Nicht doch,“ versetzte der Verwundete mit Kopfschütteln; „er wird mir die nöthigen Kräfte geben, Euch zu sagen, was ich weiß. Bin ich nicht schon halb todt?“ — „Es ist wahr,“ murmelte der Hauptmann. — „So zögert nicht,“ erwiderte der Verwundete, „die Zeit drängt und ich habe Euch wichtige Dinge mitzutheilen.“

Der Hauptmann brachte seine Flasche an die Lippen des Führers, welcher begierig einen tiefen Zug that. Eine

sieherhafte Rösche färbte darauf die Wangen des Sterbenden, und seine trüb gewordenen Augen funkelten auf's Neue; dann begann er seinen Bericht mit der Bitte, der Hauptmann möge ihm, wenn er ihn schwach werden sehe, zu trinken geben, da er ihn so vielleicht zu Ende bringen könne. Die lange Erzählung wurde häufig durch Ohnmachtsanwandlungen unterbrochen; am Schluß fügte der Führer bei: „Ihr seht, daß dieses Weib ein Teufel ist; sie hat mich und Kennedy getödtet. Verzichtet darauf, sie zu fangen; sie ist ein jähner zu erjagendes Wild und es wird Euch nicht gelingen, Euch ihrer zu bemächtigen.“ — „Meinst Du, ich gebe auf, was ich mir einmal vorgenommen habe?“ versetzte der Hauptmann. — „So wünsche ich Euch gut Glück,“ murmelte der Führer. „Meine Sache ist aus und meine Rechnung abgeschlossen. Lebt wohl, Hauptmann, ich fahre zum Teufel, wir sehen uns unten wieder.“

Er sank zurück, und als der Hauptmann ihn aufheben wollte, war er todt. „Glückliche Reise!“ murmelte er und bekümmert, faßte die Leiche an den Schultern und schleppte sie in das Gebüsch, wo er sie inmitten des Strauchwerks verbarg. Nach diesem Geschäft kam er zu dem Feuer zurück, wickelte sich in seinen Mantel, legte sich zu Boden und schlief mit dem Troste ein, daß es in einigen Stunden Tag sei und man dann sehen könne, was sich thun lasse.

Räuber Schlaf pflegt nicht lange zu dauern, und mit Sonnenaufgang war durch das Lager Alles in Bewegung. Die Banditen bereiteten sich zum Ausbruch. Der Hauptmann dachte nicht daran, seinen Entschluß aufzugeben, sondern war entschlossen, ihn rasch durchzuführen, damit die Mexikaner keine Zeit gewannen, unter den weißen Trappern der Prairie eine Hülfsmannschaft zu werben, welche den Erfolg hätte vereiteln können. Sobald er überzeugt war, daß seine Weisungen verstanden worden, erteilte er das Zeichen zum Abmarsch, worauf seine Bande sich in Bewegung setzte. An einer Stelle, welche die wünschenswerthe Sicherheit zu bieten schien, stiegen die Räuber ab, übergaben die Pferde der Obhut einiger zuverlässiger Männer und näherten sich dem mexikanischen Lager, indem sie bald wie ein Wipernschwarm auf dem Boden dahinglitten, bald von Ast zu Ast, von Baum zu Baum kletterten, stets aber die gegen einen Ueberfall schützende Vorsicht beobachteten.

### III.

#### Das Opfer.

Wie in einem früherem Capitel bemerkt wurde, hatte der Doctor das Lager der Mexikaner verlassen, um von Donna Luz einen Auftrag an den schwarzen Elch zu besorgen. Der Gelchzte war aber, wie so viele seines Schlages, bei dem besten Willen von der Welt eine sehr zerstreute Natur. Nur die Zuneigung zu der Nichte des Generals hatte ihn bewogen, so bereitwillig die ihm zugemuthete Sendung anzutreten, von der er sich durchaus keinen vortheilhaften Erfolg versprach, und wenn er sich auch entschlossen auf den Weg machte, um das Mädchen zu beruhigen, so geschah es mehr in der Ueberzeugung, die Laune eines Patienten zu befriedigen, als mit dem Bewußtsein, daß er einen ernstlichen Auftrag erfülle. Statt daher geraden Wegs auf den Hatto des schwarzen Elchs zuzureiten, stieg er bald vom Pferde, führte es am Zügel und begann Naturalien zu sammeln, ein Geschäft, welches ihn bald so sehr in Anspruch nahm, daß er darüber die dringliche Empfehlung der Sennorita und den Grund, warum er das Lager verlassen hatte, völlig vergaß. Darüber entschwand die Zeit; der Tag war bereits zur Hälfte abgelaufen, und von dem Doctor, den man längst zurück erwartete, ließ sich nirgends etwas blicken. Im Lager der Mexikaner herrschte die größte Aufregung. Der General und der Capitän hatten sich nach Kräften gerüstet, um einen Ueberfall abzuwehren; aber Alles blieb ruhig, und die Mexikaner waren schon geneigt zu glauben, daß sie durch einen falschen

Lärm geschreckt worden seien. Nur Donna Luz wurde immer ängstlicher; ihre Augen schweiften über die Ebene hin, und vergeblich ruhte ihr Blick auf der Gegend, aus der sie die Rückkehr ihres Voten erwartete. Plötzlich kam es ihr vor, als zeige das hohe Gras eine Bewegung, die ihr nicht natürlich schien. Vom Wind konnte sie nicht herrühren, denn es wehte kein Lüftchen; die Hitze lagerte mit einem Weigewicht auf der Landschaft, die von der Sonne versengten Blätter hingen regungslos an den Bäumen, und doch hielt das geheimnißvolle Wallen des Graßes an. Auch war dasselbe nicht allgemein verbreitet, sondern näherte sich allmählig dem Lager mit einer Regelmäßigkeit, die einen organischen Impuls ahnen ließ; denn in demselben Verhältniß, als die vorderen Halme zu zittern begannen, ließen die entfernteren nach und wurden zuletzt wieder völlig unbeweglich. Die Schildwachen wußten sich die Erscheinung nicht zu deuten.

Der General war zwar noch nie mit den Indianern persönlich in feindliche Berührung gekommen, hatte aber zu viel von ihrer Kampfweise gehört, um hier nicht irgend eine Teufelei zu vermuthen, und da er das Lager, welches aller seiner Vertheidiger bedurfte, nicht entblößen wollte, so beschloß er, selbst auf Kundschaft auszugiehen. Er war eben im Begriff, über die Verschanzungen wegzusteiigen, als ihm der Capitän achtungsvoll die Hand auf die Schulter legte. „Was wollt Ihr, mein Freund?“ fragte ihn der General, sich umwendend. — „Mit Eurer Erlaubniß möchte ich eine Frage an Euch richten, General,“ antwortete der Capitän. „Ihr wollt das Lager verlassen? Ohne Zweifel um zu recognosciren?“ — „Allerdings.“ — „General, dieser Dienst gebührt mir.“ — „Ich danke Euch; aber ich muß selbst sehen, was sich gegen uns anspinnt. Die Sache ist zu wichtig, als daß ich sie selbst Euch vertrauen könnte.“ — „Ihr müßt bleiben, General,“ versetzte der Capitän, „wenn auch nicht um unserer, so doch um Eurer Nichte, dieses unschuldigen zarten Wesens willen, das im Unglücksfall allein stünde, ohne Stütze und Beschützer, unter einer wilden Bevölkering. Was liegt an dem Leben eines armen Waisen ohne Familie, der Alles Eurer Güte zu danken hat? Die Stunde ist gekommen, in der ich Euch meine Erkenntlichkeit beweisen kann. Laßt mich meine Schuld zahlen.“ — „Ihr wißt,“ fuhr der junge Mann drängend fort, als der General ihn unterbrechen wollte, „daß ich mich glücklich schätzen würde, bei Donna Luz Eure Stelle zu vertreten; aber für dieses edle Amt bin ich noch zu jung. Laßt mich daher jetzt an Eurer Statt handeln; der Dienst gebührt mir.“ Und halb mit Gewalt zog er den greisen Offizier zurück, setzte mit einem Sprung über die Verschanzung weg und schritt ohne weiteres Abschiedszeichen von hinnen. Der General folgte ihm mit den Augen, bis der junge Mann verschwunden war, fuhr dann mit der Hand über die sorgenvolle Stirne und murmelte: „Ein maderer Junge — ein trefflicher Charakter.“ — „Nicht wahr, Onkel?“ bemerkte Donna Luz, die ihm unbemerkt an die Seite getreten war. — „Du hier, mein liebes Kind?“ sagte er mit einem Lächeln, dem er vergeblich einen heiteren Ausdruck zu geben versuchte. — „Ja, Onkel, ich habe Alles gehört.“ — „Schon recht, meine Kleine,“ versetzte der General; „aber dies ist kein Augenblick für eine Nührscene. Ich muß auf Deine Sicherheit Bedacht nehmen. Komm' mit mir; hier könnte Dich leicht eine indianische Kugel erreichen.“ Er nahm sie bei der Hand und führte sie nach ihrem Zelte. Nachdem er sie mit einem Kuß auf die Stirne und der Ermahnung entlassen hatte, unter Dach zu bleiben, kehrte er nach den Verschanzungen zurück, um besser beobachten zu können, was in der Ebene vorging. Dabei machte er sich Gedanken über des Doctors lange Abwesenheit.

Capitän Aguilar war ein unerschrockener Soldat und in den unablässigen Kriegen Mexiko's gebildet, so daß er recht wohl Muth mit Klugheit zu verbinden wußte. In einiger Entfernung vom Lager legte er sich flach auf die Erde und erreichte kriechend einen Felsblock, der vollkommen

geeignet war, ihm als Versteck zu dienen. Alles um ihn her schien ruhig zu sein, und kein Zeichen verrieth die Nähe eines Feindes. Nachdem er geraume Zeit sich in der Gegend umgesehen, wollte er schon wieder nach dem Lager zurückkehren, um dem General zu melden, daß er sich getäuscht habe und keine unmittelbare Gefahr zu besorgen stehe; da sprang plötzlich zehn Schritte von ihm mit gestellten Ohren und rückwärts geworfenem Kopf ein scheues Aschata auf, das unter Zeichen des größten Schreckens von hinnten floh. „Ah,“ dachte der junge Mann; „sollte es doch etwas geben? Sehen wir noch zu!“ Er machte von dem Felsen aus, der ihn schirmte, einige Schritte vorwärts, um sich zu überzeugen, ob seine Besorgnisse Grund hatten. Da rauschte das Gras mit Macht, und ein Duzend Männer standen um ihn her, noch ehe er Zeit gewann sich zur Wehr zu setzen oder den unvorsichtig preisgegebenen Schirm wieder aufzusuchen.

„So,“ sagte er kaltblütig; „jetzt weiß ich doch, mit wem ich zu thun habe.“ — „Ergebt Euch,“ rief ihm einer der Männer

zu. — „Nur zu!“ entgegnete er mit einem spöttischen Lächeln. „Ihr seid Narren; eh' ihr mich kriegt, müßt ihr mich vorher säuberlich todt schlagen.“ — „Das kann wohl geschehen, mein feiner Junker,“ erwiderte derselbe, welcher zuerst gesprochen. — „Aber ich werde mich wehren,“ versetzte der Capitän scherzend, „und das macht Lärm. Wenn meine Freunde uns hören, so ist Euer Ueberfall vereitelt, und ich erreiche was ich will.“

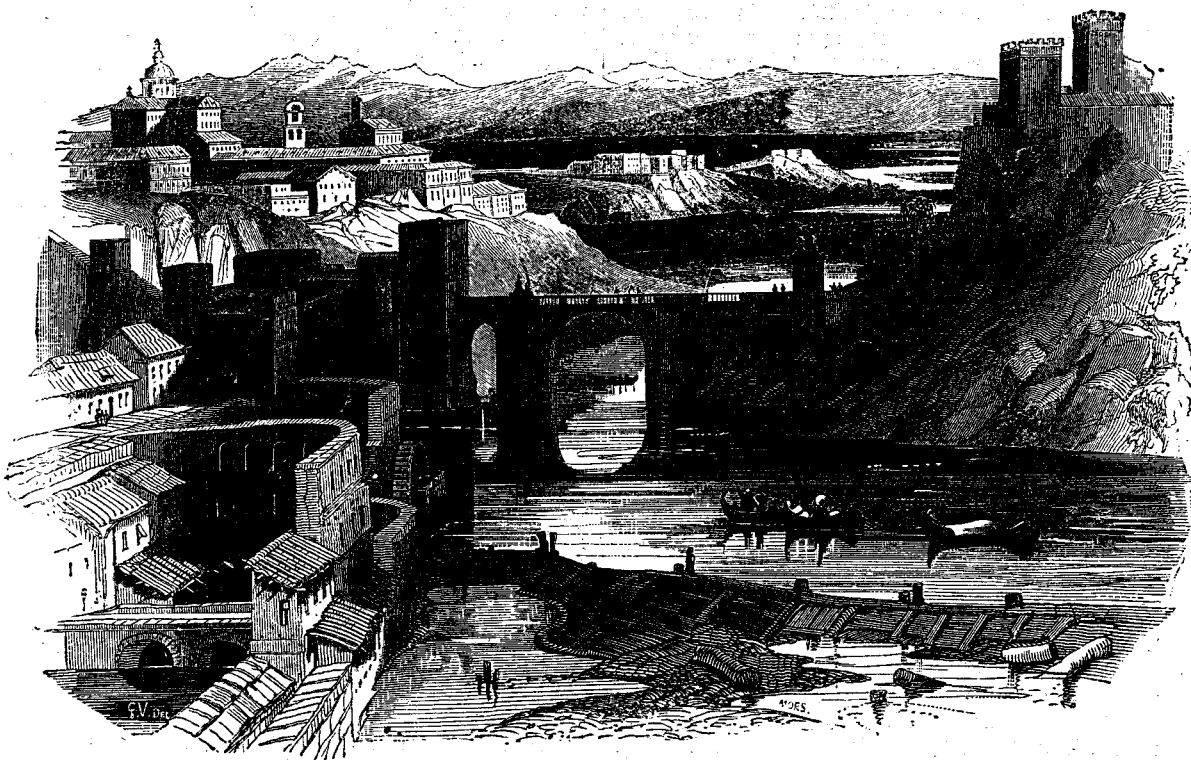
(Fortsetzung folgt.)

## Ein Sommer in Spanien.

### III.

#### Toledo.

Wir verließen Madrid in der Nacht. Als die Nebel sich Morgens vertheilten — lag Toledo mit seinen kolossalen



Ansicht von Toledo.

Mauern, seinen Thürmen und Häusern auf dem grotesken rings von der Tajo Schlucht umgebenen Felsen. Denke Dir Leser einen schroffen, wild gezackten Felsen, bedeckt mit Häusern der wunderlichsten Architektur, die alle ängstlich, ganz nach orientalischer Sitte, den Abhang hinangestülpt und sich hier dicht an einander gedrängt haben; denke Dir ferner die majestätischen Thürme, die runden Zinnen und Warten, die von einem Felsen zum andern kühn über das tiefe Bett des Tajo geworfenen Brücken, die röthlichgrauen Tinten der Felsen, die festen Ringmauern mit ihren Sarazenthürmen, das alles überragende Maurenschloß, den Alcazar mit seinen röthlichen Mauern und zerfallenen Fenstern, die Festungswerke, die Ruinen der alten Burgen und Paläste — alles das auf einem einzigen Felsenblock, der terrassenförmig nach allen Seiten flankirt, dazu denke Dir den Geist des Sarazenthums, das Zauberlicht des anbrechenden Morgens über diesem Bilde, und Du hast leider noch den unvollständigsten Begriff von der Poesie und Großartigkeit dieses Punktes, den die Hand unseres Zeichners Dir zu vergegenwärtigen sucht.

Ein erster kleiner Sonnenblick traf die röthlichen Wände des Alcazar, als wir uns unmittelbar vor der Stadt befanden und über die stolze, in den Felsen gesprengte Brücke von Alcantara rollten. Der Weg hinter dem Thore führt dicht an dem Abhang der Felsen zur Stadt hinauf; tief unter uns lagen die lachendsten Felder jenseits des Tajo. So eng und unbequem auch in allen spanischen Städten die Straßen gebaut zu sein pflegen, hat doch Toledo in dieser Richtung eine Bauart ganz allein für sich; mit einer sehr erklärlichen, von der Zufallsform des Felsen gebotenen Oekonomie, ist hier ein Haus dicht an das andere, eines dem andern so nahe gegenübergestellt, daß sich in einzelnen Straßen die Nachbarn bequem die Hand über die Gasse reichen können; die Balcone sind nieder, die Fenster klein, vielfach mit acht orientalischen Bitterjalousien geschlossen; die Hausthüren mit ihren kolossalen eisernen Klopfern haben die Hufeisenform; die Dächer sind großentheils flach und die Häuser mit dem Patio, dem viereckigen Hofe versehen, aus welchem dem Vorübergehenden oft aus dem äußerlich verwahrlosten Gebäude die üppigsten

Die guten alten Sitten verschwinden, eine um die andere, selbst in Ländern, welche sonst streng an der Tradition hielten, und bei Völkern, die noch nicht wie die europäische Welt in den Strom der alles abschleifenden und gleichmachenden Cultur gezogen sind. Mit dem größten religiösen Enthusiasmus sprechen die alten Araber in Algerien von der Hochzeitseremonie, welche unser Bild darstellt, und die jedes Jahr mehr aus der maurischen Welt verschwindet. Nur in Klemten wird sie noch mit alter Feierlichkeit celebrirt. Es ist ein Spazierritt, den der Bräutigam am Abend seiner Hochzeit durch die Straßen der Stadt macht. Eine Bande Musiker und Fackelträger ziehen ihm voran; er sitzt zu Pferde und hat die Augen verbunden oder das Gesicht in dem Burnus verborgen. Zwei Freunde führen sein Pferd. Vor der Musikbande geht ein Mann, der einen Baum mit Lichtern trägt; ihnen folgen die Eingeladenen und den Zug beschließt wieder ein Lichterträger. Der Bräutigam wird so vor das Haus seiner jungen Frau geführt, die ihn am Eingang erwartet und deren Blicke er nun zum ersten Male erblickt.

54.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Die Ruhe, mit welcher der Offizier gesprochen, machte die Räuber nachdenklich. Sie gehörten zu der Bande des Hauptmanns Wathehno, der sich selbst unter ihnen befand. „Euer Einfall ist gut,“ versetzte der Banditenanführer spöttisch; „aber man kann Euch abthun ohne Lärm, und dann ist auch Euer Plan vereitelt.“ — „Paß! wer weiß das?“ erwiderte der junge Mann. Und ehe die Räuber ihn hindern konnten, machte er einen mächtigen Sprung rückwärts, überrannte zwei von seinen Gegnern und eilte, was er konnte, dem Lager zu. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, setzten ihm die Räuber nach. Der Wettlauf dauerte einige Zeit, ohne daß die Banditen den Abstand zwischen sich und dem Flüchtling merklich kleiner werden sahen; denn da sie von den mexikanischen Schildwachen, die sie zu überrumpeln beabsichtigten, nicht gesehen werden wollten, mußten sie Winkelzüge machen, die ihrer Geschwindigkeit Eintrag thaten. Sobald der Capitän den Seinigen auf Aufweite nahe gekommen war, blickte er zurück. Die Räuber benützten die kurze Zeit, die er sich nahm, um wieder zu Athem zu kommen, so gut, daß sie ihm einen Vorsprung abgewannen. Der junge Mann sah jetzt ein, daß eine Fortsetzung der Flucht das Unglück beschleunigen würde, das er zu hindern wünschte. Sein Entschluß war schnell gefaßt; er wollte als Soldat sterben und auch im Unterliegen noch denen, für welche er sich opferte, nützlich werden. An einen Baum sich lehrend, steckte er seinen Säbel auf Griffweite in die Erde, zog seine Pistolen aus dem Gürtel und wandte sich gegen die Banditen um, die kaum noch dreißig Schritte von ihm entfernt waren. Dann rief er, um die Aufmerksamkeit seiner Freunde anzuregen, mit drohender Stimme: „Auf! auf! da sind die Feinde!“ Darauf feuerte er nacheinander seine vier Doppelpistolen auf die Feinde ab und wiederholte, so oft einer der Räuber fiel: „Auf! da sind die Feinde! Sie umzingeln uns. Habt Acht! habt Acht!“ Aufgebracht über diese mannhafte Vertheidigung stürzten die Banditen, ihre bisherige Vorsicht vergessend, mit Wuth auf ihn los, und nun begann ein furchtbares, eigentlich gigantisches Schauspiel — der Kampf eines einzelnen gegen fünf- unddreißig; denn sobald einer der Räuber fiel, trat ein anderer an seine Stelle. Der junge Mann wollte zwar sein Leben zum Opfer bringen, aber es doch so theuer als möglich verkaufen. Wir haben gesagt, daß er bei jedem Schuß, bei jedem Säbelhieb, den er that, seinen Warnungsruf ausstieß, und die Mexikaner antworteten darauf durch ein gut unterhaltenes Musketenfeuer auf die Räuber, die sich jetzt offen

zeigten und mit Wuth auf den Offizier losgingen, welcher ihnen so kühn mit dem unübersteiglichen Walle seiner treuen Brust den Weg versperrte. Endlich sank der Capitän auf ein Knie nieder. Die Räuber stürzten im Durcheinander über ihn her und brachten in ihrem Eifer, ihm den Garaus zu machen, gegenseitig sich Wunden bei. So erlag Capitän Aguilar; aber selbst im Fallen erfreute er sich des Trostes, ein Duzend Räuber geopfert zu haben, die für ihn ein blutiges Grabgeleite abgaben. „Hum,“ murmelte Wathehno, der ihn voll Bewunderung betrachtete, „welch ein gewaltiger Mensch! Wenn die Andern ihm gleichen, so werden wir nicht an's Ziel kommen. Vorwärts!“ fuhr er gegen die Banditen fort, die seiner Befehle harrten; „wir dürfen ihnen nicht Zeit lassen, daß sie uns wie einen Flug Tauben niederschießen. Zum Angriff! Zum Angriff!“ Die Räuber sammelten sich ungestüm um ihn, schwenkten ihre Waffen und begannen mit dem Rufe „zum Angriff!“ den Fels zu ersteigen. Andererseits schickten sich die Mexikaner an, für den Heldentod des Capitän Aguilar, dessen Zeugen sie gewesen, Rache zu nehmen.

## IV.

## Der Doctor.

Während dieser Schreckensscene ging der Doctor ruhig seinem Botanisiren nach. Hingerissen von der reichen Flora, die vor seinen Augen lag, hatte er in der Freude über die Ernte, die sich hier machen ließ, Alles vergessen. Mit vorgebeugtem Körper ging er dahin, machte vor jeder Pflanze Halt und bewunderte sie eine Weile, ehe er sich entschließen konnte, sie auszureißen. Nachdem er sich mit einer Menge von für ihn ungemein werthvollen Blumen und Kräutern beladen hatte, beschloß er endlich, sich unter einem Baume niederzulassen, um seinen Schatz mit Ruhe zu ordnen, während er sich zugleich an ein paar Stückchen Zwieback erlabte. Diese genussreiche Beschäftigung nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er wahrscheinlich darüber sogar das Einbrechen der Nacht und die Nothwendigkeit, ein Unterkommen zu suchen, vergessen haben würde, wenn nicht plötzlich auf seine Pflanzen der Schatten eines Menschen gefallen wäre, der ihn bewog, mechanisch den Kopf aufzurichten. Ein auf eine lange Büchse gelehnter Mann stand vor ihm, der mit possirlicher Neugierde seinem Geschäfte zusah. Es war der schwarze Elch. „He, he!“ sagte er zu dem Doctor, „was macht Ihr hier, mein waderer Herr? Hol mich der Hefker, wenn ich Euch nicht, als ich Euch so im Gras wühlen sah, für einen Rehbock hielt. Ich war schon auf dem Punkt, Euch eine Kugel zuzuschicken.“ — „Alle Hagel,“ rief der Doctor, ihn erschrocken ansehend, „da müßt Ihr Acht geben. Ihr hättet mich tödten können, wißt Ihr?“ — „Hum, fürchtet nichts, ich habe ja meinen Irrthum bei Zeit eingesehen,“ versetzte der Trapper lachend. — „Gott sei Lob und Dank dafür.“ Und der Doctor, der jetzt wieder ein seltenes Pflänzchen bemerkte, bückte sich rasch, um es sich zueignen. „Ihr seid wohl bloß in die Prairien gekommen, um Pflanzen auszureißen?“ — „In keiner andern Absicht.“ Der schwarze Elch sah den Doctor so verwundert an, wie man eine unerklärliche Erscheinung zu betrachten pflegt; denn er konnte nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch aus freien Stücken sich entschließen mochte, sich einem Leben voll Entbehrung und Gefahren zu unterziehen, nur um unnütze Pflanzen auszuraufen. Der Mann mußte einen Gehirnschaden haben. Der Jäger warf ihm einen Blick des Bedauerns zu, schüttelte den Kopf, warf seine Büchse über die Schulter und schickte sich an, weiter zu gehen. „So, macht nur fort,“ sagte er in einem Tone zu ihm, wie man mit Kindern und Thren zu sprechen pflegt, „Ihr habt Recht, mein waderer Herr. Reißt immerhin aus; Ihr thut Niemand einen Schaden damit, und es bleibt noch genug da. Gute Verrichtung — auf Wiedersehen!“ Er pfiß seinen Hund und machte einige Schritte, kam aber sogleich wieder zurück: „Noch ein Wort,“ sagte er zu dem

Doctor, der schon nicht mehr an ihn dachte und mit Eifer das unterbrochene Geschäft wieder aufgenommen hatte. — „So redet,“ versetzte er, den Kopf aufrichtend. — „Ich hoffe, die junge Dame, die mich gestern mit ihrem Onkel in meinem Hatto besucht hat, ist wohl? Das liebe arme Kind; Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie sehr ich Antheil an ihr nehme.“ Der Doctor erhob sich plötzlich und schlug sich an die Stirn. „Wie unbesonnen,“ sagte er. „Ich habe das ganz vergessen.“ — „Was vergessen?“ fragte der Jäger erstaunt. — „Es geht mir immer so,“ murmelte der Gelehrte. „Zum Glück ist der Schaden nicht groß und läßt sich, da Ihr hier seid, leicht wieder gut machen.“ — „Sprecht; ich höre.“ — „Ich will Euch sagen, was mich Donna Luz Euch auszurichten angewiesen hat.“ — „Also Donna Luz schickt Euch an mich?“ — „Ja.“ — „So ist etwas Ernstes im Lager vorgefallen?“ — „Ja; und es hätte noch ernster ausfallen können. In der letzten Nacht hat einer unserer Führer...“ — „Die Amsel?“ — „Ihr kennt ihn.“ — „Ja. Weiter.“ — „Nun, es scheint, dieser Mensch hat mit einem andern Spitzbuben complottirt, um das Lager wahrscheinlich an die Indianer zu verrathen. Zufällig hörte Donna Luz das Gespräch der beiden Halunken mit an, und wie sie an ihr vorbeisamen, um zu entweichen, feuerte sie zwei Pistolen auf sie ab.“ — „Sind sie geblieben?“ — „Leider nein; der Eine entkam, obschon er ohne Zweifel eine schwere Wunde davon trug.“ — „Wer war dies?“ — „Die Amsel.“ — „Weiter?“ — „Dann ließ mich Donna Luz schwören, daß ich Euch aufsuchen wolle. Ich sollte Euch sagen... wart, wie lautete es doch.“ — „Schwarzer Elch; die Zeit ist da,“ unterbrach ihn lebhaft der Jäger. — „Ja, so ist's,“ rief der Doctor, erfreut die Hände reibend; „ich hatte es auf der Zunge. Ich muß sagen, die Sache kam mir dunkel vor und ich verstand nichts davon. Ihr erklärt mir sie vielleicht?“ Der Jäger faßte ihn heftig am Arm und rief ihm mit von Zorn glühendem Gesichte zu: „Erbärmlicher Narr! Warum seid Ihr nicht in aller Eile zu mir gekommen, statt wie ein Dummkopfs die Zeit zu vergeuden? Euer Säumen ist vielleicht Schuld an dem Tod aller Eurer Freunde.“ — „War's möglich!“ rief der Doctor bestürzt und achlos bei der rohen Weise, in welcher der Trapper ihn schüttelte. „Man hat Euch einen Auftrag erteilt, bei dem sich's um Tod und Leben handelt, unsinniger Mensch! Aber was thut? Vielleicht ist Alles zu spät.“ — „Oh, sprecht nicht so,“ rief der Doctor aufgeregt. „Ich stürbe vor Jammer, wenn Ihr Nicht hätte.“ Der arme Schelm vergoß Thränen und bekundete überhaupt auf's Unzweideutigste seinen Kummer, so daß der schwarze Elch nur an ihm zu trösten hatte. „Seid getrost, waderer Herr,“ sagte er begütigend. „Vielleicht ist noch nicht Alles verloren.“ — „Ich könnte es nicht überleben, wenn ich die Ursache eines so großen Unglücks wäre.“ — „Na, was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen,“ versetzte der Trapper philosophisch, „und wir müssen sehen, wie wir ihnen Hilfe bringen können. Gott sei Dank, ich stehe nicht so allein, als man wohl glaubt, und hoffe, in ein paar Stunden dreißig der besten Prairiebüchsen beisammen zu haben.“ — „Und Ihr wollt sie retten, nicht wahr?“ — „Wenigstens werde ich das Mögliche thun, und so Gott will, glückt es.“ — „Der Himmel erhöhe Euch!“ — „Amen,“ versetzte der Jäger, andächtig sich bekreuzend. „Aber jetzt müßt Ihr in's Lager zurückkehren.“ — „Sogleich.“ — „Und kein Sammeln von Kräutern, kein Ausreißen von Pflanzen mehr.“ — „Oh, verwünscht sei die Stunde, die mich zum Botanisiren verlockte!“ rief der Doctor in komischer Verzweiflung. — „Gut. Ihr werdet die junge Dame und ihren Onkel beruhigen; sie sollen nur gut Wache halten und im Fall eines Angriffs kräftigen Widerstand leisten; es werden ihnen bald Freunde zu Hülfe kommen. Jetzt zu Pferd und fort in's Lager.“ — „Seid unbesorgt; aber Ihr... was werdet Ihr thun?“ — „Kümmert Euch nicht um mich; ich werde nicht unthätig bleiben. Macht nur, daß Ihr so bald wie möglich wieder zu Euren Freunden kommt.“

— „Vor einer Stunde werde ich bei ihnen sein.“ — „Guten Muth und gut Glück! Vor Allem nur nicht verzweifeln.“

Der schwarze Elch ließ den Zügel los, den er ergriffen hatte, und der Doctor ritt im Galopp von hinnen, eine Gangart, die gelegentlich sein Gleichgewicht ein wenig in Gefahr brachte. Der Trapper sah dem sich Entfernenden eine kleine Weile nach und schritt dann rasch in den Wald hinein. Er war noch nicht weit gekommen, als er auf No Eusebio stieß, welcher Treuherzens ohnmächtige Mutter vor sich im Sattel hatte. Diese Begegnung kam dem Trapper sehr gelegen, da ihm der alte Spanier zuverlässige Auskunft über den Jäger erteilen konnte. Ihr nächster Schritt war sodann, vorderhand die alte Dame in dem nahen Hatto des schwarzen Elch unterzubringen.

## V.

## Das Bündniß.

Wir müssen zu Treuherz zurückkehren. Er war etwa eine Viertelfunde gegangen, ohne sich die Mühe zu nehmen, einer der vielen Fährten zu folgen, welche allenthalben das Prairieengras durchschnitten; dann machte er Halt, stemmte sein Gewehr zu Boden und lauschte auf die verschiedenen Geräusche der Wildniß, die sich ein Prairiemann so gut zu deuten weiß. Das Ergebniß seiner Wahrnehmungen schien ihn zu befriedigen, denn er ahnte jetzt in gleichen Zwischenräumen dreimal auf's Täuschendste den Ruf einer Elster nach. Raum war der letzte verhallt, als es in dem bisher so stillen Wald auf einmal lebendig zu werden begann. Von allen Seiten her tauchten aus dem Gebüsch die Gestalten von wetterbraunen Jägern in malerischer Tracht auf, die im Nu einen Kreis um Treuherz gebildet hatten. Zufällig waren die ersten Gesichter, welche ihm entgegen traten, die des schwarzen Elchs und No Eusebios, welche abgefordert nur einige Schritte von ihm im Versteck gelegen hatten.

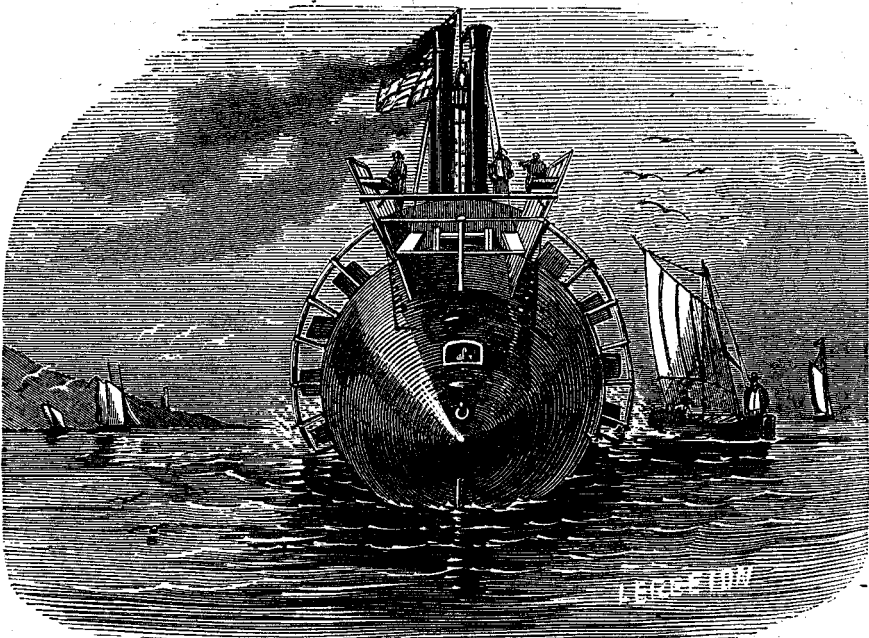
„Oh,“ rief er, ihnen mit Wärme die Hand entgegenbietend, „ich begreife jetzt Alles, meine Freunde. Tausend Dank für Euren bereitwilligen Beistand, der indeß Gott Lob nicht mehr nöthig ist.“ — „Um so besser,“ versetzte der schwarze Elch. — „Es ist Euch also gelungen, den Händen dieser eingefleischten Nothhauenteufel zu entkommen?“ fragte ihn der alte Diener. — „Sprecht nicht schlimm von den Comanden,“ sagte Treuherz lächelnd. „Sie sind jetzt meine Brüder.“ — „Redet Ihr im Ernst,“ rief der schwarze Elch lebhaft, „und steht Ihr wirklich gut mit den Indianern?“ — „Ihr könnt euch davon überzeugen. Der Friede ist geschlossen zwischen ihnen, mir und meinen Freunden. Wenn ihr wollt, will ich euch mit ihnen bekannt machen.“ — „Meiner Treu, unter den obwaltenden Umständen hätte sich's nicht glücklicher fügen können,“ sagte der schwarze Elch. „Und nun Ihr frei seid, können wir uns anderer Personen annehmen, die eben jetzt in großer Gefahr schweben und wahrscheinlich unseres Beistandes dringend bedürfen.“ — „Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Treuherz gespannt. — „Bloß soviel, daß die Leute, welchen Ihr bei dem Prairiebrand bereits einen wichtigen Dienst geleistet habt, in diesem Augenblick von einer Räuberbande eingeschlossen sind, welche, wenn es noch nicht geschehen ist, nicht säumen werden, sie anzugreifen.“ — „Man muß ihnen zu Hülfe eilen,“ rief Treuherz mit nicht zu bewältigender Aufregung. — „Das war auch unsere Absicht; aber wir wollten zuerst Euch befreien, da Ihr die Seele unseres Bundes seid. Ohne Euch könnten wir doch nur wenig ausrichten.“ — „Dank, meine Freunde; aber ihr seht, ich bin frei, und so hält uns nichts ab, sogleich an's Werk zu gehen.“ — „Nichts für ungut,“ versetzte der schwarze Elch, „aber wir brauchen einen starken Haufen, denn die Räuber wissen, daß sie keinen Pardon zu erwarten haben, und werden sich wie die Tiger wehren. Wir müssen noch mehr Leute haben, wenn wir durchgreifen wollen.“ — „Aber wie diese kriegen?“ — „Ihr habt ja auch in unserem Na-

men Frieden mit den Comanchen geschlossen, und so könnte es wohl gehen, daß . . ." — „Ihr habt Recht, schwarzer Elch,“ unterbrach ihn Treuherz hastig; „hieran dachte ich nicht. Die indianischen Krieger werden sich freuen, wenn wir ihnen Gelegenheit bieten, uns ihre Tapferkeit zu zeigen, und sicherlich schließen sie sich mit Freude unserem Zug an. Ich nehme es auf mich, sie zu gewinnen. Folgt mir alle; ich werde euch unseren neuen Freunden vorstellen.“

Die Trapper, welche einen Haufen von vierzig Mann bildeten, wendeten zum Zeichen des Friedens ihre Waffen um und folgten Treuherz in das Lager. „Was macht meine Mutter?“ fragte der Letztere in großer Aufregung den alten Diener. — „Sie befindet sich wohlbehalten in dem Hatto des schwarzen Elch. Obschon sie die Ungeduld fast verzehrt, ist sie doch eine Frau voll Muth, welcher die größten körperlichen Schmerzen nichts anhaben können, und sie scheint nicht einmal mehr die Nachwehen der grausamen Martern zu fühlen, die sie ausgestanden hat.“ — „Gott Lob; aber wir dürfen sie nicht länger in der Todesangst lassen. Wo ist Euer Pferd?“ — „In der Nähe versteckt.“ — „Holt es

und kehrt zu meiner Mutter zurück. Beruhigt sie über mich und bringt sie nach der Höhle am Grünspanfluß, wo sie außer Gefahr sein wird. Ihr bleibt dann bei ihr. Die Höhle ist leicht zu finden, da sie nicht weit von dem Felsen des todtten Büffels liegt. Seid Ihr dort angelangt, so laßt Ihr meine Rastveros los, die ich Euch mitgebe; sie werden Euch an den rechten Platz führen. Habt Ihr mich verstanden?“ — „Vollkommen.“ — „So geht. Im Lager ist Eure Anwesenheit unnütz, dort aber von höchster Wichtigkeit.“

No Cusebio pfiß den Hunden, welche er an die Leine nahm, drückte Treuherz noch einmal die Hand und ging walbeinwärts, während der Jägerhaufen sich der Richtung zu bewegte, auf welcher die Indianer ihr Lager aufgeschlagen hatten. Letztere waren innerhalb der Vorpostenlinien in einem weiten Halbkreis aufgestellt, dessen Mitte von den Häuptlingen eingenommen wurde. Um den Ankömmlingen die gebührende Ehre zu erweisen, prunkten sie in ihren besten Kleidern und in kriegerischem Waffen- und Farbenschmuck. Treuherz ließ seinen Haufen halten und ging, ein Büffelfoller



Der Ocean, neues amerikanisches Dampfschiff. Vordere Ansicht.

in der Hand schwenkend, allein vorwärts. Adlerkopf trat aus der Reihe der Häuptlinge heraus, kam dem Jäger entgegen und ließ ein gleiches Friedenszeichen flattern. Als die Beiden noch einige Schritte von einander waren, machten sie Halt, und Treuherz nahm das Wort. „Der Herr des Lebens sieht in unsere Herzen,“ sagte er; „er weiß, daß zwischen uns der Weg schön und offen ist, und daß die Worte, die er in unsere Brust legt und die unser Mund ausspricht, kein Falsch in sich bergen. Die weißen Jäger kommen, um ihre rothen Brüder zu besuchen.“ — „Sie sind willkommen,“ versetzte Adlerkopf herzlich und verbeugte sich mit der Anmuth und Majestät, welche den Indianern eigen sind. Hierauf feuerten die Comanchen und die Jäger ihre Gewehre in die Luft und stießen ein langes Freudengeschrei aus. Dann mischten sich die beiden Haufen untereinander, so daß sie nur noch einen einzigen bildeten. Da aber Treuherz aus der Mittheilung des schwarzen Elchs wußte, wie kostbar die Augenblicke waren, so führte er Adlerkopf bei Seite und theilte ihm unversehens mit, was man von seinem Stamm erwartete. Der Häuptling nahm die Bitte mit Lächeln auf.

„Mein Bruder wird zufrieden sein,“ sagte er. „Nur eine kleine Geduld.“ Er verließ den Jäger und schloß sich den übrigen Häuptlingen an. Unmittelbar darauf bestieg der Ausrufer die Veranda einer Hütte und sagte mit lauter Stimme den berühmtesten Krieger eine Versammlung in der Verathungshütte an.

(Fortsetzung folgt.)

## Der „Ocean“.

Amerikanisches Dampfschiff.

Der „Ocean“, ein neues amerikanisches Dampfschiff, zeigt so wunderbare Formen in seinem Aeußern, daß unsern Lesern gewiß eine kurze Schilderung willkommen ist.

Der Ocean, welcher am 6. October vorigen Jahres in Baltimore vom Stapel gelassen wurde, ist von den Herren Winans nach eigenen Zeichnungen erbaut: er hat keinen Kiel, kein Scheg (Wasserdurchschneider unter dem Bug-

sicht gestellte Unterstützung durch Lieferung von Kanonen blieb aus; dennoch erkaltete nicht der Eifer des besagten Vereins. Von Wichmann's Meisterhand ist das Modell zur Statue Windelmann's in Bronze, welche er unentgeltlich lieferte; dergleichen fertigte die gräflich Einsiedel'sche Gießerei in Lauchhammer den Guß in Bronze, und bei den gering vorhandenen Mitteln, beinahe unentgeltlich, also harret nun dies gegossene Standbild, von sieben Fuß Höhe, nebst dem gleichfalls gefertigten Piedestal in Marmor seiner Aufstellung, die im Frühjahr 1859 in Stendal vor sich gehen wird.

Das Bild der Statue ist dem ersten Denkmale gegenüber gestellt. Auch im Museum zu Berlin wird ihm als Gegenstück zu dem Denkmal Schinkels ein Standbild gesetzt werden, wozu gleichfalls Wichmann das Modell in Gyps gefertigt, das seiner Ausführung (sechs Fuß Höhe) in Marmor entgegensteht. So ehrt denn Deutschland, wenn auch spät und erst 90 Jahre nach seinem Tode, Windelmann's in der ganzen weiten Kunstwelt gefeierte Verdienste.

Wichmann hat bei dieser Gelegenheit die große goldene Medaille für Kunst von Friedrich Wilhelm IV. erhalten, die erste, die an Bildhauer ertheilt wurde.

Dr. Karl Theodor v. Rüstner.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Treuhersens Besuch fand allgemeine Billigung. Neunzig auserlesene Krieger wurden unter Adlerkopfs Führung gestellt und angewiesen, die Jäger zu begleiten und nach Kräften zu dem Erfolg ihres Zugs mitzuwirken. Vor dem Aufbruch wählte sich Adlerkopf, welcher wohl wußte, welchen gefährlichen Feinden der Angriff galt, zwanzig Krieger aus, auf die er zählen konnte, und übertrug ihnen den Dienst von Rundschäftern, indem er sie zugleich mit geschälten Holzstücken versah, damit sie rasch ein Feuer signal geben konnten. Dann visitirte er die Waffen seiner Krieger und gab endlich den Befehl zum Abmarsch.

Die Comanden und Jäger verließen, ihre Führer an der Spitze, unter den Glückwünschen und Ermuthigungen der Freunde, welche bis an den Saum des Waldes mitzogen, in indianischer Marschordnung das Lager. Die kleine Armee bestand aus hundertunddreißig entschlossenen, gutbewaffneten Kriegern, deren Anführer sich durch kein Hinderniß aufhalten, durch keine Gefahr schrecken ließen. Es war dunkle Nacht und der Mond von großen schwarzen Wolken bedeckt. Stumm bewegten sich die Krieger dahin. In der Finsterniß nahmen sie sich wie ein Schwarm dem Grab entstiegener Gespenster aus, die, unter dem Fluche Gottes stehend, sich beeilen, im Schutz der Finsterniß ein namenloses Werk zu vollbringen. Das leise ausgesprochene Wort Halt brachte die ganze Schaar zum Stehen. Man lagerte sich, um die Neuigkeiten der Rundschäfter zu erwarten. Das Lager der Mexikaner mochte drei Meilen entlegen sein; aber eh' man näher rückte, wollten die Häuptlinge sich überzeugen, ob der Weg frei sei; im gegentheiligen Falle, wie stark der hindernde Feind war und welche Angriffsweise sich ausführen ließ. Treuherz, welchen die Ungebulb fast verzehrte, wollte eben selbst auf Rundschäfter ausziehen, als sich ein anfangs kaum merkliches, aber schnell sich verstärkendes Rascheln im Gebüsch vernehmen ließ, bis endlich zwei Männer zum Vorschein kamen. Der erste war einer der Comandenrundschäfter, der andere der Doctor. Der Zustand, in welchem sich der arme Gelehrte befand, war in der That mittheilbar. Er hatte seine Perrücke verloren, die Kleider hingen in Fetzen an ihm nieder und sein Gesicht trug den Ausdruck des höchsten Schreckens; man sah ihm deutlich an, daß er aus einem Kampfe kam. Als er vor Adlerkopf und Treuherz erschien, sank er besinnungslos zu Boden. Man beeilte sich, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen.

## VI.

### Der letzte Angriff.

Die hinter den Verschanzungen aufgestellten Lanceros hatten die Räuber scharf empfangen. Erbittert durch den Tod des Capitäns Aguilar war der General, welcher wohl einsah, daß man von solchen Feinden keine Schonung erwarten durfte, zum äußersten Widerstand entschlossen; er wollte lieber sterben, als in ihre Hände fallen.

Die Mexikaner bestanden mit Einschluß der Frauen, des Kerns und der Führer, auf die man übrigens kaum zu zählen mag, aus siebzehn Köpfen, während die Räuber wenigstens dreißig Mann stark waren; aber dieses numerische Mißhältniß zwischen Belagerten und Belagerern wurde wieder durch die Vertlichkeit des Lagers und das Chaos von Felsblöcken auf der Höhe ausgeglichen.

Der Hauptmann Wallehno hatte sich über die Schwierigkeiten des Angriffs keiner Selbsttäuschung hingegeben und dabei namentlich auf die Wirkung eines unvorhergesehenen Ueberfalls und auf den Verrath der Amsel gerechnet. Jetzt aber rissen ihn die Umstände und die Wuth über die Störung, welche Capitän Aguilar in seinen Plan brachte, mit sich fort, so daß er auf jede Gefahr hin den Angriff befahl. Als indeß die erste Aufwallung sich gelegt hatte und er seine Leute, ohne Rache und ohne einen Fuß breit Boden zu gewinnen, wie reife Früchte um sich her fallen sah, beschloß er die Belagerung in eine Blockade umzuwandeln, indem er hoffte, entweder durch einen kühnen nächtlichen Handstreich seinen Zweck zu erreichen oder schlimmsten Falls die Eingeschlossenen allmählig durch Hunger mürbe zu machen. Er glaubte nämlich, daß es ihnen unmöglich sei, Bestand in der Prairie zu finden, wo man nur gegen die Weißen feindlich gesinnte Indianer oder auch Jäger und Trapper traf, von denen nicht zu erwarten stand, daß sie sich in Dinge mischen würden, die sie nichts angingen.

Nachdem dieser Entschluß einmal gefaßt war, beschloß der Hauptmann, ihn unverzüglich auszuführen. Er schaute umher. Die Lage war noch immer die gleiche; trotz der übermenschlichen Anstrengungen, den steilen Abhang zu erklettern, welcher zu den Verschanzungen führte, hatten die Räuber keinen Schritt Boden gewonnen. So oft sich ein Mann ungedeckt zeigte, jagte ihn eine mexikanische Büchsenkugel köpfelings wieder den Berg hinab. Der Hauptmann gab das Zeichen zum Rückzug, indem er das Geschrei eines Prairiehundes nachahmte und alsbald wurde der Kampf eingestellt.

Die Banditen sammelten sich in einer etwa einen Büchsenchuß vom Lager entfernten Schlucht. Ihr Verlust war so bedeutend gewesen, daß man statt der vierzig nur noch neunzehn Mann zählte, während die Mexikaner mit Ausnahme des Capitäns Aguilar weder Tode noch Verwundete hatten. Der Abgang von mehr als der Hälfte ihrer Mannschaft machte die Räuber nachdenklich. Die Mehrzahl war für den Rückzug; sie wollte nichts mehr von den Vortheilen eines Unternehmens, das von so vielen ernstlichen Schwierigkeiten und Gefahren begleitet war. Auch der Hauptmann theilte den Kleinmuth seiner Kameraden, und hätte sich nur um die Erwerbung von Geld und Diamanten gehandelt, so würde er ohne Säumen von seinem Plan abgestanden sein; aber ein kräftiger Sporn trieb ihn zu weiterem Handeln an und bewog ihn, das Abenteuer bis auf's Aeußerste zu verfolgen, was auch für ihn daraus erwachsen mochte. Der Schatz, den er anstrebte und der für ihn einen unberechenbaren Werth besaß, war Donna Luz, die er schon einmal aus den Händen seiner Raubgesellen befreit hatte und für die er in heißer Liebe entbrannt war. Seit dem Ausbruch von Mexiko folgte er ihr Schritt für Schritt und erspähte gleich einem Raubthier jede Gelegenheit, sich des Preises zu bemächtigen, für dessen Besitz ihm kein Opfer, keine Schwierigkeit, keine Gefahr zu groß schien. Auch sparte er keine Ueberredung, um seine Spießgesellen bei sich zu behalten, ihren Muth zu beleben und sie zu einem neuen Versuche zu spor-

nen. Dies hielt freilich schwer, denn die Tapfersten waren gefallen und die Ueberlebenden fühlten wenig Lust, sich einem ähnlichen Schicksal auszuweichen. Doch gelang es endlich seinen Bitten und Drohungen, ihnen das Versprechen zu entrichten, daß sie noch bis zum Morgen bleiben und in der Nacht einen entscheidenden Schlag versuchen wollten. Nach dieser Uebereinkunft befohl Hauptmann Matheyno seinen Leuten, sich möglichst gut zu verbergen und namentlich nicht ohne Weisung von der Stelle zu gehen, was auch die Mexikaner treiben möchten. Er hoffte damit die Belagerten auf den Glauben zu bringen, daß die Räuber durch die ungeheuren Schwierigkeiten entnuthigt worden und abgezogen seien.

Dieser Plan war gut eronnen und erreichte auch nahezu den von seinem Urheber beabsichtigten Zweck. Die rothe Glut der untergehenden Sonne färbte mit ihren letzten Strahlen die Spitzen der Bäume und Felsen; der Abendwind wehte erfrischend über die Landschaft und das Gestrüß des Tages verbarg sich hinter dem purpurrothen Gewölke. Die Stille wurde nur noch durch das heisere Geschrei der Raubvögel unterbrochen, welche sich mit wilder Eile um die zerstückten Leichname stritten. Der General, welchen dieser Anblick schmerzlich bewegte, gedachte des Capitäns Aguilar, dessen Heldentod sie alle ihre Rettung verdankten und der einer gleichen Entweihung ausgesetzt war. Er wollte die Leiche des Tapferen um jeden Preis bergen und in einer ordnungsmäßigen Beerdigung dem unglücklichen jungen Mann, welcher nicht gezögert hatte, sich für ihn zu opfern, die letzte Hulbigung zu Theil werden lassen.

Donna Luz, der er sein Vorhaben mittheilte, erkannte wohl die damit verbundenen Gefahren, hatte aber nicht die Kraft, demselben zu widerstreben. Der General wählte deshalb vier entschlossene Männer aus, stieg mit ihnen über die Verschanzungen und suchte die Stelle auf, wo die Leiche des unglücklichen Capitäns lag. Die Leiche des jungen Mannes war bald aufgefunden. Sie lag halb mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt; die eine Hand hielt eine Pistole, die andere den Säbel. Das Haupt war nicht gesenkt, der Blick starr und selbst im Tode noch schien über den Lippen ein Lächeln zu schweben, das dem Feinde Hohn bot. Der Körper selbst zeigte zahllose Wunden; in Folge eines Zufalls aber, den der General mit Freude bemerkte, war er bisher von den Raubvögeln unangetastet geblieben. Die Lancers bedienten sich der gekreuzten Gewehre als einer Tragabahre und schafften den Leichnam nach dem Lager zurück. Der General folgte den Trägern in kurzer Entfernung und hielt dabei ein wachsameres Auge auf das Gebüsch. Doch nichts rührte sich. Ringsum herrschte die tiefste Ruhe.

Die Nacht brach mit der gewöhnlichen Raschheit ein. Alle Blicke waren auf die Lancers gerichtet, welche den todtten Offizier brachten und Niemand achtete der zwanzig Schattengestalten, welche lautlos durch die Felsen glitten und allmählig auf das Lager zukamen, in dessen Nähe sie sich versteckten und flammende Blicke auf die Vertheidiger warfen. — Der General ließ die Leiche auf ein in der Erde hergerichtete Ruhebett legen, ergriff einen Spaten und half selbst die Grube graben, in welcher der Capitän beigesetzt werden sollte. Die Lancers standen, auf ihre Gewehre gestützt, um ihn her. Nachdem er das Haupt entbloßt hatte, öffnete er ein Gebetbuch und las mit lauter Stimme die Gebete für die Todten, während seine Nichte und die übrigen Anwesenden mit Andacht repondirten. Es lag etwas Großartiges und Rührendes in dieser einfachen Feierlichkeit mitten in der Wildniß, deren tausend geheimnißvolle Stimmen gleichfalls ein Gebet zu bilden schienen und Angesichts der erhabenen Natur, in welcher Gottes Finger so ersichtlich zu erkennen waren. Denen wir uns den weißhaarigen Greis, den Reichengottesdienst haltend für einen jungen Mann, der noch vor wenigen Stunden voll Leben war, um ihn her in tiefem Schmerz das junge Mädchen und die leidtragenden Soldaten, welche vielleicht bald dem gleichen Schicksal anheimfielen, aber gleichwohl ruhig, ergebungsvoll und mit Innigkeit für den Hinge-

schiedenen beteten. Dazu das erhebende Gebet im tiefen Schatten der Nacht, begleitet von dem Nachzen des Windes, der durch die Keste segte.

Es fiel nichts vor, was die Erfüllung dieser letzten Pflicht gestört hätte. Nachdem jeder der Umstehenden dem Todten noch einmal ein wehmüthiges Fahrwohl zugerufen hatte, wurde er, von seinem Mantel umhüllt, in die Grube versenkt. Man legte ihm seine Waffen an die Seite und füllte das Grab mit Erde. Ein vergänglichlicher kleiner Hügel bezeichnete die Stelle, wo für die Ewigkeit die Leiche eines Menschen ruhte; dessen ungekannter Heldenmuth durch edle Hingebung Diejenigen rettete, welche seiner Sorge ihr Wohl anvertraut hatten. Die Versammelten gingen mit dem Gelübde, seinen Tod zu rächen oder sein Beispiel nachzuahmen, von der Beerdigungsstätte weg. Inzwischen war es finstere Nacht geworden. Der General machte seine letzte Runde, um sich zu überzeugen, daß die Schildwachen auf ihren Posten standen, wünschte seiner Nichte gute Nacht und legte sich vor dem Zelteingang zum Schlafen nieder. Drei Stunden verschwanden in der größten Ruhe; dann aber stiegen dämonengleich neunzehn Mann schweigend über die Verschanzungen. Noch eh' die durch den plötzlichen Angriff überraschten Schildwachen Widerstand zu leisten vermochten, waren sie schon ergriffen und niedergemetzelt. Die Räuber hatten sich des Lagers bemächtigt und mit ihnen war Mord und Plünderung eingejogen.

## VII.

### Der Kampf.

Gleich Schakalen heulend und ihre Waffen schwenkend stürzten die Banditen durch das Lager. Der Hauptmann hatte ihnen erlaubt, die Eroberung zu Mord und Raub zu benützen; ohne sich also an ihr Treiben zu kehren, eilte er auf das Zelt zu. Doch hier war ihm der Zugang versperrt. Der General hatte sieben oder acht Mann um sich versammelt und erwartete nun die Banditen unterbrochenen Muthes; er wollte lieber untergehen, als diesen Glenden gestatten, daß sie seine Nichte berührten. Bei dem Anblick des alten Soldaten, der mit funkelndem Auge in der einen Hand ein Pistol, in der andern den Säbel hielt, zögerte der Hauptmann einen Moment und stieß dann einen Ruf aus, der rasch ein Duzend seiner Raubgenossen um ihn sammelte.

„Raum gegeben!“ rief er, seinen Säbel schwingend. — „Drauf!“ lautete die Antwort des Generals. Die beiden Führer stürzten jetzt auf einander los; ihre Leute folgten dem Beispiel und es kam zu einem wilden Handgemenge, das um so erbarmungsloser wüthete, als man wußte, daß man beiderseits keine Schonung zu erwarten hatte. Jedem war es nur darum zu thun, tödtliche Streiche zu führen, ohne daß er sich die Mühe nahm zu pariren; man achtete die eigene Todeswunde nicht, wenn nur der Gegner mit in den Fall verstrickt wurde. Auch die Verwundeten richteten sich wieder auf, um mit ihren Dolchen noch einen von den Kämpfern zu treffen. Ein so wüthender Kampf konnte nicht lange dauern. Bereits waren alle Lancers erlegen, und auch der General stürzte unter einem Streiche des Hauptmanns, der sich auf den Gefallenen warf und ihn geschickt mit seinem Gürtel knielte, um ihm die Fortsetzung des Widerstandes unmöglich zu machen. Der General hatte nur leichte Wunden erhalten, da der Hauptmann aus Gründen, welche ihm allein bekannt waren, den Greis schonen wollte und ihn deshalb auch im Kampfe durch wirksame Paraden gegen die Säbelhiebe der Banditen schützte. Er wollte seinen Gegner lebendig sehen und erreichte auch diesen Zweck.

Allerdings deckten jetzt sämmtliche Mexikaner den Wahlsplatz; aber der Sieg war auch den Räubern theuer zu stehen gekommen, von denen mehr als die Hälfte zu den Gefallenen gehörte. Der Neger des Generals hatte mit einer gewaltigen Keule, die er sich selbst aus einem jungen Baumstamm gefertigt, lange sich seiner Gegner erwehrt und erbarmungslos jeden niedergeschlagen, welcher sich unvorsichtig in den Be-

reich seiner Waffe wagte. Endlich wurde er durch einen Lasso zu Boden gestreckt und der Hauptmann rettete dem Halberwürgten noch in dem Augenblick das Leben, als eben ein Räuber den Arm erhob, um ihm den Garau zu machen. Als der Hauptmann sah, daß der General außer Stande war, sich zu rühren, stieß er einen Freudenschrei aus, sprang, ohne des Blutes zu achten, das ihm aus zwei Wunden strömte, über den Körper seines Gegners, der sich machtlos zu seinen Füßen wand, wie ein Tiger hinweg und drang in das Zelt. Es war leer — Donna Luz verschwunden. Der Hauptmann stand wie vom Donner gerührt. Was war aus dem Mädchen geworden? In dem kleinen, fast aller

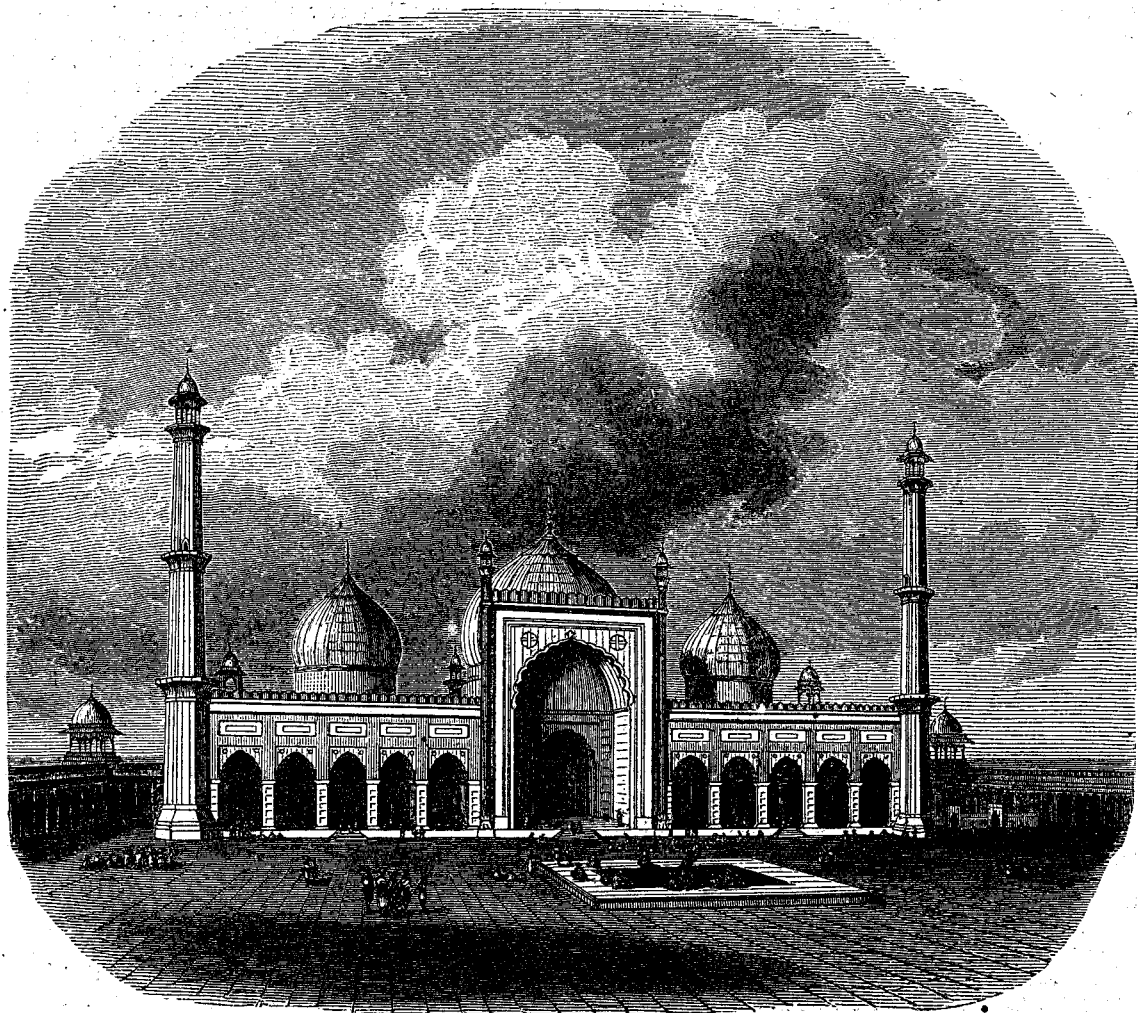
Möbel baaren Zelte hatte sie sich unmöglich verbergen können. Der Eindruck auf dem Bette zeigte, daß Donna Luz bis zum Augenblick des Ueberfalls darauf geruht hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Das englische Indien.

X.

Delhi.

Die Jumna Mosjed — dieser prachtvolle Tempel und die Hauptmoschee Delhi's, von der wir in unserem letzten At-



Die Jumna-Mosjed in Delhi.

titel sprachen, — ist außerordentlich gut erhalten. Sie liegt sehr vorthellhaft auf einem Felsen, der mindestens die Höhe der umliegenden Häuser hat. Vorne befindet sich ein großer viereckiger Hof, umgeben von einer offenen Gallerie. Man tritt in diesen Hof durch eines der drei Thore, zu denen prachtvolle Treppen führen. Auf diesen Treppen stehen Buden, in denen Stoffe aller Art, Schwaaren und Tausende von Tauben, die Lieblingsvögel des Propheten, verkauft werden. In der Mitte des Hofes ist ein großes Wasserbassin aus Marmor mit mehreren kleinen Fontainen, welche durch Maschinen aus dem Canal gespeist werden. Der ganze Hof, welcher 12,000 Personen fassen kann, ist mit Granit gepflastert, in welchen Marmor incrustirt ist. In dem Hofe, der stets mit Gläubi-

gen gefüllt ist, liegen diese, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt, in andächtigem Gebete, oder waschen sich in dem großen Bassin Kopf, Hände und Füße, und gegen Abend, wenn man diese weißen Gestalten in den langen Bogengängen auf und nieder wandern und sich bei dem Worte des Imams zu Boden werfen sieht, macht die Moschee einen wahrhaft zauberischen Eindruck. Auf der Westseite gelangt man über eine andere Treppe in die Moschee selbst und zwar durch drei prachtvolle gothische Arcaden, die von drei Kuppeln aus weißem Marmor überragt werden. Auf allen vier Enden erheben sich hohe Minarets. Der Umfang, die Solidität und das reiche Material dieses Denkmals stellen es nach der Ansicht aller Reisenden in die erste Reihe der Moscheen der muslimännischen Welt.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Jetzt aber war sie verschwunden wie ein Luftgeist, ohne daß man Spuren ihrer Flucht wahrzunehmen vermochte. Ihr Entkommen schien dem Räuber um so unbegreiflicher, da der Angriff auf das Lager von allen Seiten zumal geschehen war. Konnte man einem jungen Mädchen, das eben vor Schrecken aus dem Schlaf aufgeschahren, Kühnheit und Geistesgegenwart genug zutrauen, daß es unbemerkt mitten durch die Sieger hindurch zu schlüpfen vermöchte, deren erste Sorge doch gewesen war, alle Zugänge zu bewachen? Der Hauptmann suchte vergeblich den Schlüssel zu diesem Räthsel. Wüthend auf den Boden stampfend, untersuchte er mit der Dolchspitze die Gepäcksballen, welche möglicherweise dem Flüchtling einen vorübergehenden Schutz verliehen, aber ohne Erfolg. Nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß durch weitere Nachforschungen im Zelt nichts zu erzielen war, eilte er wieder hinaus und schoß wie ein wildes Thier umher; denn er glaubte, wenn es ihr auch durch eine Art von Wunder gelungen sei, zu entweichen, so werde es doch leicht sein, die Spuren des halbangekleideten Flüchtlings, der in der Nacht und in der Wildniß nothwendig verirren mußte, aufzufinden.

Inzwischen betrieben die Räuber das Plünderungswerk mit einer Geschwindigkeit und mit einer Ordnung in der Unordnung, welche ihrem praktischen Sinn alle Ehre machte. Als sie endlich vom Morden und Rauben erschöpft waren, fielen sie mit ihren Dolchen über die vollen Maycalschläuche her und ließen auf die Scene des Schreckens eine Orgie folgen.

Plötzlich vernahm man aus kurzer Entfernung ein zeterndes Geschrei und ein Kugelregen pfiß über die Banditen hin, welche bestürzt ob dieser Ueberraschung nach ihren Waffen griffen und sich zu sammeln suchten. Im nämlichen Augenblick tauchte ein Schwarm Indianer auf, welche gleich Jaguars über die Gepäcksballen wegsetzten und hinter ihnen kam eine Abtheilung Jäger, an deren Spitze sich Treuherz, Belhumeur und der schwarze Elch befanden.

Die Räuber staden jetzt in einer schlimmen Klemme. Durch die Gefahr, die seinen Leuten drohte, wieder zur Besinnung gebracht, ließ der Hauptmann ab von seinem vergeblichen Suchen, sammelte seine Mannschaft um sich und benützte geschickt das Getümmel, welches von einem Einfall wie der der Verbündeten unzertrennlich ist, zu der Weisung an die Seinigen, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen und so auf die beste Art den Streichen ihrer Gegner auszuweichen. Nach einer Salve, welche unter den Angreifenden ein kurzes Zögern zur Folge hatte, flogen sie, die beiden einzigen Gefangenen, die sie gemacht hatten, mit sich führend, einem Schwarm häßlicher Urubuse gleich, davon und verschwanden in der Nacht. Aber selbst auf der Flucht versäumte der Hauptmann, welcher bis auf die Letzten geblieben war, um den Rückzug zu decken, keinen Augenblick, so gut wie möglich unter den Felsen nach den Spuren des Mädchens zu suchen. Seine Anstrengung war eitel; kochende Wuth im Herzen zog er ab, während sein Gehirn ob den finsternsten Entwürfen brütete.

Treuherz hatte von dem indianischen Kundschafter und namentlich durch den Doctor Nachricht über den versuchten Angriff auf das Lager erhalten; er säumte daher nicht, die vereinigte Mannschaft in Bewegung zu setzen, damit die Mexitaner sobald als möglich Beistand erhielten. Leider waren die Trapper und Comanchen trotz ihrer Schnelligkeit zu spät gekommen, um die Caravane zu retten. Sobald die Führer des Zugs sich von der Flucht der Räuber überzeugt hatten, brach Adlerkopf mit seinen Kriegerern auf, um ihre Fährte zu verfolgen. Treuherz, der nun allein Herr im Lager war, ließ in der Umgegend das Gebüsch und das hohe Gras durchsuchen, in welchem die Banditen keine Nachforschungen anstellen können, weil sie so bald nach Er-

oberung des Lagers selbst wieder überfallen worden waren. Die Spähe führte zu der Entdeckung Rhöbes, der Dienerin der Sennorita und zweier Lanceros, welche sich in den Stamm eines hohlen Baumes geflüchtet hatten und mehr todt als lebendig von dem schwarzen Elch und einigen Jägern herbeigeführt wurden. Die armen Teufel waren anfangs keinem Trost zugänglich, da sie in die Hände der Räuber gefallen zu sein glaubten, und Treuherz hatte Noth, ihnen begreiflich zu machen, daß die im Lager befindlichen Leute Freunde seien, deren verspätete Ankunft allerdings eine wirksame Hilfe unmöglich machte, die aber nicht daran dächten, ihnen ein Leides zu thun. Nachdem sie sich endlich hinreichend gesammelt hatten, nahm sie Treuherz in das Zelt und ließ sich von ihnen das Geschehene ausführlich erzählen. Die junge Meistie fand sich weit bald in die Sachlage; sie gewann am schnellsten ihre Fassung wieder und da sie außerdem Treuherz erkannt hatte, so hielt es nicht schwer, sie zum Plaudern zu bringen. Der Jäger hatte daher schon in einigen Minuten Auskunft über die schrecklichen Ereignisse, deren Zeuge sie gewesen war.

„Capitän Aquilar ist also gefallen?“ fragte er sie. — „Ach ja,“ antwortete das Mädchen mit einem Seufzer. — „Und der General?“ — „Oh, er hat sich gewehrt wie ein Löwe und ist erst nach einem helbenmüthigen Widerstand gefallen.“ — „Er ist todt?“ fragte Treuherz mit schmerzlicher Bewegung. — „Nein, nur verwundet. Ich sah, wie die Kerls ihn an mir vorbei trugen und glaube sogar, daß die Wunden nur leicht sind, da die Ladrons ihn im Kampfe schonten.“ — „Um so besser,“ sagte der Jäger, gedankenvoll den Kopf senkend; dann aber fügte er mit einem leichten Beben in seiner Stimme bei: „und was ist aus Deiner jungen Gebieterin geworden?“ — „Aus Donna Luz?“ — „Ja, so nennt sie sich, glaub' ich. Ich würde viel darum geben, wenn ich Kunde von ihr hätte und sie in Sicherheit wüßte.“ — „Sie ist es, da sie Euch in der Nähe hat,“ ließ sich eine melodische Stimme vernehmen. Die Sennorita war wirklich da, gleich zwar von der erschütternden Aufregung, die sie durchgemacht hatte, aber ruhig, mit leuchtendem Blick und einem Lächeln auf den Lippen. Die Umstehenden konnten eine Bewegung des Staunens ob der plötzlichen Erscheinung des Mädchens nicht unterdrücken. „Gott sei gepriesen!“ rief der Jäger. „So ist doch unser Beistand nicht ganz unnütz gewesen.“ — „Nein,“ versetzte sie mit Anmuth; dann aber legte sich ein melancholischer Zug über ihr Antlitz und sie fügte in schmerzlicher Tone bei: „Ach, ich habe den Mann verloren, der an mir Vaterstelle vertrat, und muß jetzt zu Euch kommen, um Euren Schutz mir zu erbitten, Caballero.“ — „Er soll Euch nicht fehlen, Sennorita,“ entgegnete er mit Wärme, „und was Euren Dasein betrifft, so werde ich ihn — verlaßt Euch darauf — Euch zurück geben, und müßte ich den Versuch mit meinem Leben zahlen. Ihr wißt,“ fügte er bei, „daß Euch nicht erst seit heute mein Dienst geweiht ist.“ Nachdem die erste Aufregung vorüber war, wollte man hören, wie es die junge Dame angegriffen hatte, sich den Nachstellungen der Räuber zu entziehen. Sie erzählte einfach, wie es ihr ergangen war. Sie hatte angekleidet auf ihrem Bette gelegen; aber die Unruhe ließ sie nicht schlafen und eine geheime Ahnung flüsterte ihr zu, daß Wachsamkeit nöthig sei. Auf das Geschrei der Räuber hatte sie sich entsezt erhoben und alsbald die schreckliche Ueberraschung gemerkt, daß sie an eine Flucht nicht denken durfte. Wie sie so in ihrer Noth umherschaute, bemerkte sie, daß in einer Hängematte wirr einige Kleidungsstücke lagen und darüber herunter hingen. Da schien ihr der Himmel einen Gedanken einzugeben. Sie schlüpfte unter die Kleider, ohne in der Unordnung derselben etwas zu stören und duckte sich so klein wie möglich zusammen. Wie nun der Banditenführer überall nach ihr suchte, fügte es Gott, daß er die Hand nicht nach der Hängematte ausstrecken durfte, welche leer zu sein schien. In dieser Lage blieb sie wohl eine Stunde und machte dabei eine Todesangst durch, die sie nicht zu beschreiben vermochte.

Erst als sie nach der Ankunft der Jäger Treuherzens Stimme vernahm, die sie sogleich wieder erkannte, gab sie auf's Neue der Hoffnung Raum; sie war aus ihrem Versteck herausgeschlüpft und hatte mit Ungeduld den geeigneten Augenblick erwartet, um sich zu zeigen. Die Jäger staunten über die einfache und doch so rührende Erzählung und lobten ununterbrochen den Muth und die Geistesgegenwart des Mädchens, denen sie allein ihre Rettung zu danken hatte. Nachdem im Lager die Ordnung einigermaßen hergestellt war, kehrte Treuherz wieder zu Donna Luz zurück. „Sennorita,“ sagte er, „der Tag wird nächsten anbrechen. Gönnst Euch einige Stunden Ruhe; ich will Euch dann zu meiner Mutter führen, die eine wahre Heilige ist. Wenn sie Euch einmal kennt, so wird sie Euch ohne Zweifel wie eine Tochter lieben. Jedenfalls sei Ihr bei ihr in Sicherheit, während ich Euren Onkel zu befreien suche.“ Ohne auf die Dankesergießungen des Mädchens einzugehen, verbeugte er sich achtungsvoll und verließ das Zelt. Als er verschwunden war, seufzte Donna Luz und ließ sich gedankenvoll auf einen Sitz nieder.

### VIII.

#### Die Höhle am Grünspanfluß.

Seit den im vorigen Capitel berichteten Ereignissen sind zwei Tage verfloßen. Wir führen nunmehr zwischen drei und vier Uhr Nachmittags den Leser in die von Belhumeur entdeckte Höhle, welche Treuherz zu seiner Lieblingswohnung gemacht hat. Das Innere derselben war von zahlreichen Holzstakeln, die in den Felswänden stecken, erhellt und würde auf einen Fremden, der die Höhle zufällig besuchte, den Eindruck eines Zigeuner- oder Banditenlagerplatzes gemacht haben. Man sah gegen vierzig Trapper und Comandantentrieger umher zerstreut, von denen die Einen schliefen, die Andern rauchten, wieder Andere ihre Waffen putzten oder ihre Kleider ausbesserten. Einige kauerten um zwei oder drei Feuer her, über denen Kochkessel aufgehangen waren, oder brien gewaltige Wildpretstücke zum Mahl für ihre Kameraden. Vor den Eingängen zu der Höhle standen je zwei regungslose Schildwachen, die stumm, aber mit achtsamem Aug' und Ohr für das gemeinsame Wohl wachten. In einem durch einen vorspringenden Felsen gebauten natürlichen Gelasen saßen auf grob mit der Art gezimmerten Stühlen zwei Frauen und ein Mann, die sich in gedämpfter Stimme mit einander unterhielten. Die Frauen waren Donna Luz und Treuherzens Mutter, der Mann, welcher ihnen, die Stroh cigarre im Mund, zufuhr und bisweilen das Gespräch mit einem Ausruf der Ueberraschung, Bewunderung oder Freude unterbrach, der alte spanische Diener No Eusebio. Am Eingang dieses Gelasen, welches in der Höhle eine Art gesonderten Zimmers bildete, spazierte der schwarze Elch, die Hände auf dem Rücken und ein Riedchen durch die Zähne pfeifend, mit großen Schritten auf und ab. Treuherz, Adlerkopf und Belhumeur waren abwesend.

Die Unterhaltung der beiden Damen schien sehr ansprechend zu sein. Die Mutter des Jägers wechselte oft bedeutungsvolle Blicke mit dem alten Diener, der in seiner Theilnahme sogar seine Cigarre hatte ausgehen lassen und achlos kalt fortrauchte.

„Oh!“ sagte die alte Frau, indem sie mit Innigkeit die Hände faltete und die Augen gen Himmel erhob, „der Finger Gottes ist in alledem deutlich zu erkennen.“ — „Ja,“ pflichtete No Eusebio bei, „ihm haben wir Alles zu danken.“ — „Und sagt mir, mein Herz, hat Euch während der zwei Monate Eurer Reise Euer Onkel, der General, nie in Worten oder Handlungen den Zwed seines Prairiezuges merken lassen?“ — „Nein,“ versetzte Donna Luz. — „Das ist seltsam,“ murmelte die alte Dame. — „Ja wohl, seltsam,“ wiederholte No Eusebio, der sich in Acht nahm, die Donna mit dem Rauch seiner Cigarre zu behelligen. — „Und wie verbrachte Euer Onkel seit seiner Ankunft in den Prairien seine Zeit?“ nahm Treuherzens Mutter wieder auf. „Ent-

schuldigt diese Fragen, mein Kind, die Euch wohl Wunder nehmen mögen, aber keineswegs durch bloße Neugierde eingegeben sind. Ihr werdet mich später verstehen und dann einsehen, daß nur die lebhafteste Theilnahme, welche ich für Euch fühle, mich zu fragen veranlaßt.“ — „Ich zweifle nicht daran, Sennora,“ entgegnete Donna Luz mit einem bezaubernden Lächeln, „und nehme auch keinen Anstand, Euch zu antworten. Seit unserer Ankunft in den Prairien war der Onkel gedankenvoll und traurig; er suchte die Gesellschaft der Wildnißbewohner, und wo er einem begegnete, blieb er stundenlang bei ihm, um sich mit ihm zu unterhalten und ihn auszufragen.“ — „Erinnert Ihr Euch, mein Kind, über was er Erkundigungen einjog?“ — „Ich muß zu meiner Schande gestehen, Sennora,“ antwortete das Mädchen mit einem leichten Erröthen, „daß ich diesen Gesprächen nur wenig Aufmerksamkeit schenkte, da sie mir kein Interesse zu haben schienen. Das Leben war mir bisher nur traurig und einsam verfloßen, da ich die Welt bloß durch's Klostersgitter ansehen durfte, deßhalb nahm mich auch die großartige Natur, die sich wie auf einen Zauberspruch vor mir aufthat, so sehr in Anspruch, daß ich nur für ihre Wunder Sinn hatte und jeden Augenblick vor den Kundgebungen der schöpferischen Allmacht andachtsvoll hätte niedersinken mögen.“ —

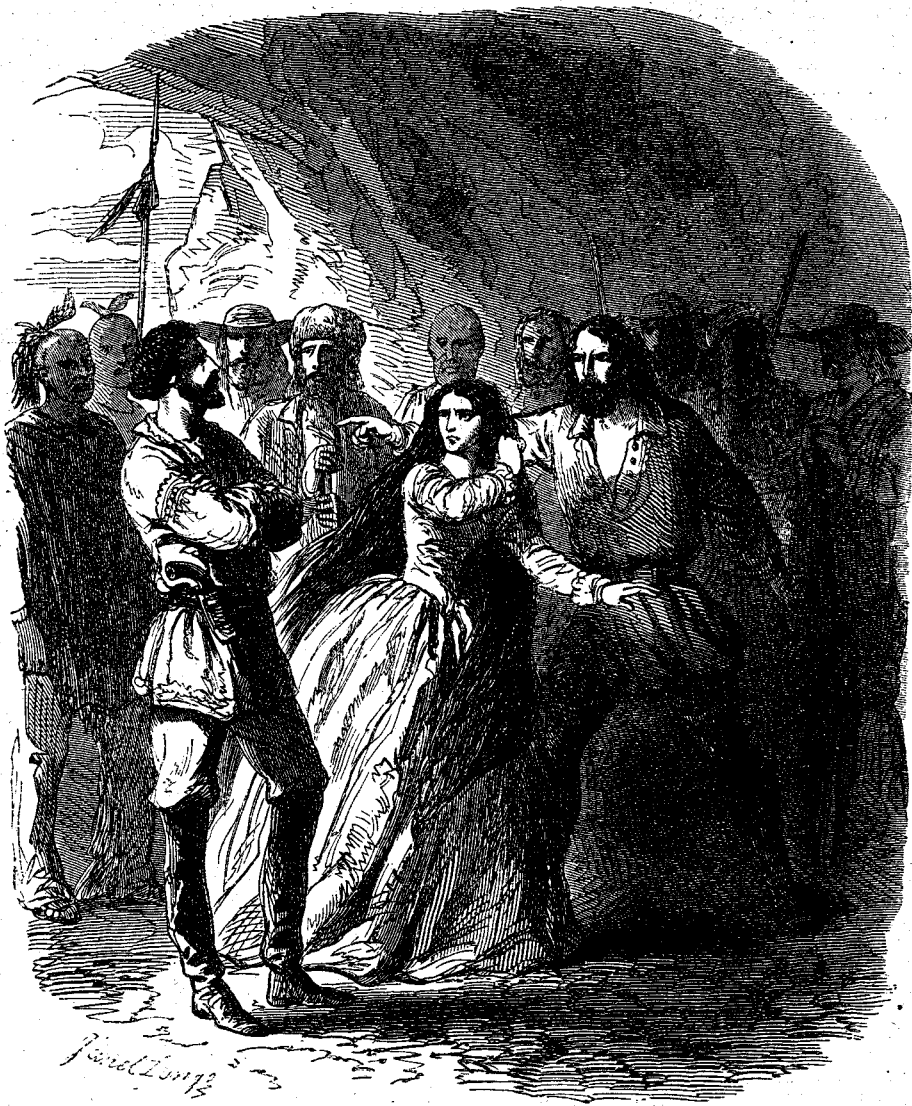
„Ihr habt Recht, mein Kind. Verzeiht meiner Fragen, die Euch nur ermüden und deren Bedeutung Ihr nicht fassen könnt,“ sagte die alte Dame, sie auf die Stirne küssend. „Sprechen wir von etwas anderem.“ — „Wie Euch beliebt, Sennora,“ versetzte das Mädchen, ihr den Kuß zurückgebend. „Ich fühle mich glücklich, wenn ich mit Euch plaudern kann, und jeder Gegenstand, den Ihr anregt, wird für mich von Interesse sein.“ — „Aber wir schwärzen und schwärzen und denken dabei gar nicht an meinen armen Sohn, der seit diesem Morgen abwesend ist und nach dem, was er mir sagte, schon wieder zurück sein sollte.“ — „Ach, wenn ihm nur nichts zugestoßen ist!“ rief Donna Luz bekümmert. — „Ihr nehmt also Antheil an ihm?“ fragte lächelnd die alte Dame. — „Ach, Sennora,“ versetzte das Mädchen, dessen Antlitz von einem leibhaften Noth überflog, „wie könnte ich anders nach den Diensten, die er uns geleistet hat und uns sicherlich auch noch ferner leisten wird?“ — „Mein Sohn hat Euch versprochen, Euren Onkel zu befreien, und Ihr dürft überzeugt sein, daß er Wort halten wird.“ — „Oh, daran zweifle ich keinen Augenblick, Sennora. Wie edel und groß ist sein Charakter!“ rief sie mit Begeisterung, „und wie gut verdient er den Namen Treuherz.“ Die alte Dame und No Eusebio betrachteten sie lächelnd; sie fühlten sich glücklich in dem Enthusiasmus des Mädchens. Donna Luz bemerkte ihrer Seite gleichfalls, daß sie ein Gegenstand der Beobachtung war und senkte verschämt das erröthende Antlitz. „Oh,“ sagte die alte Dame, sie bei der Hand nehmend; „Ihr dürft wohl fortfahren, mein Kind; denn es freut mich, wenn ich Euch so von meinem Sohne sprechen höre.“

Es entstand jetzt eine Bewegung in der Höhle und mehrere Männer traten ein.

„Da kommt Euer Sohn, Sennora,“ sagte der schwarze Elch. — „Ich danke, mein Freund,“ versetzte sie. — „Gott sei gepriesen!“ rief Donna Luz, indem sie freudig sich erhob, alsbald aber, der unbefonnenen Aufwallung sich schämend, mit glühendem Antlitz wieder auf ihren Sitz zurück sank. Treuherz war wirklich angekommen, aber nicht allein, sondern im Geleit von Belhumeur, Adlerkopf und mehreren Trappern. Er eilte sogleich dem Raum zu, in welchem sich seine Mutter befand, küßte sie auf die Stirne und wandte sich dann an Donna Luz, um auch sie zu begrüßen. Er that dies mit einer gewissen Befangenheit, die der alten Dame nicht entging. Der Gegengruß des Mädchens zeugte von einer nicht geringeren Verwirrung. „Ich habe meine edlen Gefangenen lange warten lassen,“ sagte er scherzend. „Die Zeit muß euch in dieser Höhle schrecklich lang geworden sein. Entschuldigt, Donna Luz, daß ich Euch, die Ihr nur an Paläste gewöhnt sind, eine so abscheuliche Wohnstätte angewiesen habe;

aber sie ist leider die schönste, die ich besitze.“ — „Bei der Mutter meines Retters werde ich, wo es auch sei, stets wie eine Königin wohnen,“ versetzte das Mädchen. — „Was hast Du heute ausgerichtet, mein Sohn,“ ergriff die alte Dame augenscheinlich mit der Absicht das Wort, dem Gespräch, das etwas verfänglich zu werden drohte, eine andere Wendung zu geben. „Bringst Du uns gute Nachrichten? Donna Luz ist natürlich wegen ihres Onkels unruhig und brennt vor Verlangen, ihn wieder zu sehen.“ — „Ich weiß ihre Unruhe zu würdigen und hoffe, sie bald beschwichtigen zu können,“ versetzte der Jäger. „Wir haben heute nicht viel geleistet, da es uns nicht gelungen ist, die Spur

der Räuber aufzufinden. Es ist im höchsten Grad ärgerlich. Zum Glück sind wir auf dem Rückweg einige Schritte von der Höhle dem Doctor begegnet, der seiner löblichen Gewohnheit gemäß in den Felsklüften Kräuter suchte. Er sagte uns, daß er in der Nähe einen verdächtig aussehenden Menschen habe herumstreichen sehen. Wir machten sogleich Jagd auf ihn und erwischten auch bald eine Person, die wir mitgenommen haben.“ — „Ihr seht nun, Sennor,“ versetzte Donna Luz mit schelmischer Miene, „daß auch das Kräutersuchen zu etwas gut ist. Allem Anschein nach hat Euch mein lieber Doctor einen großen Dienst erwiesen.“ — „Ohne es zu wollen,“ entgegnete Treuherz lachend. — „Ich habe



„Das ist zu viel!“ rief der Jäger.

nicht das Gegentheil behauptet,“ fuhr das Mädchen scherzend fort; „und wenn es nur so ist, so habt Ihr es den Pflanzern zu danken.“ — „Ich gebe zu, daß das Pflanzensammeln sein Gutes haben mag; aber alles zu seiner Zeit, und diese hat der Doctor nicht immer am glücklichsten gewählt.“ — Ungeachtet des schweren Ernstes der Thatsachen, auf welche diese Worte anspielten, konnten die Anwesenden ein Lächeln auf Kosten des unglücklichen Gelehrten nicht unterdrücken. „Ich leide es nicht,“ sagte Donna Luz, „daß man mir meinen armen Doctor angreift. Er ist für seine Vergeßlichkeit genug gestraft durch den Jammer, der ihm seit dem unseligen Tage keine Ruhe läßt.“ — „Ihr habt Recht, Sennorita;

also nichts mehr davon. Ihr erlaubt mir jetzt, Euch zu verlassen, denn meine Begleiter sterben buchstäblich vor Hunger und sind mitgekommen, um sich in etwas zu erlaben.“ — „Aber was gedenkt Ihr mit dem Menschen anzufangen, den Ihr aufgegriffen habt?“ fragte No Eusebio. — „Das weiß ich noch nicht. Nach der Mahlzeit will ich ihn verhören; wahrscheinlich werden seine Antworten mir als Richtschnur dienen können.“

Die Kessel wurden von dem Feuer abgenommen, die Wildpretstücke zerlegt und Trapper und Comanchen tafelten mit einander in brüderlicher Eintracht. Die Damen wurden in ihrer Abgeschiedenheit bedient, und No Eusebio erfüllte die

hohen Obliegenheiten eines Wirthes mit einer Sorgfalt und einem Ernste, die eines besseren Ortes würdig gewesen wären. Der in der Nähe der Höhle festgenommene Mensch war der Obhut zweier stämmiger, bis an die Zähne bewaffneter Trapper übergeben worden, die ihn aus's Sorgfältigste bewachten; er schien jedoch nicht entfernt an ein Entweichen zu denken, sondern erwies im Gegentheil den Speisen, die man ihm vorzulegen die Aufmerksamkeit hatte, alle mögliche Ehre. Nach beendigter Mahlzeit traten die Häuptlinge bei Seite und besprachen sich einige Minuten mit gedämpfter Stimme. Dann ließ Treuherz den Gefangenen vorführen, um mit ihm das Verhör zu beginnen. Man hatte den Menschen bisher kaum beachtet; als er aber vor den Häuptlingen erschien, erkannten ihn diese im Augenblick. „Der Hauptmann Watheho!“ rief Treuherz erstaunt. — „Der selbe, meine Herren,“ versetzte der Gefangene mit spottendem Stolz. „Was will man von mir? Ich bin bereit, zu antworten.“

## IX.

## Diplomatie.

Von Seiten des Hauptmanns war es nach den Vorgängen eine unehörte Kühnheit, ohne die Möglichkeit eines Widerstandes sich Leuten auszuliefern, die ihm eine blutige Rache zugebracht hatten. Auch fürchteten die Jäger in diesem Benehmen bereits eine Schlinge, und ihr Erstaunen steigerte sich in dem Maße, als sie über die Bedeutung des von dem Räuber versuchten Schrittes nachdachten. Sie sahen wohl ein, daß er sich absichtlich hatte ergreifen lassen, und daß er dafür seine guten Gründe haben mußte, namentlich nach der Mühe, die er sich gegeben, seine Fahrte vor aller Augen zu verwischen und einen so geheimen Schlupfwinkel aufzufuchen, daß selbst die Indianer, diese feinen Spürer, welche sonst nichts von einer Witterung abzubringen vermag, auf die weitere Nachforschung verzichteten. Was wollte er in der Mitte seiner unverzöhnlichen Feinde? Welcher gewichtige Grund hatte ihn zu der Unflugheit veranlaßt, sich selbst in ihre Hände zu geben? Solche Fragen beschäftigten die Trapper, während sie ihren Gefangenen mit der Neugierde und Theilnahme betrachteten, welche man wider Willen auch dem verworfensten Unerfrorenen widmet, wenn er eine kühne That vollbracht hat.

„Da Ihr Euch selbst in unsere Hände gegeben habt,“ redete ihn Treuherz an, „so werdet Ihr Euch ohne Zweifel nicht weigern, auf die Fragen zu antworten, die wir an Euch zu richten für gut finden werden.“ — Ein Lächeln, dessen Ausdruck sich nicht beschreiben läßt, glitt über das bleiche Gesicht des Räubers. „Ich werde nicht nur keine Antwort verweigern,“ entgegnete er mit klarer, ruhiger Stimme, „sondern mit eurer Erlaubniß sogar euren Fragen zuvorkommen, indem ich euch freiwillig über alles Vorgefallene Auskunft gebe. Es wird euch daraus alles klar werden, was euch noch dunkel ist und ihr euch vergeblich zu erklären gesucht habt.“

Ein Gemurmel des Staunens lief durch die Reihen der Trapper, die sich nachgerade gesammelt hatten und mit Aufmerksamkeit zuhörten. Die Scene versprach im höchsten Grade interessant zu werden. Treuherz dachte einen Augenblick nach und sagte dann zu dem Räuber: „So sprecht, wir hören.“ — Der Banditenführer verneigte sich und begann dann mit spöttischer Betonung seine Erzählung. Nach dem Bericht über die Wegnahme des Lagers fuhr er folgendermaßen fort: „Das war ein guter Zug, ihr Herren, nicht wahr? Gewiß könnt ihr, die ihr in ähnlichen Dingen geübte Meister seid, mir nur darüber ein Compliment machen. Einen Umstand wißt ihr übrigens noch nicht, und den sollt ihr jetzt erfahren. Die Erbeutung der Schätze des mexikanischen Generals war für mich nur von untergeordnetem Belang; es schwebte mir ein anderes Ziel vor: ich wollte mich nämlich der Donna Luz bemächtigen. Von Mexiko an folgte ich der

Caravane Schritt für Schritt; ich hatte ihren Führer, die Ansel, einen alten Bekannten von mir, bestochen, und während ich das Gold und die Edelsteine meinen Kammeraden preisgab, verlangte ich für mich nichts als das Mädchen.“

„Und um die habt Ihr allem Anscheine nach Euch vergebliche Mühe gegeben,“ unterbrach ihn Belhumeur mit spöttischem Lachen. — „Meint Ihr?“ versetzte der Andere mit unverwundlicher Ruhe. „Nun ja, für diesmal mögt Ihr Recht haben, aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und vielleicht greife ich ein andermal besser.“ — „Ihr sprecht unter hundertundfünfzig der besten Prairiebüchsen von Curcum abschaulichen Plan so zuversichtlich, als ständet Ihr im Kreis eurer Spießgesellen und in einer Räuberhöhle, die kein Mensch zu finden weiß. Dies ist eine große Unflugheit oder vielmehr ein seltener Uebermuth,“ bemerkte Treuherz streng. — „Paß, die Gefahr ist für mich nicht so groß, als Ihr mir glauben machen wollt. Ihr wißt, daß ich ein Mann bin, bei dem Einschüchterung nicht versängt. Lassen wir daher die Drohungen und sprechen wir, wenn's gefällig ist, wie ernste Menschen mit einander.“ — „Wir alle, die wir in dieser Höhle beisammen sind, Jäger, Trapper und Indianer, haben das Recht, im Namen der gemeinschaftlichen Sicherheit das Grenzgesetz gegen Euch in Anwendung zu bringen — Auge um Auge und Zahn um Zahn; denn Ihr seid sogar durch Euer eigenes Geständniß des Raubes, des Mordes und des versuchten Frauenraubes überführt. Wir werden nicht säumen, Euch Euer Recht andeuten zu lassen. Was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?“ — „Alles zu seiner Zeit, Treuherz. Wir können demnächst auf diesen Punkt übergehen; vorher aber möchte ich mit Eurer Erlaubniß zu Ende bringen, was ich Euch zu sagen habe. Seid nicht ungehalten, es handelt sich ja nur um einige Minuten Verzug, und ich werde selbst auf die Frage zurückkommen, deren Erledigung Euch als dem selbstgeschaffenen Richter in dieser Wildniß so sehr am Herzen liegt.“ — „Dieses Gesetz ist so alt als die Welt, und geht von Gott selbst aus. Alle ehrlichen Leute haben die Verpflichtung, auf die wilden Bestien Jagd zu machen, die ihnen auf ihrem Pfad begegnen.“ — „Die Vergeltung ist nicht schmeichehaft,“ erwiderte der Räuber; „da ich aber etwas hartschlägig bin, so will ich sie nicht übel nehmen. Ein für allemal, wollt Ihr mich sprechen lassen?“ — „So redet und macht, daß Ihr einmal zu Ende kommt.“ — „Weiter verlange ich nicht. Hört mich an. In dieser Welt faßt Jeder das Leben nach seiner Weise auf, der Eine freier, der Andere beschränkter. Was mich betrifft, so hege ich den gewiß nicht ehrgeizigen Wunsch, mit einem bescheiden Einkommen mich in den Schooß einer unserer schönen mexikanischen Provinzen zurückzuziehen. Seit einigen Monaten befinde ich mich in Folge einiger einträglichen Unternehmungen, die ich in den Prairien durch meinen Muth und meine Gewandtheit glücklich zu Ende brachte, im Besitz einer hübschen runden Summe, die ich meiner Gewohnheit gemäß zu Erzielung des gedachten Einkommens anzulegen mich entschloß. Ich war in Mexiko, um meine Fonds meinem dortigen französischen Banquier zu überweisen, der mir sie nutzbar macht, und den ich für vorfallende Fälle auch Euch empfehlen möchte.“ — „Wozu dieses Geschwätz?“ unterbrach ihn Treuherz unwillig. „Wollt Ihr uns verhöhnen?“ — „Durchaus nicht. Ich fahre fort. In Mexiko fügte es der Zufall, daß ich Donna Luz einen nicht unwichtigen Dienst leisten konnte.“ — „Ihr?“ versetzte Treuherz zornig. — „Warum nicht?“ entgegnete der Andere. „Die Geschichte ist übrigens einfach. Ich rettete sie aus den Händen von vier Banditen, welche im Begriff waren, sie zu berauben. Bei dieser Gelegenheit habe ich mich in sie verliebt.“ — „Herr,“ rief der Jäger, im höchsten Zorn erglühend, „das übersteigt alle Grenzen. Donna Luz ist eine junge Dame, von der man nur mit tiefster Achtung reden darf, und ich bulde nicht, daß sie in meiner Gegenwart beschimpft werde.“ — „Wir sind hier ganz der gleichen Ansicht,“ erwiderte der Räuber; „doch

ist es gleichwohl wahr, daß ich mich verliebte. Ich zog Erkundigungen über sie ein, erfuhr, daß sie eine Reise vorhabe, und spielte bis zum Antritt derselben, wie Ihr seht, mein Spiel nicht übel. Dann machte ich meinen Plan, der zwar, wie Ihr mir entgegenhalten werdet, vollständig fehlschlug, aber auf den ich noch nicht verzichte." — "Und wir werden uns bemühen, gute Ordnung hineinzubringen." — "Daran thut Ihr gut, wenn Ihr könnt." — "Setzt werdet Ihr wohl fertig sein?" — "Noch nicht, wenn Ihr nichts dagegen habt. Aber für das, was ich noch zu sagen habe, ist die Gegenwart von Donna Luz unerläßlich; denn von ihr allein hängt es ab, ob das Anliegen, das mich zu Euch führte, gelungen ist oder nicht." — "Ich begreife Euch nicht." — "Das wäre vorberhand auch nutzlos; glaubt mir übrigens, Treuherz, daß Ihr bald den Schlüssel zur Lösung des Räthsels finden werdet."

Während dieser langen Unterredung hatte der Räuber keinen Augenblick seine Ruhe verloren und stets den spöttischen Ton und das freie Wesen beibehalten, welche die Jäger in Verwirrung brachten. Er nahm sich mehr wie ein vornehmer Herr aus, der bei seinen Nachbarn auf dem Lande einen Besuch macht, als wie ein Gefangener, dem eine Kugel vor den Kopf in Aussicht steht. Aus der Gefahr schien er sich gar nichts zu machen, und während die Trapper nach Beendigung seiner Rede sich leise beriethen, drehte er sich eine Maissigarre, zündete sie an und begann ruhig zu rauchen.

"Donna Luz hat nichts mit diesen Dingen zu schaffen," sprach Treuherz mit schlecht verhältener Ungeduld. "Ihre Unwesenheit ist nicht nöthig." — "Da seid Ihr sehr im Irrthum, mein theurer Herr," entgegnete der Räuber, eine Rauchwolke von sich blasend; "sie ist durchaus nöthig. Wollt Ihr den Grund wissen? Ihr begreift doch wohl, daß ich ein viel zu schlauer Fuchs bin, um mich von freien Stücken in eure Hände zu geben, wenn ich nicht ein Pfand besäße, das mit seinem Leben für das meinige einsteht. Dieses Pfand ist der Onkel des jungen Mädchens. Wenn ich nicht um Mitternacht in meiner Räuberhöhle, wie Ihr sie zu nennen beliebt, und im Kreise meiner tapfern Kameraden bin, so wird genau zehn Minuten später der ehrenwerthe Herr ohne Gnade erschossen."

Eine Aufwallung des Zorns lief durch die Reihen der Jäger.

"Ich weiß sehr wohl," fuhr der Räuber fort, "daß Ihr für Eure Person Euch nicht sonderlich viel um das Leben des würdigen Generals kümmert und daß Ihr es zum Laufschuß gegen das meinige großmüthig opfern würdet. Aber zum Glück für mich ist meiner festen Ueberzeugung nach Donna Luz nicht Eurer Meinung und hält viel auf ihren Onkel. Habt daher die Güte, sie herauszubitten, damit sie höre, welchen Vorschlag ich zu machen habe. Die Zeit enteilt und der Weg von hier bis zu meinem Lager ist weit; komme ich zu spät dort an, so habt Ihr allein das Unglück zu verantworten, das aus dieser Zögerung erwächst." — "Hier bin ich," nahm jetzt Donna Luz das Wort und trat durch den Haufen hervor, hinter welchem verborgen sie alles mit angehört hatte. Der Räuber warf seine halb abgebrannte Cigarre weg und grüßte die junge Dame mit einer achtungsvollen Verbeugung. — "Ich schätze mich glücklich, Sennorita," sagte er, "daß Ihr mich dieser Ehre würdig achtet." — "Spart Eure spöttischen Complimente, Herr. Ich will hören, was Ihr mir zu sagen habt." — "Ihr beurtheilt mich falsch, Sennorita," versetzte der Räuber; "aber ich hoffe, mich später gegen Euch zu rechtfertigen. Wie, kennt Ihr mich nicht mehr? Ich glaubte, bei Euch besser im Andenken zu stehen." — "Es ist möglich, daß ich für Euch eine Zeit lang eine freundliche Erinnerung bewahrte," versetzte das Mädchen aufgeregt; "aber nach dem, was seit einigen Tagen vorgefallen ist, kann ich in Euch nur einen Verbrecher erkennen." — "Das ist ein hartes Wort, Sennorita." — "Ihr müßt es entschuldigen, wenn ich Euch verlege; aber ich habe mich noch nicht

vollständig von den Schreden erholt, die Ihr über mich brachtet und die Euer heutiger Schritt eher verdoppelt als vermindert. Ich bitte, säumt nicht länger, mich Eure Absichten wissen zu lassen." — "Ich bin trostlos, von Euch so falsch verstanden zu werden. Ich beschwöre Euch, das Vorgefallene nur auf Rechnung der Gewalt meiner Leidenschaft zu schreiben, und glaubt mir ..." — "Herr, Ihr beschimpft mich!" unterbrach ihn das Mädchen mit Stolz. "Was kann gemein sein zwischen mir und dem Führer eines Räuberhaufens?"

Bei dieser schneidenden Zurechtweisung überflog ein fiebrisches Roth das Gesicht des Räubers, der sich zornig in die Lippe biß; er faßte sich jedoch, drängte seine Gefühle zurück und entgegnete mit ruhiger, achtungsvoller Stimme: "Sei es darum, Sennorita; vernichtet mich, ich habe es verdient." — "Und um mir diese Gemeinplätze vorzutragen, habt Ihr meine Gegenwart verlangt? In diesem Fall werdet Ihr selbst es für passend finden, daß ich mich zurückziehe. Ein Mädchen von meinem Stand ist weder an solche Manieren gewöhnt, noch darf es solchen Reden Gehör schenken." — Sie schickte sich an, zu Treuherzens Mutter zurückzukehren, die ihr schon entgegenkam. — "Noch einen Augenblick, Sennorita," rief der Räuber mit Ungestüm. "Wenn Ihr kein Ohr habt für meine Bitten, so hört meine Befehle." — "Eure Befehle?" brüllte der Jäger, auf ihn zustürzend. "Hast Du vergessen, wer Du bist, Glender?" — "Wozu bedarf es der Drohungen, meine Herren?" entgegnete der Räuber mit fester Stimme, indem er die Arme über der Brust kreuzte, den Kopf aufwarf und die Umstehenden mit verächtlichen Blicken maß, "ihr wißt wohl, daß ihr nichts gegen mich vermögt und daß mir kein Haar gekrümmt werden darf." — "Das ist zuviel!" rief der Jäger. — "Haltet, Treuherz," sagte Donna Luz, vor ihn hintretend, "dieser Mensch ist Eures Bornes nicht würdig. Er gefällt mir in der Rolle des Räubers besser; wenigstens sehen wir ihn jetzt ohne Maske." — "Ja, ohne Maske," rief der Räuber wuthentbrannt. "So hört mich denn an, thörichtes Mädchen. Nach drei Tagen komme ich wieder — Ihr seht, wie gut ich bin," fügte er mit einem finstern Lächeln bei, "da ich Euch Zeit zum Nachdenken lasse. Wenn Ihr dann nicht einwilligt, mir zu folgen, so stirbt Euer Onkel des grausamsten Martertodes, und zum letzten Andenken werde ich Euch seinen Kopf schicken." — "Ungeheuer!" rief die junge Dame entsetzt. — "Jeder freit nach seiner eigenen Weise," erwiderte er mit einem teuflischen Lächeln. "Ich habe geschworen, daß Ihr mein Weib werden solltet."

Die Sennorita hörte nichts mehr von diesen Worten. Von Schmerz überwältigt, war sie befinnungslos niedergefunken; aber Treuherzens Mutter und No Eusebio hatten sie in ihren Armen aufgefangen.

"Genug jetzt!" rief Treuherz mit furchtbarer Stimme, indem er seine Hand auf die Schulter des Räubers legte. "Dank Gott, daß Ihr mit ganzen Gliedern wieder aus unseren Händen kommt." — "In drei Tagen um dieselbe Stunde werdet Ihr mich wieder sehen, meine Herren," entgegnete er verächtlich. — "Wis dahin könnte sich das Blatt wenden," bemerkte Belhumeur.

Der Räuber antwortete darauf nur mit einem spöttischen Lachen und verließ die Höhle mit festen und ruhigen Schritten, als ob nichts vorgefallen wäre. Ja, er ließ sich nicht einmal herab, zurückzuschauen; so sicher war er der tiefen Erregung, die er veranlaßt, und der Wirkung, welche er hervorgebracht hatte.

Raum war er verschwunden, als auch Belhumeur, der schwarze Elch und Alerkopf vermittelt der anderen Ausgänge die Höhle verließen, um seine Fährte aufzunehmen. Treuherz blieb eine Weile gedankenvoll stehen; dann aber wandte er sich bleichen Antlitzes und mit bekümmelter Stirn zu Donna Luz, um nach ihrem Zustand zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

werden, indem es auf einem Kranze ruht, der auf Rollen herumgedreht wird, wozu die außerhalb befindlichen Drehbäume dienen; oder dieser Kranz ist wie ein Kammrad gezahnt und greift in Getriebe, welche mittelst der daran befindlichen Wellen und Hebel gedreht werden können. Die Flügel ragen aus der Kappe hervor und bestehen aus achtzig Fuß langen Ruten mit Sprossen, welche mit Segeltuch überspannt werden. Die Sprossen der Windflügel sind etwas schräg gegen die Welle gestellt, so daß, wenn die Flügelwelle gerade gegen den Wind gestellt ist, der Wind in einem stumpfen Winkel gegen die Flügel stößt und diese nun seitwärts auszuweichen suchen und sich herumdrehen. Zum Anhalten dient ein eigenes Bremswerk. Die Windmühlen mahlen in Holland alles Mögliche, dabei sägen sie Holz, schlagen Del, zerreiben Tabak, formen Papier, klopfen Hanf &c. (Illust. Welt 1859, S. 120); ja sie zermahlen sogar den Sandstein, mit dessen Staub die holländischen Hausfrauen ihre Flur bestreuen. Den Hauptdienst aber verrichten sie, indem sie das überflüssige Wasser ableiten. Wenigstens die Hälfte der holländischen Windmühlen treibt auch Wasserräder, die als Pumpen zum Trockenlegen des Ackerlandes dienen. Die Mühlen haben häufig das Ansehen eines Festungsthurmes, so stark sind sie gebaut, und zu ihrem Betrieb gehört ein Capital von 100,000 fl. — also Respect, es sind keine donquixotischen!

## . Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

### X.

#### Liebe.

Donna Luz und Treuherz standen einander in eigenthümlicher Lage gegenüber. Beide waren jung, schön und liebten sich, ohne daß sie es sich zu gestehen wagten; ja, vielleicht ahneten sie es kaum. Sie hatten ihr Leben in ganz entgegengesetzten Verhältnissen zugebracht, besaßen aber gleichwohl dieselbe Frische des Gefühls, die gleiche Einfachheit des Herzens. — Dem Mädchen war ihre Kindheit farblos unter übertriebenen religiösen Uebungen und in einem Lande entschunden, in welchem die Religion Christi sich mehr dem Heidenthum als dem reinen, edlen und einfachen Glauben der alten Lande nähert. Sie hatte nie den Schlag ihres Herzens gefühlt und wußte eben so wenig von Liebe als von Schmerz. Gleich den Vögeln des Himmels vergaß sie das Gestrorn und dachte nicht an das Morgen. Erst die Reise hatte einen wichtigen Wechsel in ihr Bewußtsein gebracht. Das Gewölbe des Himmels, wie es in der Prairie sich vor ihr aufthat, die majestätischen Flüsse, über welche sie setzte, die stolzen Berge, an denen sie so oft vorbei mußte und deren Spitzen den Himmel zu berühren schienen — alles dies hatte erbebend auf ihre Gedankenwelt gewirkt; die Winde war ihr sozusagen von den Augen gefallen, und sie begriff nachgerade, daß Gott sie zu etwas Anderem geschaffen hatte, als um ihr Leben unnütz in einem Kloster zu verträumen.

Die Erscheinung Treuherzens unter so eigenthümlichen Umständen wirkte besonders verführerisch auf ihren für alle Empfindungen offenen Geist, in welchem sich die kräftigen Einbrüche, die er aufnahm, nicht so leicht verwishten. Der hervorragende Charakter des Jägers, dieses Mannes in der Tracht eines Wilden, mit seinem männlichen Gesicht, seinen stolzen Zügen und der edlen Haltung, konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Ohne daß sie es selbst wußte, und nur von den Sympathien geleitet, welche jedes Wesen in der großen Menschenfamilie beherrschen, war ihr Herz dem Herzen begegnet, das sie suchte. Ihr zartes Wesen bedurfte des thatkräftigen Mannes mit dem bezaubernden Blick, dem Löwenmuth und dem ehernen Willen, der sie aufrecht halten konnte im Leben und sie zu bewahren wußte mit seinem gewaltigen Schutz. Auch ließ sie vom ersten Augenblick an mit einem

Gefühl unaussprechlichen Glückes die Neigung gewähren, welche sie zu Treuherz hinzog, und die Liebe war schon übermächtig in ihrem Innern, noch ehe sie es gewahr wurde oder an einen Widerstand dachte. Die Ereignisse der letzten Tage hatten mit besonderer Gewalt die Leidenschaft geweckt, die in ihrem Herzen schlummerte. Nun sie in seiner Nähe war und jeden Augenblick aus dem Munde seiner Mutter und seiner Gefährten sein Lob vernahm, lernte sie allmählig ihre Liebe als einen wesentlichen Theil ihres Daseins betrachten; sie begriff nicht, wie sie so lange hatte leben können, ohne diesen Mann zu lieben, und es war ihr, als ob sie ihn von Geburt an gekannt hätte. Sie lebte nur für ihn und in ihm, war glücklich in einem Blick, in einem Lächeln von ihm, freute sich, wenn sie ihn sah, und trauerte, wenn er lange fern blieb.

Treuherz war, freilich auf einem andern Wege, eben dahin gekommen. Die Prairie hatte ihn sozusagen Angesichts der Gottheit, die er anbeten gelernt hatte in den großartigen Werken, welche ihm stets vor Augen lagen, ergossen, und in den erhabenen Schauspielen der Natur, in den stetigen Kämpfen mit den Indianern oder den wilden Thieren war seine moralische und physische Natur in außerordentlichem Grad entwickelt worden. Durch seine Muskelkraft und Waffensfertigkeit allein schlug er alle Hindernisse nieder, die man ihm in den Weg legen wollte, während seine hohe Denkweise und die Zartheit seiner Gefühle ihn befähigte, Alles in sich aufzunehmen. Nichts Edles oder Großes war ihm unbekannt. Wie es außerlesenen Naturen, die ohne andere Vertheidigung als die eigene den schrecklichen Gefahren des Lebens preisgegeben sind, im Kampfe des Glückes mit dem Unglück stets zu ergehen pflegt, hatte sich sein Geist in riesigen Verhältnissen entwickelt, in Beziehung auf gewisse Gefühle aber, die ihm um seiner Lebenslage willen unbekannt waren und es ohne irgend einen providentiellen Zufall stets bleiben mußten, eine eigenthümliche Einfalt bewahrt. Durch die täglichen Bedürfnisse seines aufgeregten und unsicheren Lebens war in ihm der Reim der Leidenschaft erstickt, und durch die stete Einsamkeit unwillkürlich seinem Dasein der Charakter der Beschaulichkeit aufgeprägt worden. Bis in sein sechsunddreißigstes Lebensjahr kannte er außer seiner Mutter keine Frau, da die indianischen Weiber ihm durch ihre Sitten nur Widerwillen einflößten; er war so alt geworden, ohne an Liebe zu denken, ohne sie zu kennen, ja ohne je das Wort aussprechen zu hören, das mit fünf Buchstaben so viel umfaßt, und in der Welt ebenso gut die edelsten Aufopferungen als die schrecklichsten Verbrechen veranlaßt. Welhumeur war in solchen Dingen nicht minder unerfahren, und wenn nach einem ermüdenden Jagdtag oder nach einem sechszehnhündigen Lauern auf die Wiber die beiden Freunde sich in der Prairie bei ihrem Bivoualfeuer zusammensanden, so drehte sich ihre Unterhaltung stets nur um die Ereignisse des Tages. So waren Wochen, Monate und Jahre verschwunden, ohne einen Wechsel in sein Dasein zu bringen, eine unbestimmte, in ihrer Ursache nicht erkannte Unruhe etwa ausgenommen, die heimlich an ihm nagte und von der er sich keine Rechenschaft geben konnte. Die Natur hat ihre unveräußerlichen Rechte, denen sich jeder Mensch unterwerfen muß, in welcher Lage er sich auch befindet. Und als endlich der Zufall ihn mit Donna Luz zusammenführte, flog ihr eben in Folge des instinctartigen und unwiderstehlichen Gefühls, welches auch auf das Mädchen wirkte, sein Herz entgegen. Betroffen über die Theilnahme für eine Fremde, die er wahrscheinlich nie wieder sah, wurde er fast böse auf sie wegen des in ihm auftauchenden Gefühls, und er legte deshalb in seine an sie gerichteten Worte eine Härte, die seinem Charakter fremd war. Wie alle stolzen Gemüther, die an widerstandslose Unterordnung Anderer gewohnt sind, verdroß es ihn, einem jungen Mädchen einen ihn beherrschenden Einfluß zu gestatten, dem er sich gleichwohl nicht mehr zu entziehen vermochte.

Als er nach dem Prairiebrande das Lager der Mexikaner verließ, hatte er ungeachtet seines schnellen Entweichens die Erinnerung an die Fremde mit fortgenommen, und sie stiel-

gerte sich während der Trennung. Stets glaubte er die sanfte, melodische Stimme des Mädchens zu hören, wie sehr er sich auch mühte, sie sich aus dem Sinne zu schlagen. Sie stand immer vor ihm, mochte er wachen oder schlafen, lächelte ihm zu oder richtete ihren Zauberblick auf ihn.

Der Kampf wurde lebhaft. Ungeachtet der ihn verzehrenden Leidenschaft mußte Treuherz wohl, welcher unübersehbare Abstand ihn von Donna Luz trennte und wie unklug, wie zwecklos diese Liebe war. Auch machte er sich alle die Vorstellungen, welche in ähnlichen Fällen am Platz sind, um sich zu beweisen, daß er ein Thor sei. Mit einer Hartnäckigkeit, welche das Mädchen beleidigen mußte, vermied er jedes Zusammentreffen mit ihr, und wenn der Zufall eine Begegnung herbeiführte, wurde er schweigsam und widerwärtig, antwortete kaum oder mit der linksichigen Ungeschicklichkeit eines Neulings auf ihre Fragen und benützte den nächsten besten Vorwand, sich aus dem Weg zu machen. Das Mädchen sah ihm dann mit traurigen Blicken nach, seufzte tief, und es stahl sich wohl auch eine Thräne über ihre rosige Wange, da sie in seinem Benehmen nicht Liebe, sondern Gleichgültigkeit sah. Doch waren während der paar Tage seit der Eroberung des Lagers die jungen Leute, ohne es zu ahnen, ziemlich vorwärts gekommen, um so mehr, da Treuherzens Mutter nach ächter Mutterart die Leidenschaft und den Kampf ihres Sohnes geahnt hatte. Sie war eingeweiht in das Geheimniß, welchem sie ohne Wissen der Betheiligten Vorschub leistete und Schutz verlieh, während von diesen jedes der Meinung lebte, es im Innersten seines Herzens verschlossen zu haben. So standen die Sachen zwei Tage nach dem Ansinnen, das der Hauptmann Donna Luz gestellt hatte. Treuherz schien schwermüthiger und gedankenvoller als sonst zu sein; er wandelte in großen Schritten durch die Höhle, gab Merkmale einer lebhaften Ungebuld von sich und schaute bisweilen mit unruhigen Blicken umher. Endlich stützte er sich gegen einen Felsvorsprung, ließ den Kopf auf die Brust sinken und vertiefte sich in ernstes Nachdenken. Nach einer Weile flüsterte ihm eine sanfte Stimme zu: „Was ist Dir doch, mein Sohn? Warum dieser Trübsinn? Hast Du schlimme Nachrichten erhalten?“ — Treuherz richtete den Kopf auf, als erwache er aus einem Traume. Seine Mutter und Donna Luz standen Arm in Arm vor ihm. Er warf einen wehmüthigen Blick auf Beide und entgegnete mit einem erstikten Seufzer: „Ach, Mutter, morgen ist der letzte Tag, und ich habe noch nichts erinnern können, um Donna Luz zu retten und ihr den Onkel zurückzugeben.“ — „Ja, morgen will dieser Mensch wieder kommen“, flüsterte Donna Luz schauernd. — „Und was wirst Du thun, mein Sohn?“ — „Weiß ich's, Mutter?“ erwiderte er mit fieberiger Ungebuld. „Oh, dieser Mensch ist gewaltiger als ich, und hat alle meine Pläne vereitelt. Bis jetzt ist es mir noch nicht möglich geworden, seinen Schlupfwinkel zu erforschen; alle unsere Nachforschungen sind vergeblich gewesen.“ — „Treuherz“, versetzte die Sennorita mit sanfter Stimme, „wollt Ihr mich der Gnade dieses Räubers preisgeben? Warum habt Ihr mich gerettet?“ — „Oh!“ rief der Jäger, dieser Vorwurf tödtet mich.“ — „Ich mache Euch keinen Vorwurf, Treuherz“, entgegnete sie lebhaft; „aber ich bin sehr unglücklich. Bleibe ich, so bin ich Schuld an dem Tod des Mannes, der mir ein Vater war, und gehe ich, so ist Schande mein Loos.“ — „Und da nichts thun können!“ rief Treuherz mit Ungestim. „Euch weinen sehen — Euch unglücklich wissen und nichts thun können! Oh!“ fügte er bei, „wie gerne würde ich mein Leben hingeben, um Euch eine Unruhe zu ersparen. Gott allein weiß, zu welcher Qual mir meine Unmacht wird.“ — „Hoffe, mein Sohn“, sagte die alte Dame mit Zuversicht; „Gott ist gütig und wird Dich nicht verlassen.“ — „Hoffen! Was sagt Ihr mir da, Mutter? Seit zwei Tagen ist von mir und meinen Freunden selbst das Unmögliche versucht worden — umsonst. Hoffen! Und in einigen Stunden kommt jener Glende wieder, um die ersehnte Beute für sich anzupfeifen! Lieber sterben, als Zeuge eines solchen Greuels sein.“ — Donna Luz ließ einen eigen-

thümlich ausdrucksvollen Blick um sich gleiten, und mit einem wehmüthigen Lächeln, das um ihre Lippen spielte, legte sie ihm sanft ihre zarte Hand auf die Schulter. — „Treuherz“, fragte sie mit klarer melodischer Stimme, „liebt Ihr mich?“ — Der Gefragte bebte und ein Schauer lief über seinen Körper. — „Wozu diese Frage?“ entgegnete er in unsicherem Tone. — „Antwortet mir so unverholen, wie ich Euch frage. Die Stunde ist ernst — ich habe mir eine Günst von Euch zu erbitten.“ — „Oh, spricht, Sennorita, Ihr wißt, daß ich Euch nichts abschlagen kann.“ — „So antwortet mir“, entgegnete sie, selbst auch bebend; „liebt Ihr mich?“ — „Heißt der Wunsch, für Euch das eigene Leben hinzugeben, Liebe? Ist die Qual, die ich empfinde, wenn ich in Eurem Auge eine Thräne sehe, und der Wunsch, sie mit meinem Herzblut zu süßnen, Liebe? Heißt es Euch lieben, wenn ich den Muth habe, Euch das Opfer vollbringen zu lassen, das man morgen zur Rettung Eures Onkels von Euch fordern wird? Ja, Sennorita; dann liebe ich Euch aus ganzer Seele. Sprecht nun ohne Furcht; was Ihr von mir verlangt, werde ich mit Freude erfüllen.“ — „Gut, mein Freund, ich nehme Euch beim Wort“, erwiderte das Mädchen, „und werde Euch morgen, wenn dieser Mensch da ist, daran erinnern. Doch vorher muß mein Onkel gerettet sein, und müßte ich dafür mein Leben zum Opfer bringen. Ach, er ist mir ein Vater gewesen, hat mich wie eine Tochter geliebt und fiel nur um meinetwillen in die Hände der Banditen. Schwört mir, Treuherz, daß Ihr ihn befreien wollt,“ fügte sie mit unaussprechlicher Angst bei. — Treuherz wollte eben antworten, als Welhumeur und der schwarze Elch in die Höhle traten. — „Endlich!“ rief er, ihnen entgegen eilend. — Die drei Männer besprachen sich eine kleine Weile mit leiser Stimme; dann kehrte der Jäger hastig und mit strahlendem Gesicht zu den beiden Frauen zurück. — „Ihr habt Recht, Mutter“, rief er mit bewegter Stimme; „Gott ist gut und verläßt diejenigen nicht, die ihn vertrauen. Jetzt ist's an mir, zu sagen: Hoffet, Donna Luz; bald werde ich Euch Euren Onkel wiedergeben.“ — „Oh!“ rief das Mädchen hocherfreut; „war's möglich?“ — „Hoffet, wiederhole ich. Lebt wohl, Mutter, und betet zu Gott, daß er mir beistehe; denn nie war mir seine Hülfe mehr von Nothen.“ — Ohne ein weiteres Wort eilte Treuherz aus der Höhle, und ein Trapperhaufen folgte ihm. — „Was hat er damit sagen wollen?“ flüsterte Donna Luz beklommen. — „Kommt, meine Tochter“, versetzte die alte Dame wehmüthig; „wir wollen für ihn beten.“

Sie zog sie sanft nach dem für die Frauen bestimmten Wohnort. In der Höhle waren nur etwa ein Duzend Mann zurückgeblieben, welchen der Schutz der Damen oblag.

## XI.

## Die Gefangenen.

Nach dem Einsall der Nothhäute und Jäger in das mexikanische Lager hatten die Räuber dem Befehl ihres Hauptmanns gemäß sich in allen Richtungen zerstreut, um desto leichter den Nachstellungen ihrer Feinde zu entkommen. Der Hauptmann und die vier Banditen, welche die gebundenen und geknebelten Gefangenen trugen, waren unter Gefahr, tausendmal sich die Glieder zu zerschellen oder in einen Abgrund zu stürzen, den Felsenabsturz hinunter gekommen. Nachdem sie eine Strecke zurückgelegt hatten, machten sie, beruhigt von dem Schweigen rings umher, noch mehr aber von dem Gefühl, über unerhörte Schwierigkeiten weggekommen zu sein, Halt, um Athem zu schöpfen. Tiefe Dunkelheit umhüllte sie; nur weit oben über ihren Häuptern sahen sie wie das Gestimmer blasser Sterne die Fackeln der Jäger, welche ihnen nachsetzten, aber sich nicht auf den Weg wagten, den sie selbst eingeschlagen hatten.

„Die Sache steht gut“, sagte der Hauptmann. „Wir mögen uns jetzt eine kurze Ruhe gönnen, Kameraden, denn für den Augenblick haben wir nichts zu fürchten. Legt eure Gefangenen hierher; zwei von euch werden die Umgegend

recognosciren.“ Seinem Befehle wurde Folge gegeben. — Einige Minuten später kamen die beiden Räuber mit der Meldung wieder zurück, daß sie eine Höhle entdeckt hätten, wo sie vorläufig Schutz finden könnten. Der Hauptmann beschloß, dahin seine Zuflucht zu nehmen, und bald hatten sie einige Klaster unter ihrem ersten Haltort eine ziemlich geräumige Grotte erreicht. Der Hauptmann ließ sich zunächst angelegen sein, den Eingang gut mit einer Decke zu verschließen, was um so leichter anging, da derselbe so eng war, daß die Räuber nur gebückt hatten durchkommen können. „Hier können wir wie zu Hause thun,“ sagte der Hauptmann, „und brauchen die Narren nicht zu fürchten.“ Er zog einen Feuerstahl aus der Tasche und zündete eine Holzfackel an, denn er hatte mit der Vorsicht, welche Leute von seinem Gewerbe auch in der bedenklichsten Lage nie verläßt, für Mitführung solcher Beihülfe Sorge getragen. Als die Banditen die Gegenstände unterscheiden konnten, stießen sie ein Freudengeschrei aus: was sie in der Dunkelheit nur

für eine Felsnische gehalten hatten, war eine von den natürlichen Höhlen, welche man in jenen Gegenden so häufig antrifft. „Ha, ha,“ lachte der Hauptmann, „wir müssen uns doch ein wenig umsehen, wo wir sind. Bleibt hier und habt auf die Gefangenen Acht, während ich unsere neue Domäne recognoscire.“ Er zündete eine zweite Fackel an und untersuchte die Höhle, welche mittelst einer leichten Senkung in den Berg hinein drang und hohe Scheidewände zeigte, so daß durch sie da und dort eine Art Saal gebildet wurde; auch erhielt sie durch unmerkliche Zerklüftungen Luft von außen, denn das Licht brannte hell und der Hauptmann konnte mit Leichtigkeit athmen. Je weiter dieser in seinen Untersuchungen vorwärts kam, desto frischer wurde die Luft, was ihn auf die Vermuthung führte, daß er sich einem Ausgang näherte. Er war etwa zwanzig Minuten fortgeschritten, als ein Windstoß sein Gesicht traf und seine Fackel fast auslöschte. „Hm,“ murmelte er, „da ist ein Ausgang. Wir müssen klug sein: weg mit dem Licht, denn wer weiß, was



Eine Hochzeit in Eleusis.

uns draußen begegnet?“ Er trat die Fackel mit dem Fuße aus und blieb eine Weile ruhig stehen, um seinen Augen Zeit zu lassen, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

In Beziehung auf das Räuberhandwerk gab es keinen klügern Mann, als Walteho, und wenn der Plan, den er beim Angriff auf das Lager im Auge hatte, auch nicht geglückt war, so lag der Grund in einem Zusammentreffen von Ereignissen, die er nicht voraussehen konnte. Auch faßte er sich nach dem erlittenen Schlag bald wieder und nahm sich vor, ihn bei erster Gelegenheit heimzugeben. Das Glück schien ihm übrigens von Neuem zu lächeln, als es ihm in einem Augenblick, da er dessen am meisten bedürftig war, einen fast unentdeckbaren Zufluchtsort zeigte. Er konnte es kaum erwarten, bis seine Augen hinreichend an die Dunkelheit gewöhnt waren, um die Gegenstände unterscheiden zu können; denn er zweifelte nicht, einen Ausgang aufzufinden, welcher ihm eine fast unangreifbare Stellung verlieh. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Kaum war die durch das

Fackellicht veranlasste Blendung verschwunden, als er in nicht großer Entfernung einen matten Schein bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

## Neugriechische Sitten.

### Eine Hochzeit in Eleusis.

Eleusis ist wie ein großer Theil der attischen Dörfer beinahe ausschließlich von Albanesen bewohnt. Ihre Sitten und Gebräuche unterscheiden sich jedoch wenig von denen der Griechen. Wir schildern unsern Lesern das heiterste und das ernsteste eleusinische Fest — eine Hochzeit und eine Lobtenbestattung.

Nach der religiösen Hochzeitsceremonie begibt sich der Zug unter Vorantritt von Musikern und Tänzern nach dem Hause der Braut. Diese, in einen langen Schleier gehüllt

daß Theron im fünften Jahrhundert v. Chr. Tyrann von Agrigent war. Seine Regierung scheint für diese Stadt eine Ära des Glücks und Ruhmes gewesen zu sein. In Böotien geboren und mehrmals Sieger bei den olympischen Spielen, hatte er die Ehre, von Pindar besungen zu werden. Er hatte sich in der Schlacht am Himera, wo sein Schwiegersohn Gelon, Tyrann von Syrakus, ein Heer von 300,000 Carthagenern schlug, durch seinen Muth ausgezeichnet. Die Agrigentiner erhielten einen großen Theil der Beute, und von diesem Augenblick waren der Reichthum, der Luxus und die Pracht der Denkmale Agrigents sprichwörtlich. Heute noch, nach so vielen Jahrhunderten, findet man die unverwundlichen Spuren der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt. Ihr Umfang betrug drei Meilen oder siebenzig Stadien mit Einschluß der Festung Kamito, welche das heutige Girgenti bildet. Das vorgebliche Grabmal Thérons, welches der Beschreibung der Zeitgenossen durchaus nicht entspricht, ist vermuthlich ein Werk griechischer Künstler aus den Zeiten römischer Herrschaft, was sich namentlich aus den nach innen geneigten Säulen erklärt, durch welche das Bauwerk ebenso viel an Solidität als an optischem Effect gewinnt.

## Die Crapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

Er ging entschlossen darauf los und erreichte nach einigen Minuten den ersehnten Ausgang. Das Glück hatte sich entschieden auf's Neue für ihn erklärt. Der Ausgang der Höhle stieß an das Ufer eines kleinen Flusses, welcher in der Nähe auf eine Weise unterirdisch verlief, daß die Räuber, wenn sie schwimmen wollten oder einen Fluß anfertigten, ein- und ausgehen konnten, ohne Spuren zurückzulassen, also gegen alle Nachforschungen gesichert waren. Der Hauptmann, der bereits seit zehn Jahren sein einträgliches Gewerbe trieb, kannte die westlichen Prairien zu gut, um sich nicht überall schnell zurecht zu finden. Er machte die Wahrnehmung, daß der Fluß ziemlich weit von dem mexikanischen Lager ablag und mit seinen zahllosen Windungen sich immer weiter von demselben entfernte. Er machte seiner Brust durch einen Seufzer der Beruhigung Luft, und nachdem er sich wohl umgesehen und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er über seine Lage unbesorgt sein dürfe, zündete er seine Fackel wieder an, um zurückzukehren. Seine Kameraden lagen mit Ausnahme eines Einzigen, der bei den Gefangenen Wache hielt, in tiefem Schlaf. Der Hauptmann weckte sie. „Auf!“ rief er ihnen zu. „Es ist jetzt keine Zeit zum Schlafen; wir haben etwas Anderes zu thun.“ Die Räuber erhoben sich träg, rieben die Augen aus und gähnten, daß sie sich fast die Kinnlade verrenkten. Der Hauptmann hieß sie zuvörderst den ersten Eingang der Höhle fest vermachen und befahl ihnen sodann, ihm mit den Gefangenen zu folgen, denen er, damit sie selbst gehen konnten, die Füße entseffeln ließ. In einer der zahlreichen saalartigen Abfackungen, welche der Hauptmann auf seinem Wege gefunden, mußte ein Hüter mit den Gefangenen zurückbleiben, während Wakteho mit drei anderen Räubern tiefer in die Höhle hineinging. „Ihr seht,“ sagte er, indem er ihnen den Ausgang zeigte, „zu was das Unglück gut sein kann; denn der Zufall hat uns in ein Versteck geführt, wo uns Niemand suchen wird. Du, Frank, gehst sogleich nach dem Sammelplatz, den ich den Andern bezeichnet habe und führst sie mit denen, welche bei der letzten Unternehmung nicht theilhaftig waren, hierher. Du, Antonio, sorgst uns für Lebensmittel. Ich brauche euch nicht zu sagen, daß ich eurer Rückkehr mit Ungeduld entgegensehe.“ Die beiden Banditen stürzten sich in den Fluß und verschwanden. Gegen die Zurückgebliebenen fuhr der Hauptmann fort: „Wir wollen jetzt Holz zum Feuer und Laub zum Lager sammeln. Hurtig! an's Werk!“ Eine Stunde später prasselte ein lustiges Feuer in der Höhle,

und die Räuber lagen auf trockener Streu in tiefem Schlafe. Mit Sonnenaufgang traf der Rest der Bande ein, der noch dreißig Mann zählte. Dem würdigen Hauptmann schwoll das Herz vor Freude bei dem Anblick des schönen Spitzbubenhaufens, der ihm noch zur Verfügung stand; denn an seiner Spitze verzweifelte er nicht, seine Angelegenheiten wieder zu ordnen und bald eine glänzende Wiedervergeltung zu üben. Nach einem reichlichen, aus Wildpret bestehenden und mit Mezcal angefeuchteten Frühstück, gedachte endlich der Hauptmann seiner Gefangenen; er begab sich nach dem Raum zurück, der ihnen als Verwahrungsplatz diente.

Der General hatte, seit er in die Hände der Räuber gefallen war, kein Wort gesprochen und ließ sich gedulbig die harte Behandlung gefallen, die ihm zu Theil wurde. Seine Wunden hatten sich in Folge der gänzlichen Vernachlässigung sehr verschlimmert und bereiteten ihm viel Schmerz, aber kein Klagelaut kam über seine Lippen. Seit seiner Gefangenschaft nagte ein tiefer Kummer an seinem Herzen, denn er sah den Plan, um dessen Willen er in die Prairie gezogen war, vereitelt, ohne daß er hoffen konnte, ihn je zur Ausführung zu bringen. Alle seine Begleiter waren todt, und er wußte nicht, welches Schicksal ihm selbst bevorstand. Nur ein Trost blieb ihm, die Gewißheit nämlich, daß es seiner Nichte gelungen war zu entkommen. Der Hauptmann erschrad über den Zustand, in welchem er den Gefangenen fand. „Muth, General,“ sagte er zu ihm. „Zum Henker, das Glück wechselt; ich kann auch ein Geschichtchen davon erzählen. Carai! Man muß nicht verzweifeln, denn Niemand weiß, was die nächste Stunde bringt. Geht mir Euer Ehrenwort, keinen Fluchtversuch zu machen, und es sollen Euch sogleich Eure Bande abgenommen werden.“ — „Ich kann Euch dies nicht versprechen,“ entgegnete der General mit Festigkeit, „ohne einen Meineid zu begehen; ich schwöre Euch im Gegentheil, zu Bewerthstellung meines Entkommens kein Mittel unversucht zu lassen.“ — „Das ist brav gesprochen,“ versetzte der Räuber lachend, „und an Eurer Stelle würde ich ebenso geantwortet haben; nur glaube ich, daß es Euch im gegenwärtigen Augenblick mit dem besten Willen unmöglich sein wird, irgend einen Schritt zu thun. Gleichwohl bin ich, was Ihr auch dagegen vorbringen möget, willens, Euch und Euern Diener in Freiheit zu setzen, — wohlgemerkt, ich meine damit nur Eure Glieder — und Ihr müßt dann thun, was Ihr könnt.“ Er zerhieb mit seinem Säbel die Bande an den Armen des Generals und leistete sodann dem Neger Jupiter den gleichen Dienst. Letzterer konnte sich kaum wieder frei bewegen, als er zu springen und zu lachen begann und dabei ein paar furchtbare Reissen klapend weißer Zähne zeigte. „Bist Du toll, Schwarzer?“ rief ihm der Räuber zu. „Ruhig jetzt, wenn Du nicht eine Kugel in Deinem Hirnkasten haben willst.“ Dann wandte er sich wieder zu dem General, wusch dessen Wunden mit frischem Wasser und verband sie sorgfältig. Nachdem er die Gefangenen noch weiter mit Lebensmitteln versehen hatte, denen übrigens nur der Neger zusprach, entfernte er sich. Gegen Mittag berief er die Angeesehensten der Bande zusammen. „Caballeros,“ redete er sie an, „wir können nicht leugnen, daß die erste Partie des Spiels verloren ging. Die Gefangenen, die wir gemacht haben, ersetzen uns die Kosten lang nicht; auch dürfen wir nicht in dem Schach bleiben, das uns entehrt und lächerlich macht. Ich bin im Begriff, eine zweite Partie anzufangen. Diesmal möchte es recht unglücklich hergehen, wenn ich nicht gewänne. Habt während meiner Abwesenheit ein sorgfames Auge auf die Gefangenen und merkt euch namentlich, was ich euch jetzt sage. Wenn ich morgen um Mitternacht nicht gesund und wohlbehalten in eurer Mitte bin, so werdet ihr eine Viertelstunde später ohne Erbarmen die beiden Gefangenen niederschließen. Ihr habt mich verstanden? — ohne Erbarmen.“ — „Ihr könnt ruhig gehen, Hauptmann,“ versetzte Frank im Namen der Uebrigen. „Eure Befehle sollen vollzogen werden.“ — „Ich verlasse mich darauf; nur eins — erschießt sie weder eine Minute früher, noch eine Minute

später.“ — „Gerade zur rechten Zeit.“ — „Das wäre abgemacht. Lebt wohl. Werdet nicht allzu ungeduldig, wenn ihr mich nicht bei euch habt.“ Mit diesen Worten verließ der Hauptmann die Höhle, um sich Treuherz in den Weg zu stellen. Wir haben bereits gesehen, wie es dem Räuber bei den Trappern ergangen ist.

## XII.

## Kriegslist.

Nach dem befremdlichen Ansinnen, welches der Räuberhauptmann gestellt hatte, beeilte er sich, in seine Höhle zurückzukommen. Er war jedoch zu sehr an das Leben in der Prairie gewöhnt, um nicht zu wissen, daß seiner Spur alsbald mehrere von den Feinden folgen würden, und bot daher alle seine List auf, um sie irre zu führen, indem er zahllose Umwege machte, und stets wieder in seine eigenen Fußstapfen zurückkam, so daß er nach dem alten Sprachgebrauch wohl zehn Schritte machte, bis er um einen einzigen vorwärts kam. Dadurch war natürlich sein Marsch sehr verzögert worden. Als er die Ufer des Flusses erreichte, der mit seinen Wellen den Höhleneingang bespülte, blickte er noch einmal um sich her, um sich zu überzeugen, daß kein vormüßiges Auge seine Bewegungen bewachte. Alles war ruhig und nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Er schied sich eben an, den im Gesträuch versteckten Floß auf's Wasser hinunterzuschieben, als ein leichtes Geräusch im Gebüsch seine Aufmerksamkeit fesselte. Der Räuber fuhr zusammen, riß hastig ein Pistol aus dem Gürtel und ging entschlossen auf die Stelle zu, von welcher das Geräusch herkam. Da sah er denn einen gegen die Erde gebückten Menschen, der damit beschäftigt war, Pflanzen auszugraben. Lächelnd steckte er das Pistol wieder bei; er hatte den Doctor erkannt, der seiner Lieblingsbeschäftigung oblag und in seinem Eifer für nichts Anderes ein Auge hatte. Nachdem der Räuber den Gelehrten eine Weile mit verächtlichen Blicken gemessen hatte, wollte er ihm schon den Rücken zuwenden; aber es kam ihm ein anderer Gedanke. Er ging auf den Doctor zu und schlug ihn derb mit der Hand auf die Schulter — eine Behandlung, welche den armen Gelehrten bewog, vor Schrecken Pflanzen und Spaten fallen zu lassen. „Heba, mein Waderer.“ redete ihn der Räuber an, „komm mit mir, ich brauche Euch.“ — „Was wollt Ihr von mir?“ fragte er. „Seid Ihr krank?“ — „Gott sei Dank, ich nicht, aber einer von Euren Freunden, der sich in meiner Gefangenschaft befindet. Ihr werdet mir folgen. Keine Weigerung.“ fügte er bei, als der Doctor sich entschuldigen wollte, „oder ich schieße Euch vor den Kopf. Ihr habt keine Gefahr zu besorgen; meine Leute werden Euch die Achtung erweisen, welche der Wissenschaft gebührt.“ Da hier ein Widerstand nutzlos war, so sagte sich der gute Doctor wohl oder übel in das Ansinnen; ja er that es jetzt sogar mit aller Bereitwilligkeit, und es glitt ihm dabei für einen Moment ein Lächeln über die Lippen, das den Räuber nachdenklich gemacht haben dürfte, wenn er es hätte bemerken können. Der Hauptmann ließ den Doctor vorausgehen. In dem Augenblick, als sie nach dem Fluß hinunter stiegen, bogen sich die Zweige eines Strauches sachte auseinander, ein geschorener Kopf mit einer Wirbellocke, die mit einer Feder verzieret war, kam zum Vorschein; ihm folgte ein Kumpf und dann ein ganzer Körper, welcher geduckt wie ein Jaguar den Beiden nachschlich. Der läuernde Indianer war Adlerkopf. Er sah stumm zu, wie die beiden Weißen den Fluß bestiegen und dann in die Höhle hineingingen, worauf auch er im Dickicht verschwand und dabei nur das Wort „Oh“ vor sich hin sprach, das in der Sprache der Comanchen „gut“ bedeutet und eine Kundgebung der größten Freude ist. Der Doctor hatte einfach als Köder gebietet, um den Räuber in die Schlinge zu locken, welche ihm von dem Indianerhäuptling gelegt worden war. Aber stand denn der würdige Gelehrte im Einvernehmen mit Adlerkopf? Wir werden dies bald sehen.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch ließ der Räuber die Umgebung der Höhle untersuchen. Es fand sich keine Spur vor. Der Hauptmann rieb sich die Hände; sein Ausflug war ihm zweifach geglückt, weil es ihm gelungen, unbemerkt in die Höhle zurückzukommen. In der Ueberzeugung, daß er nichts mehr zu fürchten habe, wollte er nicht mehr so viele Menschen unthätig um sich behalten. Er stellte provisorisch seine Bande unter den Befehl Frantz's, eines alten ausgedienten Banditen, in welchen er volles Vertrauen setzte, und entließ sie, indem er nur zehn zuverlässige Männer anwies, in der Höhle zu bleiben. Denn so interessant sich auch die Angelegenheit zu machen versprach und so sicher der Erfolg zu sein schien, wollte er doch darob seine übrigen Geschäfte nicht vernachlässigen und zwanzig Bursche müßig ernähren, die, wenn sie nicht stets im Geschirr erhalten wurden, vielleicht gar Schlimmes gegen ihn selbst aushedkten. Man sieht daraus, daß der Hauptmann nicht nur ein kluger Mann war, sondern auch seine ehrenwerthe Genossenschaft aus dem Grunde kannte.

Nachdem die Räuber die Höhle verlassen hatten, winkte der Hauptmann dem Doctor, führte ihn zu dem General und stellte ihn demselben mit seiner gewöhnlichen ironischen Höflichkeit vor. Ob er sie allein bei einander ließ, zog er ein Pistol aus dem Gürtel, hielt es dem Gelehrten auf die Brust und sagte: „Wenn es bei Euch schon nicht richtig unter dem Gute ist, könnte Euch doch ein Gelüste anwandeln, mich zu verrathen. Merkt Euch daher meine Worte: bei dem ersten zweideutigen Schritt, den Ihr Euch erlaubt, knallt Euch dieses Pistol vor den Kopf. Ihr wißt, wie Ihr daran seid, und mögt jetzt handeln, wie es Euch gut dünkt.“ Dann steckte er das Pistol wieder ein und entfernte sich mit spöttischem Lachen. Während der Doctor diese Ermahnung anhörte, glitt über seine Lippen unwillkürlich ein schelmisches Lächeln, das zum Glück von dem Hauptmann nicht bemerkt wurde.

Das Gefängniß des Generals und des Negers war von dem Höhleneingang ziemlich entfernt. Die Gefangenen befanden sich allein, da der Hauptmann ihre Beaufsichtigung für unnöthig hielt. Sie saßen mit gesenktem Haupt und gekreuzten Armen in tiefem Nachdenken auf ihrer Laubstreu. Beim Anblick des Arztes erhellte ein flüchtiges Lächeln der Hoffnung das finstere Gesicht des Generals. „Ihr auch da, Doctor?“ sagte er, ihm die Hand bietend. „Soll ich mich freuen, oder muß ich trauern über Eure Anwesenheit?“ — „Sind wir allein?“ entgegnete der Arzt. — „Ich glaube,“ versetzte der General. „Jedenfalls werden wir uns leicht davon überzeugen können.“ Der Doctor sah sich bedächtig in allen Winkeln um und kehrte dann wieder zu den Gefangenen zurück. „Jetzt können wir miteinander sprechen,“ sagte er. Der Doctor war in der Regel so zerstreut und in seine wissenschaftlichen Speculationen vertieft, daß die Gefangenen kein sonderliches Vertrauen in ihn setzten. „Und meine Nichte?“ fragte der General unruhig. — „Sie befindet sich unter dem Schutze eines Jägers, Namens Treuherz, der sie mit der höchsten Achtung behandelt.“ Diese Kunde gab dem General allen seinen Muth wieder. — „Oh,“ sagte er, „jetzt liegt nichts mehr daran, wenn ich auch gefangen bin. Meine Nichte ist gerettet; mag nun kommen was will.“ — „Nein, nein,“ versetzte der Doctor, „Ihr müßt im Gegentheil noch vor morgen um jeden Preis zu entweichen suchen.“ — „Warum?“ — „Eure Wunden scheinen mir nur leicht zu sein; sie sind auf dem Weg der Heilung.“ — „So ist es.“ — „Glaubt Ihr gehen zu können?“ — „Ja.“ — „Versteht mich recht; ich meine damit einen starken Marsch.“ — „Ich glaube, ja, wenn es durchaus sein müßte.“ — „Ei,“ ließ sich jetzt der Neger vernehmen, der bisher still zugehört hatte; „bin ich denn nicht stark genug; meinen Herrn zu tragen, wenn er nicht mehr gehen kann?“ Der General drückte ihm die Hand. — „Richtig,“ sagte der Doctor. „So weit wär's gut. Also fort müßt Ihr.“ — „Ich wünsche dies selbst auch; aber wie?“ —

„Ja, das weiß ich selbst noch nicht,“ versetzte der Doctor, sich die Stirne reibend. „Doch seid nur ruhig, ich werde schon ein Mittel finden.“ Es ließen sich Tritte vernehmen. Der Hauptmann erschien. „Nun, wie steht's mit den Kranken?“ fragte er. — „Nicht sonderlich gut,“ antwortete der Doctor. — „Paß!“ versetzte der Hauptmann, „es wird sich schon machen. Ohnehin kommt der General bald in Freiheit und kann sich dann nach Mäße pflegen. Kommt, Doctor; ich hoffe, ich habe Euch lange genug mit Eurem Freund plaudern lassen.“ Der Arzt folgte ihm ohne Widerrede, nachdem er zuvor durch eine Geberde dem General Vorsicht empfohlen hatte.

Der Tag entschwand, ohne daß etwas Besonderes vief. Die Gefangenen sahen mit Ungebuld der Nacht entgegen, denn das zuversichtliche Wesen des Doctors hatte ihnen unwillkürlich Hoffnung eingebläst. Gegen Abend kam der würdige Gelehrte wieder; er trat fest auf, sein Gesicht strahlte, und er hatte eine Fackel in der Hand. „Was bringt Ihr, Doctor?“ fragte ihn der General. „Ihr seht so heiter aus.“ — „Ich bin es auch, General,“ antwortete er lächelnd, „denn ich habe ein Mittel gefunden, Euch zu befreien — natürlich und mich mit.“ — „Das Mittel?“ — „Ist schon halb ausgeführt.“ — „Was wollt Ihr damit, fagen?“ — „Oh, es ist eine einfache Sache; aber doch würdet Ihr sie nicht errathen. Die Räuber schlafen insgesammt, und wir sind die Herren der Höhle.“ — „Wär's möglich! Aber wenn sie erwachen?“ — „Seid unbesorgt; erwachen werden sie freilich, aber das steht wohl wenigstens noch sechs Stunden an.“ — „Wie wißt Ihr dies?“ — „Weil ich ihrem Nachessen eine Portion Opium beigemischt habe. Sie liegen jetzt da wie Bleisölze und schnarchen wie Esenblasbälge.“ — „Oh, das ist vortreflich!“ rief der General. — „Nicht wahr?“ entgegnete der Doctor bescheiden. „Nun, ich habe das Unheil wieder gut machen wollen, daß ich durch meine Nachlässigkeit stiftete. Ich bin zwar kein Soldat, sondern nur ein armer Arzt, weiß aber doch bei thunlicher Gelegenheit meine Waffen so gut zu nützen, wie nur irgend einer die seinigen.“ — „Hier sind sie hundertmal mehr werth, Doctor, Ihr seid ein vortrefflicher Mensch.“ — „Jetzt vorwärts; wir wollen keine Zeit verlieren.“ — „Gut. Aber was habt Ihr mit dem Hauptmann gemacht?“ — „Weiß der Henker, wo er ist. Nach dem Diner hat er uns verlassen, ohne irgend Jemand etwas zu sagen. Ich ahne übrigens, wohin er ging, und müßte mich sehr täuschen, wenn wir ihn nicht bald wieder zu sehen kriegten.“ — „So ist's wohl das Beste, wenn wir nicht länger säumen.“ Sie traten ihren Weg an. Ungachtet des von dem Doctor angewendeten Mittels, fühlten sich übrigens der General und der Neger nicht ganz ruhig. In dem Raume, welcher den Räubern als Schlafsaal diente, sahen sie da und dort die Schläfer umherliegen. Sie gingen weiter und erreichten den Eingang der Höhle, wo sie eben den Floß zur Ueberfahrt über den Fluß losmachen wollten, als sie im Mondschein einen zweiten Floß bemerkten, welcher mit ungefähr fünfzehn Mann langsam gegen sie herankuhr. Sie konnten also nicht mehr weiter; und wie sich einer so großen Anzahl von Gegnern erwehren? „Unglückliche Schidung!“ murmelte der General verzweifeln. — „Und der Plan hat mich so viele Mühe gekostet,“ jammerte der Doctor. Die Glücklinge zogen sich in eine Felsenvertiefung zurück, um unbemerkt zu bleiben, und sahen mit klopfendem Herzen dem Landen der Ankömmlinge zu, deren Bewegungen ihnen immer verdächtiger wurden.

## XIII.

## Das Gesetz der Prairieen.

Vor dem Eingang der von Treuherz bewohnten Höhle war ein ansehnlicher Platz abgeräumt worden; man hatte die Bäume geschlagen und gegen zweihundert Hütten errichtet, welche nun dem Comanchenstamm als Lager dienten. Trapper, Jäger und Rothhäute trieben sich hier in schönster Eintracht

um. Mitten in diesem rasch entstandenen Dorfe, dessen verschiedenfarbig angestrichene Wüßelhautzelte in regelmäßigen Linien errichtet waren, befand sich ein größeres, über dem an langen Stangen Scalpe flatterten und in dessen Innerem stets ein Feuer brannte. Dies war die Rathungshütte. Im Dorf ging es äußerst lebhaft zu. Die Indianer prunkten in kriegerischem Farben- und Waffenschmuck, als ob sie sich zu einem Kampfe vorbereiteten. Auch die Jäger hatten ihre besten Kleider angelegt und ihre Gewehre auf's Sorgfältigste gepulzt, wahrscheinlich weil sie denselben bald benöthigt zu sein glaubten. Unter der Obhut von zwanzig Kriegern standen die an den Hinterbeinen gefesselten Pferde, welche man vollkommen gesattelt und zum sofortigen Gebrauch fertig gemacht hatte. Rothhäute und Jäger gingen geschäftig und gedankenvoll ab und zu, während, gegen den Indianerbrauch, an verschiedenen Orten eine Anzahl von Schildwachen ausgestellt war, um die etwaige Annäherung von Fremden sogleich zu melden. Kurz, alles ließ vermuthen, daß sich irgend eine eigenthümliche Prairiescene vorbereite. Aber seltsamer Weise waren weder Treuherz noch Adlerkopf, noch der schwarze Elch anwesend; bloß Belhumeur überwachte die Zurüstungen und unterhielt sich dabei mit dem alten Comanchenhauptling, der Sonne. Die Gesichter der beiden Männer waren ernst und ihre Stirnen gedankenvoll. An dem heutigen Tag sollte nämlich Donna Luz dem Räuberhauptmann ausgeliefert werden.

Es war gegen acht Uhr Morgens. Klar und blendend beleuchtete die Sonne das von uns geschilderte Gemälde. Donna Luz kam, auf den Arm von Treuherzens Mutter gestützt, aus der Höhle hervor; No Eusebio folgte. Die beiden Frauen waren blaß und traurig und ihre Augen vom Weinen geröthet. Als Belhumeur ihrer ansichtig wurde, ging er grüßend auf sie zu. „Ist mein Sohn noch nicht zurück?“ fragte die alte Dame unruhig. — „Nein,“ antwortete der Jäger; „aber er wird sicherlich nicht lange säumen.“ — „Ach Gott, eine geheime Ahnung sagt mir, daß irgend ein unglückliches Ereigniß ihn fern von uns hält.“ — „Davon müßte ich auch wissen, Sennora. Als ich ihn heute Nacht verließ, um Euch zu beruhigen und seine mir ertheilten Weisungen ausführen zu lassen, befand er sich in einer vortrefflichen Stellung. Ihr müßt daher den Muth nicht sinken lassen.“ — „Ach,“ seufzte die arme Frau, „seit zwanzig Jahren lebe ich in steter Angst, und jeden Abend muß ich fürchten, meinen Sohn am Morgen nicht wieder zu sehen. Gott! hast du denn kein Erbarmen mit mir?“ — „Beruhigt Euch, Sennora,“ sagte Donna Luz, zärtlich ihren Arm um sie schmiegend. „Oh, ich fühle es ja, wenn Treuherz jetzt in Gefahr schwebt, so hat er sich ihr um meines Oufels willen unterzogen. O Gott, gib ihm Glück und Gedeihen!“ — „Die Sache wird sich bald aufklären. Verlaßt euch nur auf mich, meine Damen, ihr wißt, daß ich euch nicht täusche.“ — „Ja,“ sagte die alte Frau, „Ihr seid treu und liebt meinen Sohn. Ihr wäret nicht hier, wenn etwas zu befürchten stände.“ — „Ich danke für Eure gute Meinung, Sennora. Zwar kann ich Euch für den Augenblick nichts sagen; doch bitte ich, habt noch eine kurze Geduld. Vorberhand genüge es Euch zu wissen, daß er fort ist, um die Sennorita glücklich zu machen.“ — „Oh ja,“ entgegnete die Mutter, „er ist immer gut, immer voll Aufopferung.“ — „Darum heißt er auch Treuherz,“ flüsterte das Mädchen. — „Und nie ist ein Name besser verdient worden, Sennorita,“ sagte der Trapper mit Entschiedenheit. „Man muß so lang mit ihm gelebt haben wie ich, um ihn recht würdigen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Elfenbeinstuhl im russischen Schatze.

Nach der Sage wurde dieser Stuhl von Griechen- land als Geschenk dem Großfürsten Zwan IV. bei seiner

geächtet und hart verfolgt, in's Gefängniß geworfen und durch eine List befreit, hatte er lange in der Tracht eines Sängers in den Bergen umhergeirrt, bis er endlich, von einigen seiner Parteigänger erkannt, in seine Besitzungen als Herzog von Tyröl wieder eingeseßt ward. Das Gebäude, das unser Bild gibt, war ursprünglich ganz in gothischem Style erbaut, und die bemalte Fagade mit dem Erker, dessen Dach mit vergoldeten Kupferplatten gedeckt war, machte einen herrlichen Effect. Zwei- oder dreimal drohte das Haus jedoch einzustürzen und mußte restaurirt werden, was zumeist verunstalten heißt. Außer dem goldenen Dache bemerkt man heutzutage noch ein Gemälde an der äußeren Wand, über dem Fenster des zweiten Stockes Kaiser Maximilian mit seinen beiden Gemahlinnen um einen Tisch sitzend in Stein gehauen, und in den Einfassungen des Erkers die sieben Wappen der Kaiser. 54.

## Die Trapper in Arkansas.

(Fortsetzung.)

„Nun ist die Reihe an mir, Euch für die gute Meinung zu danken, die Ihr von meinem Sohne habt, Belhumeur,“ entgegnete die alte Dame, dem Jäger die schwielige Hand drückend. — „Ich habe nur die Wahrheit gesprochen, Sennora. Es würde in der Prairie viel besser aussehen, wenn alle Jäger ihm gleich wären.“ — „Ach Gott, die Zeit enteilt. Kommt er denn immer noch nicht?“ murmelte sie, mit fieberischer Ungeduld umhergehend. — „Bald, Sennora.“ — „Ich möchte die Erste sein, die ihn sieht und begrüßt.“ — „Das geht leider nicht an.“ — „Warum nicht?“ — „Euer Sohn hat mich beauftragt, Euch und die Sennorita zu bitten, Ihr möchtet in die Höhle zurückgehen. Er wünscht nicht, daß Ihr Zeugen der Scene seid, die hier vorgehen wird.“ — „Aber wie erfahre ich, ob mein Onkel gerettet ist?“ fragte Donna Luz ängstlich. — „Man wird Euch nicht lange in Ungewißheit lassen, Sennorita. Aber jetzt muß ich bitten, daß Ihr nicht mehr länger hier bleibt.“ — „Gehorchen wir, mein Kind,“ sagte die alte Dame, „wir wollen hinein gehen, da mein Sohn es wünscht.“ Donna Luz folgte ihr bereitwillig, warf aber noch verstohlene Blicke zurück, ob sie den nicht kommen sähe, den sie liebte.

„Wie glücklich ist der Mensch, der eine Mutter hat,“ murmelte Belhumeur mit einem erstikten Seufzer, während er den beiden Frauen nachschaute, die im Schatten der Höhle verschwanden. Plötzlich stießen die indianischen Schildwachen einen Ruf aus; ein Mann, der vor der Berathungshütte stand, wiederholte ihn. Auf dieses Zeichen erhoben sich die Häuptlinge der Comanchen und traten aus der Hütte hervor. Die Jäger und Indianerkrieger griffen zu ihren Waffen und stellten sich erwartungsvoll rechts und links vor dem Höhleneingang auf. Eine Staubwolke wälzte sich schnell gegen das Lager her, und bald bemerkte man einen Trupp Reiter, die mit verhängten Zügeln einhersporen; sie trugen meist die Tracht der mexikanischen Gambusinos. An ihrer Spitze ritt auf einem prächtigen rabenschwarzen Pferde ein Mann, in welchem Alle sogleich den Räuberführer Waktehno erkannten. Er war led mit seiner Mannschafft erschienen, um die Beseitigung des abscheulichen Handels zu fordern, den er vor drei Tagen beantragt hatte.

Wenn in den Prairien ein paar Reiterhaufen sich begegnen oder die Krieger und Jäger ein Dorf besuchen, so ist es Brauch, daß man unter lautem Anruf auf einander zugaloppirt und die Gewehre abfeuert. Diesmal war von keinem solchen Gruß die Rede. Comanchen und Jäger blieben still und finster, und rührten sich bei der Ankunft der Räuber nicht von der Stelle. Dieser kalte und trodene Empfang befremdete den Hauptmann nicht, er runzelte zwar ein wenig die Stirne, that aber doch, als achte er nicht darauf und ritt unerschrocken an der Spitze von zwanzig Mann in's Dorf. Als sie vor der Berathungshütte anlangten, vor

welcher die Häuptlinge standen, machten sie plötzlich Halt und schickten auf einmal in eiserne Statuen umgewandelt zu sein. Dieses kühne Manöver wurde mit so großer Gewandtheit ausgeführt, daß die Jäger, die sich auf's Reiten gut verstanden, einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken konnten. Raum hatten die Räuber Halt gemacht, als die Reihen der rechts und links von der Berathungshütte stehenden Jäger und Krieger fächerartig auseinander wichen und sich hinter den Fremden wieder schlossen. Auch diese Bewegung ward mit großer Geschicklichkeit ausgeführt, und die Räuber befanden sich jetzt mitten in einem von mehr als fünfshundert gut bewaffneten Kriegern gebildeten Kreis. Bei diesem Manöver überrißte den Hauptmann eine Unruhe, und es reute ihn schier, hergekommen zu sein; doch unterdrückte er sogleich diese unwillkürliche Bewegung und lächelte verächtlich, da er sich für vollkommen gesichert hielt. Nach einer leichten Begrüßung gegen die Indianerhäuptlinge wandte er sich an Belhumeur und fragte mit fester Stimme: „Wo ist das Mädchen?“ — „Ich weiß nicht, was Ihr mit dieser Frage wollt,“ versetzte der Jäger spöttisch. „Hier gibt es, so viel ich weiß, kein Mädchen, über das Euch irgend ein Recht zustünde.“ — „Was soll das heißen und was geht hier vor?“ murmelte der Hauptmann, einen trotzigen Blick um sich werfend. „Hat Treuherz den Besuch vergessen, den ich ihm vor drei Tagen gemacht habe?“ — „Treuherz vergißt nie etwas,“ entgegnete Belhumeur mit fester Stimme: „doch darum handelt sich's jetzt nicht. In den zehn Jahren, während welcher Ihr an der Spitze eines gefesselten Raubgefindes steht, seid Ihr der Schreden der Prairien geworden, indem Ihr gegen Weiße und Rothhäute mit Raub und Mord zu Feld zieht. Ihr gehört keinem Lande an und würgt ohne Unterschied Reisende, Trapper, Jäger, Gambusinos oder Indianer, wenn Euch die Bluthat nur etwas Gold einbringt. Erst vor einigen Tagen habt Ihr das Lager friedlicher mexicanischer Reisenden überfallen und sie erbarmungslos hingeschlachtet. Diese verbrecherische Laufbahn muß einmal enden, und jetzt ist ihr das Ziel gesteckt. Wir alle, Indianer sowohl als Jäger, haben uns vereinigt, Gericht über Euch zu halten und das unbittliche Gesetz der Prairien auf Euch anzuwenden.“ — „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ riefen die Umstehenden, ihre Waffen schwenkend. — „Ihr seid sehr im Irrthum, Sennores,“ versetzte der Räuber zuversichtlich, „wenn ihr glaubt, ich biete gutwillig meinen Hals dem Messer dar, wie ein Schaf, das man zur Schlachtbank führt; dann aber, weil ich nicht traute, habe ich Begleitung mitgebracht. Ihr seht hier zwanzig entschlossene Männer, die sich zu vertheidigen wissen. Wollt ihr uns noch halten?“ — „Schaut um Euch und seht selbst, was Ihr thun könnt.“ Der Räuber blickte zurück. Fünfshundert Gewehre zielten auf seine Bande. Es überließ ihn kalt, und eine Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. Der Räuber begriff, daß er sich in einer schrecklichen Gefahr befand. Doch faßte er sich bald wieder und fuhr mit scherzender Stimme gegen den Jäger fort: „Was sollen diese Drohungen, die mich doch nicht schrecken können? Ihr wißt wohl, daß ich gegen eure Kugeln geschützt bin. Wie Ihr selbst jagtet, habe ich vor einigen Tagen mexicanische Reisende angegriffen. Ihr müßt beßhalb auch wissen, daß der wichtigste von den Reisenden in meine Gewalt gefallen ist. Wagt es, nur ein Haar meines Hauptes anzutasten, und der General, der Onkel des Mädchens, das ihr vergeblich meinen Händen zu entreißen sucht, hat alsbald mit seinem Leben den Schimpf zu bezahlen, der mir angethan wird. Versucht daher nicht länger, mich einzuschüchtern, sondern gebt mir gutwillig Diejenige heraus, um deren willen ich gekommen bin, oder ich schwöre euch, daß in einer Stunde der General aufgehört hat zu leben!“ Plötzlich drängte sich ein Mensch durch die Menge und trat mit den Worten vor den Banditenführer hin: „Ihr täuscht Euch; der General ist frei.“ Der Sprecher war Treuherz. Ein Jubel lief durch die Reihen der Jäger und Indianer, während die Räuber von Schreden gefesselt standen.

## XIV.

## Die Rüchtigung.

Der General und seine zwei Gefährten blieben nicht lange in Ungewißheit. Nach einigem Zögern landete endlich der Floß und die Männer stürzten sich unter lautem Geschrei mit angeschlagenen Gewehren in die Höhle. Voll Freude traten ihnen die Flüchtlinge entgegen, welche an der Spitze der Ankömmlinge Treuherz, den Comanchenhauptling und den schwarzen Elch erkannt hatten. Der Hergang verhielt sich folgendermaßen. Nachdem der Doctor mit dem Räuber in die Höhle eingetreten war, hatte sich Adlerkopf, der jetzt den Zufluchtsort der Bande kannte, zu seinen Freunden zurückbeugen und ihnen den Erfolg seiner Kriegslust mitgetheilt. Belhumeur wurde sofort an Treuherz abgeschickt, welcher nicht säumte sich anzuschließen. Und nun wurde der einhellige Beschluß gefaßt, die Räuber in ihrer Höhle anzugreifen, während ein Theil der Jäger und Nothhautkrieger in der Prairie und unter den Felsen die Zugänge des Raubnestes bewachen und das Entrinnen ihrer Insaßen hindern sollten. Wir haben gesehen, zu welchem Ende dieser Anschlag führte. Der erste Augenblick wurde der Freude gewidmet, daß man ohne Schuß oder Schwertstreich zum Ziele gekommen war. Dann theilte der General seinen Befehren mit, daß ein Duzend Räuber unter dem Einfluß des von dem Doctor gespendeten Opiums schlafend in der Höhle liege. Man säumte nicht, sie zu knebeln und hinauszuschaffen. Dann wurden die verschiedenen Abtheilungen zusammengerufen, und der ganze Trupp setzte sich nach dem Lager in Galopp. Treuherzens Ausruf überraschte den Räuberhauptmann nicht wenig; aber sein Staunen verwandelte sich in Entsetzen, als er des Generals ansichtig wurde, den er unter der Obhut seiner Leute wählte. Er begriff jetzt, daß alle seine List vereitelt, und daß er diesmal ohne Rettung verloren war. Ein Blutstrom schoß ihm gegen das Gesicht und seine Augen bligten, als er sich mit den Worten an Treuherz wandte: „Gut gespielt! Aber noch ist nicht alles aus zwischen uns. Bei Gott, ich will Vergeltung üben.“ Er machte eine Gebärde, sein Pferd anzutreiben; aber Treuherz fiel ihm in den Zügel. „Wir sind noch nicht fertig,“ rief er ihm zu. Mit glühendem Auge betrachtete ihn der Räuber und spornete noch immer sein Pferd, um den Jäger zum Loslassen zu zwingen. Dabei sagte er mit von Zorn erstickter Stimme: „Was wollt Ihr noch?“ Treuherz hielt mit ebener Faust das Ross fest, welches wüthend sich bäumte. „Ihr seid gerichtet,“ entgegnete er. „Man wird das Gesetz der Prairien auf Euch anwenden.“ Der Räuber stieß ein schreckliches Hohngelächter aus und riß seine Pistolen aus dem Gürtel. „Tod jedem, der mich antastet,“ rief er wüthend. „Aus dem Weg!“ — „Nein,“ erwiderte der Jäger, ohne seine Fassung zu verlieren, „Ihr seid gefangen und werdet mir heute nicht entkommen.“ — „So stirb!“ rief der Räuber, auf Treuherz anlegend. Aber mit Gedankenschnelligkeit hatte Belhumeur, der den Bewegungen des Banditen ängstlich gefolgt war, sich zwischen seinen Freund und dessen Gegner geworfen. Der Schuß fiel und die Kugel traf den Canadier, der blutend zu Boden sank. „Einer!“ rief der Räuber mit wildem Lachen. „Zwei!“ brüllte Adlerkopf, der mit dem Sprung eines Panthers auf das Pferd des Räubers setzte. Ob der Letztere eine Bewegung der Abwehr machen konnte, hatte ihn der Indianer mit seiner Linken bei den langen Haaren, die er in einen Büschel zusammenfaßte, ergriffen und den Kopf zurückgerissen. „Tod und Hölle!“ rief der Räuber, der sich vergebens seines Feindes zu erwehren suchte. Nun aber folgte eine Scene, welche alle Umstehenden mit Entsetzen erfüllte. Treuherz hatte das Pferd losgelassen, das jetzt wüthend von den Stößen, die es erlitt, und von der doppelten Last, die es zu tragen hatte, ausschlagend und sich bäumend alle im Weg stehenden Hindernisse niederrannte. Die beiden Männer aber, welche auf Tod und Leben mit einander kämpften, hielten sich fest angeklammert und wandten sich auf dem Rücken des ent-

setzten Thieres wie ein paar Schlangen. Adlerkopf hatte, wie bereits gesagt, den Kopf des Räubers zurückgerissen; dabei stemmte er ihm sein Knie in die Seite, stieß sein wildes Kriegsgeschrei aus und schwenkte mit einer schrecklichen Gebärde das Messer um die Stirne seines Feindes. „So tödtet mich, Glender!“ rief der Räuber und erhob rasch die noch immer mit einer Pistole bewaffnete Linke; aber die Kugel ging in die Luft. Der Comanchenhauptling heftete einen festen Blick auf den Räuber. „Du bist eine Memme,“ sagte er mit Verachtung, „und ein altes Weib, das den Tod fürchtet.“ Er stemmte dem Banditen das Knie fester in die Seite und bohrte ihm sein Messer in den Kopf. Der Räuber stieß einen durchdringenden Schrei aus, den der Indianer mit seinem Siegesgeheul begleitete. Das Pferd strauchelte gegen eine Baummurzel und fiel. Beide Feinde rollten auf den Boden. Aber nur einer davon stand wieder auf, und dieser war der Comanchenhauptling, der in der Hand die blutende Kopfhaut des Räubers schwang.

Wakthno war indeß nicht todt. Außer sich vor Wuth und geblendet von dem Blut, das ihm über die Augen niederfloß, stürzte er sich noch einmal auf seinen Gegner, der sich eines solchen Angriffs nicht verah. Mit einander ringend, suchte jeder dem Feind sein Messer in den Leib zu bohren. Mehrere Jäger eilten herzu, um sie zu trennen; aber es war bereits Alles vorbei. Der Räuber lag am Boden, und das Messer des Indianers steck ihm bis an's Hest im Herzen.

Die Räuber, welche durch den sie umgebenden Kreis von weißen Jägern und Nothhautkriegern im Respekt gehalten wurden, versuchten keinen vergeblichen Widerstand. Als sie ihren Hauptmann fallen sahen, erklärte Frank im Namen seiner Kameraden, daß sie sich unterwürfen. Auf ein Zeichen von Treuherz legten sie ihre Waffen ab und wurden gebunden. Belhumeur, dessen Aufopferung der Freund sein Leben verdankte, hatte eine ernsthafte, zum Glück aber nicht tödtliche, Wunde erhalten. Man beeilte sich, ihn nach der Höhle zu bringen, wo die Mutter des Jägers sich seiner mit Eifer annahm. Adlerkopf näherte sich Treuherz, der düster und gedankenvoll an einem Baum lehnte. „Die Häuptlinge sind um das Berathungsfeuer versammelt,“ redete er ihn an. „Sie erwarten meinen Bruder.“ — „Ich folge meinem Bruder,“ versetzte der Jäger.

Als die Weiden in die Hütte traten, waren bereits sämtliche Häuptlinge versammelt. Unter ihnen befanden sich der General und der schwarze Elch mit einigen andern Trappern.

Der Pfeifenträger brachte das Calumet, verneigte sich achtungsvoll gegen die vier Weltgegenden und bot nach der Rangordnung jedem Häuptling das lange Rohr an. Nachdem die Pfeife die Runde gemacht hatte, schüttelte der Träger die Asche in das Feuer, murmelte einige geheimnißvolle Worte und entfernte sich. Nun erhob sich die Sonne und begann nach einer Begrüßung an die Rathsmittglieder wie folgt: „Häuptlinge und Krieger, hört die Worte, welche der Herr des Lebens in meine Brust gelegt hat. Was wollt ihr mit den zwanzig Gefangenen anfangen, die ihr in Händen habt? Kann man sie freilassen? Nein, Krieger, der Herr des Lebens, der diese wilden Menschen endlich in unsere Gewalt gegeben hat, will, daß sie sterben. Er hat ihren Verbrechen ein Ziel gesteckt. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Mögen sie an den Marterpfahl gebunden werden. Ich werfe eine Schnur mit rothen Wampums in die Rathssammlung.“

Nach diesen Worten nahm der alte Häuptling wieder Platz. Es folgte eine feierliche Stille. Man sah, daß die Anwesenden seine Meinung theilten.

Treuherz harrete einige Minuten, und als er sah, daß sich Niemand anschickte, die Rede der Sonne zu beantworten, so erhob er sich und begann: „Häuptlinge, Comanchenkrieger und weiße Trapper, meine Brüder, die Worte, die der ehrwürdige Sachem gesprochen, sind gerecht; die Sicherheit der Prairien fordert leider den Tod unserer Gefangenen. Wir müssen uns dieser schrecklichen Nothwendigkeit unterwerfen, wenn wir im Frieden die Frucht unserer sauern Anstrengun-

gen genießen wollen. Aber wenn wir uns auch genöthigt sehen, das unerbittliche Gesetz der Wildniß in Anwendung zu bringen, so wollen wir uns doch nicht als Barbaren zeigen, die das Straßamt mit Lust üben, sondern die Züchtigung wie Menschen vollbringen, denen ein Herz in der Brust schlägt. Ueberlassen wir es ihnen, sich ihre Todesart selbst zu wählen. Das Foltern ist unnütz. Der Herr des Lebens wird uns zulächeln; er wird zufrieden sein mit seinen rothen Kindern und ihnen dafür reichliche Jagden geben. Ich habe gesprochen. War es recht so, mächtige Männer?"

Die Mitglieder des Rathes hatten aufmerksam die Worte des Jägers angehört und die Häuptlinge wohlwollend den edlen Gesinnungen zugelächelt, die der Sprecher kund that; denn sowohl Indianer als Trapper liebten und achteten ihn. Jetzt erhob sich Adlerkopf. „Mein Bruder Treuherz hat gut gesprochen," sagte er. „Seine Jahre sind zwar klein an

Zahl, aber seine Weisheit ist groß. Wir schätzen uns glücklich, eine Gelegenheit zu finden, um ihm unsere Freundschaft zu beweisen, und ergreifen sie mit Freuden. Wir wollen thun, was er verlangt." — „Ich danke," versetzte Treuherz mit Wärme. „Das Volk der Comanchen ist ein großes, ein edles Volk, das ich liebe, und ich rechne mir's zur Ehre, von ihm adoptirt worden zu sein."

Die Rathesversammlung war zu Ende und die Häuptlinge verließen die Hütte. Die Gefangenen standen auf einem Haufen und wurden von einer Kriegerabtheilung scharf bewacht. Der öffentliche Ausrufers versammelte alle Angehörigen des Stammes und die im Dorf anwesenden Jäger. Nachdem Alles beisammen war, nahm Adlerkopf das Wort und redete die Räuber folgendermaßen an: „Gunde von Blafgesichtern, der Rath der großen Häuptlinge des mächtigen Comanchenvolks, dessen endlose Jagdgebiete einen großen Theil der Erde



Ein Musgohauptling.

bedecken, hat über euer Schicksal entschieden. Versucht es nun, nachdem ihr wie wilde Bestien gelebt habt, nicht wie furchtsame alte Weiber zu sterben." — „Wir sind bereit," versetzte Frank ruhig. „Bindet uns an den Pfahl und erfindet die ärgsten Qualen. Ihr werdet uns nicht erblicken sehen." — „Unser Bruder Treuherz hat Fürsprache für euch eingelegt," fuhr Adlerkopf fort. „Ihr sollt nicht an den Pfahl gebunden werden. Die Häuptlinge überlassen euch die Wahl eures Todes."

(Schluß folgt.)

### Adamua in Centralafrika.

Adamua ist ein Königreich von ziemlich großer Ausdehnung, bislang der Gelehrtenwelt kaum dem Namen

nach bekannt, nun aber durch die Reisen Barth's und Overwegs der genaueren Kenntniß zugeführt. Die Masse der Bevölkerung sind Neger, aber die Häuptlinge Fulah's. Man wußte, daß ein großer Strom, der Benueh, das Land von Ost nach West durchschneidet und Barth war seit lange der Ansicht, daß dieser Fluß seine Wasser zum untern Niger führen müsse. Seine persönlichen Beobachtungen und die Erkundigungen, die er über die Richtung des Flusses und die Wassermasse einzog, machten seine Vermuthung beinahe zur Gewißheit. Es ist jetzt erwiesen, daß der Tschad und der Benueh ein und derselbe Fluß sind und ist dadurch ein kürzerer und bequemerer Weg als der der Caravanen durch die Wüste gefunden, um sich mit den Ländern von Ostjudan zu verbinden, ein unendlicher Vortheil für den Handel. Die afrikanische Sklaverei kann nun in einem ihrer thätigsten Herde vernichtet werden, denn hier stellt man förmliche Jagden auf

einem Porticus von Säulen oder Pfeilern umgeben. Eine freie Doppeltreppe führte von außen her in diesen Porticus und durch ihn in das Innere des oberen Geschosses. Sehr eigenthümlich ist die Kuppel, denn sie besteht nicht aus einem Gewölbe, sondern aus einem einzigen Felsstück, das etwa 34 Fuß im Durchmesser und 3 Fuß Dicke hat. Diese ungeheure Last aus den istrischen Steinbrüchen hieher zu schaffen, und besonders, sie auf die Höhe des Gebäudes 40 Fuß über den Boden zu erheben, war ein wahrhaft großartiges Unternehmen, ein Beweis bedeutender mechanischer Technik.

Dieser einfache und kühne Gedanke mag in dem Haupte des Gothenkönigs entstanden sein, er mag dabei eine Reminiscenz an die Hügelgräber in Felsenmassen, unter denen seine Vorfahren ruhten, gehabt haben. 46.

## Die Trapper in Arkansas.

(Schluß.)

„Mit welchem Recht,“ rief Frank, „wirfst sich Treuherz zu unserem Fürsprecher auf? Meint er, wir seien keine Männer und man könne durch Foltern uns Schmerzenslaute und Klagen entringen, die unserer unwürdig wären? Nein, nein; man führe uns an den Pfahl. Was ihr uns zufügen könnt, wird nie so grausam sein, als das, was wir den Kriegern eurer Nation anthun würden, wenn sie in unsere Hände fielen.“ Nach diesen stolzen Worten lief ein zorniges Murren durch die Reihen der Indianer, während die Räuber ihrerseits Rufe der Freude und des Triumphes ausstießen. — „Hunde! Haken!“ riefen sie. „Die Comanchen sind alte Weiber, denen man Schürzen geben sollte.“

Jetzt trat Treuherz vor. Nachdem es stille geworden, begann er: „Ihr habt die Worte des Häuptlings nicht recht verstanden. Wenn man euch die Wahl der Todesart überläßt, so will man euch nicht beschimpfen, sondern einen Beweis von Achtung geben. Hier ist mein Dold; wenn man euch losgebunden hat, kann er von Hand zu Hand gehen, daß ihn sich jeder in die Brust stoße. Der Mann, der aus freien Stücken, ohne zu zögern, sich mit einem einzigen Stoße tödtet, ist tapferer, als derjenige, welcher am Pfahl aus übergroßem Schmerz seinen Hentler beleidigt, damit er ihm schneller den Garaus mache.“ — Allgemeiner Beifall wurde den Worten des Jägers zu Theil. Die Räuber warfen sich fragende Blicke zu; dann bekreuzten sie sich und riefen einhellig: „Wir nehmen es an.“

Die vorher so ungestüme und lärmende Menge wurde jetzt still und aufmerksam; sie harrte des schrecklichen Trauerspiels, das vor ihren Augen sich entfalten sollte.

„Bindet die Gefangenen los,“ rief Treuherz. — Der Befehl war im Nu vollzogen. — „Euren Dold,“ sagte Frank. Der Jäger gab ihm die Waffe. — „Ich danke. Lebt wohl!“ rief der Räuber mit fester Stimme, riß die Kleider auf und bohrte sich langsam, als sei ihm das Sterben eine Wollust, das Messer bis an's Heft in die Brust. Eine Leichenblässe überzog allmählig sein Gesicht; seine Augen rollten unsichtbar umher; dann wankte er wie ein Trunkener und fiel zur Erde. Er war todt.

„Mir!“ rief der zunächst stehende Bandit, indem er den Dold noch rauchend aus der Wunde zog und sich in's Herz stieß. Er stürzte auf die Leiche des ersten.

Nach ihm kam ein Anderer, dann wieder ein Anderer an die Reihe. Keiner zögerte, keiner erwies sich verzagt. Sie tödteten sich lächelnd und wußten es Treuherz Dank, daß er ihnen zu einem solchen Tode verholfen.

Die Anwesenden waren entsetzt und zugleich hingerissen von dem schrecklichen Schauspiel. Gewissermaßen trunken von dem Blutgeruch standen sie mit verhaltenem Athem da, ohne die Blicke abwenden zu können.

Endlich war nur noch einer der Räuber übrig. Er betrachtete einen Moment den Leichenhaufen und zog dann den

Dold aus der Brust seines Vornannes. „Man darf von Glück sagen,“ sprach er lächelnd, „wenn man in so guter Gesellschaft stirbt; aber wo Teufel fährt man hin nach dem Tod? Pah, wie einfältig; ich werde es bald wissen.“ Und der Dold fuhr in seine Brust; er sank todt zusammen.

Das Gemüth hatte nicht länger als eine Viertelstunde gedauert. Bei keinem der Räuber war ein zweiter Stoß nöthig gewesen.

„Wir diesen Dold,“ sagte Wlertopf, indem er die dampfende Waffe aus dem noch zuckenden Körper des letzten Räubers zog; „er ist eine gute Wehr für einen Krieger.“ Und er steckte die Waffe, nachdem er sie im Gras abgewischt hatte, in seinen Gürtel. Die Leichen der Räuber wurden scalpiert und aus dem Lager geschafft, um den Geiern und Urabufen zur Beute zu dienen. So endete Waltehnos furchtbare Wunde; leider war sie nicht die einzige in den Prairien. Nach dem Werke des Todes kehrten die Indianer sorglos in ihre Hütten zurück. In ihren Augen war es ein Schauspiel gewesen, das für sie nichts Neues hatte und also keinen erschütternden Eindruck auf ihre Nerven machte. Die Trapper dagegen entfernten sich, ungeachtet ihrer rohen Lebensweise, welche sie mit Blutvergießen vertraut machte, mit gepreßtem Herzen. Treuherz und der General begaben sich in die Höhle. Die Frauen im Innern derselben hatten nichts von dem schrecklichen Auftritte und der blutigen Sühne, mit welchem er geendet, wahrgenommen.

## XV.

### Die Vergeltung.

Das Wiedersehen von Onkel und Nichte war in hohem Grade rührend. Der seit einiger Zeit so schwer geprüfte alte Soldat fühlte sich glücklich, mit seinen Armen das Naturkind wieder zu umfassen, das seine ganze Familie ausmachte und durch ein wahres Wunder den ihr drohenden Gefahren entronnen war. Sie plauderten lange mit einander; der General erzählte ihr, wie es ihm in der Gefangenschaft ergangen, und konnte dem fragenden Mädchen gegenüber nicht ausföhrlich genug sein.

„Aber was ist jetzt eure Absicht, Onkel?“ lautete ihre Uebergangsfrage. — „Ach, mein Kind,“ antwortete er wehmüthig und mit einem unterdrückten Seufzer, „wir müssen ohne Säumen diese schrecklichen Gegenden verlassen und nach Mexiko zurückkehren.“ — Dem Mädchen wurde das Herz schwer, obgleich sie in ihrem Innern die Nothwendigkeit einer schnellen Rückkehr erkannte. Umkehren hieß von dem scheiden, den sie liebte, ohne Hoffnung auf ein mögliches Wiedersehen von dem Manne sich trennen, dessen trefflichen Charakter sie in jeder Minute traulicheren Umgangs mehr würbigen lernte, und der bereits für ihr Leben und ihr Glück zu einer Nothwendigkeit geworden war. — „Was hast Du, mein Kind? Du bist traurig und Deine Augen sind verweint,“ sagte der General, ihr mit Innigkeit die Hand drückend. — „Ach, Onkel,“ versetzte sie in wehmüthigem Ton, „warum sollte ich nicht traurig sein nach den Ereignissen der letzten Tage? Das Herz blutet mir.“ — „Es ist wahr; wir sind die Zeugen und die Opfer von Schreckensscenen gewesen, die wohl zur Trauer stimmen können; aber Du bist noch jung, mein Kind, und in kurzer Frist werden die Unthaten, die Du künftig nicht mehr zu fürchten brauchst, nur noch als flüchtige Erinnerungen in Dir fortleben.“ — „Werden wir bald aufbrechen?“ — „Wo möglich morgen schon; denn was sollen wir weiter hier thun? Der Himmel selbst erklärt sich gegen mich, da er mich zwingt, ein Vornehmen aufzugeben, dessen Gelingen das Glück meiner alten Tage ausgemacht haben würde. Doch Gott würdigt mich dieses Trostes nicht; sein Wille geschehe.“ — „Was wollt Ihr damit sagen, Onkel?“ fragte die Nichte mit Lebhaftigkeit. — „Nichts, was zur Zeit Interesse für Dich hätte. Es ist überhaupt besser, daß Du nichts davon erfährst und ich mein Leid allein trage. Ich bin alt und schon daran gewöhnt.“ — „Mein armer Onkel.“ —

„Ich danke Dir für Deine liebevolle Theilnahme, Kind. Doch verlassen wir diesen traurigen Gegenstand und sprechen wir lieber von den tapfern Männern, gegen die wir so große Verpflichtungen haben.“ — „Von Treuherz,“ flüsterte Donna Luz eröthend. — „Ja, von Treuherz,“ versetzte der General, „und von seiner Mutter, der würdigen Frau, der ich wegen der Wunde des armen Belhumeur noch nicht dafür danken konnte, daß sie es Dir, wie Du sagst, an nichts fehlen ließ.“ — „Sie war wie eine zärtliche Mutter für mich besorgt.“ — „Wie kann ich ihr und ihrem edlen Sohn je meine Schuld abtragen? Sie ist glücklich, daß sie ein solches Kind hat. Ach, mir ist diese Freude nicht gegönnt. Ich stehe allein.“ Und der General verhällte traurig sein Gesicht mit den Händen. — „Und ich?“ fragte das Mädchen. — „Ja, Du,“ entgegnete er, sie mit Zärtlichkeit umarmend; „Du bist meine liebe Tochter; aber ich habe keinen Sohn.“ — „Das ist wahr,“ murmelte sie träumerisch. — „Treuherz ist ein zu edler Charakter,“ fuhr der General fort, „als daß er etwas von mir annehmen würde. Was ist da zu thun? Wie entlebigte ich mich meiner Verpflichtungen nach den unsäglichen Diensten, die er uns erwiesen hat?“

Es folgte ein kurzes Schweigen. Donna Luz beugte sich zu ihrem Onkel nieder, küßte ihn auf die Stirne und sagte mit leiser, bebender Stimme, während sie ihr Gesicht an seiner Schulter verbarg: „Onkel, mir kommt ein Gedanke.“ — „Sprich ohne Furcht, meine Liebe; vielleicht hat ihn Dir Gott eingegeben.“ — „Ihr habt keinen Sohn, dem Ihr Euren Namen und Euren Reichthum hinterlassen könnt.“ — „Ach,“ murmelte er; „ich glaubte einen Augenblick, einen finden zu können, aber diese Hoffnung ist für immer verschwunden. Du weißt, daß ich allein stehe.“ — „Treuherz und noch mehr seine Mutter werden nichts von Euch annehmen wollen?“ — „Nein.“ — „Indeß glaube ich, daß es ein Mittel gibt, sie zu verbinden und es ihnen sogar aufzudrängen.“ — „Das wäre?“ — „Ihr klagt ja immer, Onkel, daß Ihr keinen Sohn habt, dem Ihr Euren Namen hinterlassen könnt. Warum nehmt Ihr nicht Treuherz an Sohnesstatt an?“ — Der General sagte sie in's Auge; sie war von Scharlach übergossen und zitterte. „Ei, Mädchen,“ versetzte er, sie mit Zärtlichkeit umarmend, „Dein Gedanke ist nicht übel, aber nicht ausführbar.“ — „Vielleicht doch,“ flüsterte die Sennorita. — „Und selbst das Unmögliche angenommen,“ fuhr der General fort, „seine Mutter ginge darauf ein, um ihm einen Rang in der Gesellschaft zu sichern, so würde er sich weigern. Glaubst Du denn, mein Kind, dieser in der Wildniß erzogene Mann, der sein ganzes Leben unter ergreifenden Szenen und Angesichts einer erhabenen Natur verbrachte, werde wegen einer Hand voll Goldes, das er als etwas Unnützes verachtet, auf das schöne, abenteuerliche Leben verzichten?“ — „Wer weiß?“ entgegnete sie, den Kopf schüttelnd. — „Gott ist mein Zeuge,“ sagte der General mit Nachdruck, „daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn er darauf einginge, denn dann wären alle meine Wünsche erfüllt.“ — „Versucht es immerhin, Onkel. Wird Euer Antrag zurückgewiesen, so habt Ihr wenigstens Treuherz bewiesen, daß Ihr nicht undankbar seid und daß Ihr seinen wahren Werth zu schätzen wißt.“ — „Du willst es?“ versetzte der General, der nur noch eines ermuthigenden Zuspruchs bedurfte. — „Ich bitte darum, Onkel,“ versetzte sie, ihn umarmend, um ihre Freude und die Glut ihrer Wangen zu verbergen. „Ich weiß nicht, warum, aber es ist mir, als ob Ihr Euren Zweck erreichen würdet.“ — „Sei es darum,“ erwiderte der General mit einem wehmüthigen Seufzer. „Bitte Treuherz, daß er mit seiner Mutter zu mir komme.“ — „Das soll sogleich geschehen sein,“ rief sie vor Freude strahlend, hüpfte wie eine Gazelle von hinten und war rasch hinter einer Ecke der Höhle verschwunden. Der General senkte inzwischen gedankenvoll das Haupt und vertiefte sich in ernste Betrachtungen. Nach einigen Minuten erschien Donna Luz wieder und brachte Treuherz und dessen Mutter mit sich. Der General richtete sich auf, grüßte die Ankömmlinge höflich und gab seiner Nichte

einen Wink, sich zu entfernen. Das Mädchen gehorchte mit klopfendem Herzen.

Es herrschte in diesem Theil der Höhle ein Hellbunkel, das die Gegenstände nur unvollkommen unterscheiden ließ. Auch hatte Treuherzens Mutter ihren Rebozo in einer Weise angelegt, daß ihr Gesicht fast ganz verhüllt wurde. — „Ihr habt nach uns verlangt, General,“ begann Treuherz. „Wie Ihr seht, haben wir uns beeilt, Euren Wünsche zu entsprechen.“ — „Ich danke Euch, mein Freund, für Eure Bereitwilligkeit,“ versetzte der General. „Zuvörderst erlaube mir, Euch meinen Dank für die wichtigen Dienste auszudrücken, die Ihr mir erwiesen habt — ebenso Eurer trefflichen Mutter für ihre zärtliche Sorgfalt gegen meine Nichte.“ — „General,“ entgegnete der Jäger bewegt, „ich danke Euch für diese gütigen Worte, die mich reichlich für Alles belohnen, was Ihr mir zu schulden glaubt.“ — „Gleichwohl muß ich darauf bestehen, daß Ihr mir gestattet, Euch in einer andern Weise zu lohnen.“ — „Mir zu lohnen?“ rief der junge Mann, und eine Gluthröthe überzog sein Angesicht. — „Laßt mich ausreden,“ nahm der General wieder das Wort. „Sollte Euch der Vorschlag, den ich Euch machen möchte, nicht gefallen, so könnt Ihr mir ja eben so unverholen antworten, wie ich Euch frage.“ — „So redet, General; ich höre.“ — „Mein Freund, die Reise, welche ich in die Prairien machte, hatte einen heiligen Zweck, den ich leider nicht erreichen konnte. Ihr seht selbst den Grund, denn meine Begleiter sind an meiner Seite erschlagen worden. So stehe ich fast ganz allein und bin genöthigt, eine Nachforschung aufzugeben, deren glücklicher Erfolg mir den kleinen Rest meiner Tage versüßt haben würde. Gott sucht mich bitter heim. Ich habe alle meine Kinder sterben sehen; eines, ein Sohn, ist mir vielleicht noch geblieben, aber in einem Augenblicke unbefonnenen Zornes verbannte ich ihn aus meinem Angesicht. Ich habe keinen Erben, dem ich nicht mein Vermögen, sondern meinen Namen hinterlassen könnte, der durch eine lange Reihe von Ahnen fadenlos auf mich gekommen ist. Wollt Ihr mir die Familie ersetzen, die mir fehlt? Wollt Ihr mein Sohn sein?“ — Bei den letzteren Worten hatte der General die Hand des Jägers ergriffen; Thränen perlten in seinem Auge, als er sie mit Wärme drückte. Das unverhoffte Anerbieten kam Treuherz im höchsten Grade überraschend; das Herz klopfte ihm, und er wußte nicht, was er antworten sollte.

Da warf seine Mutter ihren Rebozo zurück. Ihr Gesicht war von Freude verklärt. Sie trat zwischen die beiden Männer, legte ihre Hand auf die Schulter des Generals, den sie festen Blicks betrachtete, und sprach mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Endlich, Don Ramon de Garillas, verlangt Ihr den Sohn wieder zurück, den Ihr vor zwanzig Jahren so grausam verstoßen habt.“ — „Frau, was wollt Ihr damit sagen?“ entgegnete der General aus beklemmter Brust. — „Nur so viel,“ erwiderte sie mit majestätischem Nachdruck, „daß ich Donna Jesusita, Eure Gattin, bin, und daß Ihr in Treuherz Euren verstoßenen Sohn Raphael vor Euch habt.“ — „Oh!“ rief der General, auf die Kniee niederfallend und in einen Thränenstrom ausbrechend, „Verzeihung, Verzeihung, mein Sohn!“ — „Vater,“ rief Treuherz, der auf ihn zuellte und ihn aufzuheben versuchte, „was thut Ihr doch?“ — „Mein Sohn,“ entgegnete der Greis, außer sich vor Schmerz und Freude, „laß mich knien, bis ich Deine Verzeihung erhalten habe.“ — „Steht auf, Don Ramon,“ sagte Donna Jesusita in mildem Tone; „schon lange birgt das Herz der Mutter und des Sohnes nur noch Liebe und Achtung für Euch.“ — „Oh!“ rief der Greis, der freudetrunken bald die Gattin, bald den Sohn umarmte, „das ist zu viel Glück. Ich verdiene diesen Segen nicht nach meinem grausamen Benehmen.“ — „Vater,“ versetzte der Jäger, „jener wohlverdienten Züchtigung verdanke ich es, wenn ich ein Ehrenmann geworden bin. Denkt an die Vergangenheit nur noch wie an einen Traum und freut Euch der Zukunft, die Euch lächelnd entgegenkommt.“ In diesem Augenblick näherte sich Donna Luz schüchtern. Sobald der General sie

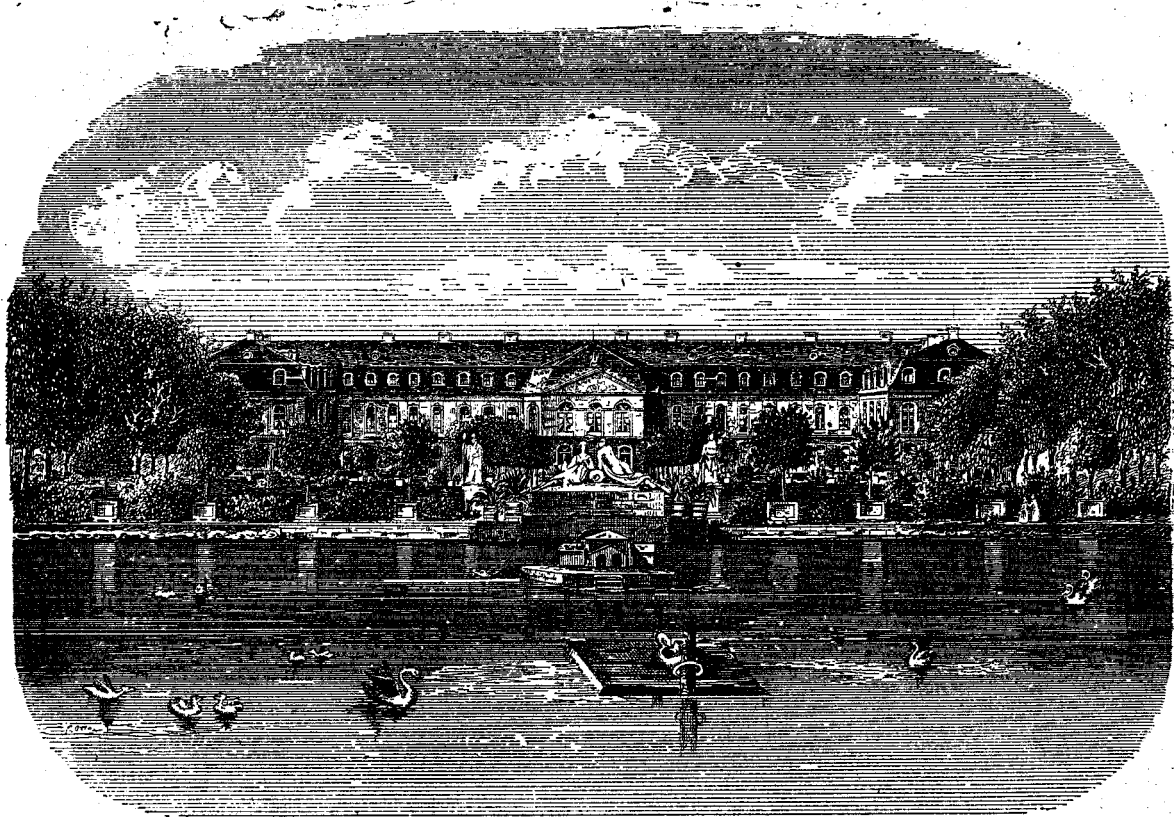
bemerkte, eilte er auf sie zu, ergriff sie bei der Hand und führte sie zu Donna Jesufita, welche das Mädchen in ihre Arme schloß. „Du kannst Treuherz ohne Furcht lieben, meine Nichte,“ sagte er mit vor Freude strahlendem Antlitz; „denn er ist wirklich mein Sohn. Gott hat es in seiner grenzenlosen Güte gefügt, daß ich in einem Augenblick ihn wieder fand, als ich an einem solchen Glück schon verzweifelte.“

Das Mädchen stieß einen Freudenruf aus und verbarg ihr Gesicht an dem Busen der Donna Jesufita; die Hand aber überließ sie Don Raphael, der dieselbe, vor ihr niederfallend, mit Küffen bedeckte.

### Das königliche Residenzschloß in Stuttgart.

Die Hauptstadt Württembergs, die sich an Reiz der Lage mit jeder deutschen Stadt messen darf, ist nicht so reich

an großartigen öffentlichen Bauten, doch wird kaum ein Schloß in Deutschland sein, das so sehr das Gepräge einer Königswohnung trüge, als dies Residenzschloß. Es wurde von Herzog Karl im Jahre 1746 angefangen und 1782 vollendet und eingerichtet. Der rechte Flügel, welcher 1762 abbrannte, wurde unter dem verstorbenen König Friedrich ausgebaut, welcher die Beletage desselben am 17. Febr. 1807 bezog. König Wilhelm wählte die untere Etage mit den Zimmern, welche den Anlagen zu liegen, und bezog dieselbe am 25. Febr. 1817. Das Schloß besteht in einem Corps de logis mit vorstehendem Hauptportal und zwei Flügelgebäuden, welche vorne Pavillons bilden, und auf diesen vorne wie auf den Seiten mit Portalen versehen sind. Oben auf dem Corps de logis erblickt man eine kolossale vergoldete Krone auf großer Kuppel mit einem ebenfalls vergoldeten Umgang. Der Schloßhof mit drei offenen Thoren ist an der vordern Seite mit Pfeilern und Ketten gegen den Schloßplatz



Das königliche Residenzschloß zu Stuttgart von der Nordseite.

abgegränzt. Auf den zwei Postamenten, welche das mittlere offene Thor bilden, stehen ein Hirsch und ein Löwe von Eisen, Attribute des königlichen Wappens. Auf beiden Seiten des Hauptportals sind Hercules und Minerva kolossal in Sandstein ausgeführt. Das Gebäude selbst ist massiv und enthält ein Rez de chaussé, die Beletage, und über dem Corps de logis, sowie im Mittel und in der Fronte der Flügelgebäude eine Attik mit Statuen und Trophäen von Stein verziert; zwischen denselben das Mansardenstockwerk. Das Dach ist mit Schiefer gedeckt. Das Schloß enthält an Sälen, Zimmern, Entresoles, Vestibules 365 Piecen. Unter denselben sind besonders sehenswerth: der weiße Saal mit einem Tonnengewölbe reich mit Stuckaturarbeit verziert, 108' lang, 48' breit, 33' hoch; darin ein Spiegel aus einem Glas 15' hoch, 6' breit; eine Gallerie mit einer Plafond-Freske von Guibal; der neue Marmorsaal roth und blau mit Landmarmor, zwei Säle sind mit Fresken

von Gegenbauer geschmückt, sämmtlich aus der württembergischen Geschichte, der Thronsaal und der große Marmorsaal. Das Schloß hat eine reiche Sammlung von Büsten aus carrarischem Marmor, Nachbildungen von Antiken, und eine Reihe trefflicher Gemälde, meist schwäbischer Künstler. An das Schloß schließt sich ein reizender Park mit einem See, an dessen oberem Ende die herrlichen Danneberg'schen Nymphen thronen, während Hofers Pferdehändler, Gylasgruppe und Antikennachbildungen im schönsten Marmor den Park selbst schmücken.

### Der Ausbruch des Vulkans Grand-Brulé

auf der ostafrikanischen Insel Bourbon.

Der Grand-Brulé Vulkan auf der Insel Bourbon zählt zu den unruhigsten; wir theilen unseren Lesern das Bild